DER

URSPRUNG DER SPRACHE.

ÜBER DEN URSPRUNG DER SPRACHE

von

JACOB GRIMM.

GELESEN IN DER AKADEMIE AM 9. JANUAR 1851.

gr. 4. geh. Preis 15 Sgr.

DER

URSPRUNG DER SPRACHE,

IM ZUSAMMENHANGE MIT

DEN LETZTEN FRAGEN ALLES WISSENS.

EINE DARSTELLUNG DER ANSICHT WILHELM v. HUMBOLDTS, VERGLICHEN MIT DENEN HERDERS UND HAMANNS

VON

H. STEINTHAL, Dr.

PRIVATDOCENTEN FÜR SPRACHWISSENSCHAFT AN DER UNIVERSITÄT ZU BERLIN.

Πάντα θεῖα καὶ ἀνθρώπινα πάντα.
Hippokrates.

BERLIN,

FERD. DÜMMLER'S BUCHHANDLUNG.

1851.

Die Citate mit römischen Zahlzeichen verweisen auf Wilhelm v. Humboldts „Einleitung in die Kawi-Sprache.“ Um die Stellen in dem besondern Abdrucke „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues“ zu finden, hat man von der angegebenen Zahl 16 abzuziehen.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Grünstraſse 18.

Die Frage nach dem Ursprunge der Sprache ist neuerdings von dem tiefen Philosophen Schelling wieder angeregt und von dem Meister der historischen Grammatik Jacob Grimm zum Gegenstande einer akademischen Abhandlung gemacht worden — eine Frage, deren Wichtigkeit sich schon einfach aus der Thatsache entnehmen läſst, daſs bei den Griechen von Pythagoras an jedes philosophische System die Beantwortung derselben versuchte. Die Lösungen dieses Problems fielen aber sehr verschieden aus, und nur sehr unbestimmt lieſse sich der Streitpunkt durch die beiden Schlagwörter θέσει und φύσει angeben. Denn diese erhielten je nach der Eigenthümlichkeit der Weltanschauung jedes Systems auch eine ganz eigenthümliche Bedeutung, so daſs in der wechselnden Auffassung derselben sich die ganze Entwickelung der griechischen Philosophie abspiegelt.

Daſs aber die Griechen die wahrhafte Lösung nicht gefunden haben, geht aus einer andern Thatsache hervor, daſs nämlich dieselbe Frage im vorigen Jahrhunderte von neuem zu einem Kampfe Veranlassung gab. Während seit dem Wiedererwachen der Wissenschaften bis auf jene Zeit die Ansicht, die man aus dem Aristoteles las, die Sprache sei θέσει entstanden, so sehr die herrschende war, daſs man nicht mehr begriff, oder wenigstens nicht zu würdigen vermochte, was für die entgegenstehende Ansicht sprach: machte sich jetzt in tief fühlenden Gemüthern, indem man die hohe Bedeutung der

Sprache für menschliches, geistiges Wesen theils erkannte, theils ahnte, das Bedürfniſs geltend, die Sprache nicht als freie Menschenerfindung, sondern als höhern Ursprungs anzusehen — der menschlichen Spracherfindung setzte man eine göttliche Sprachschöpfung entgegen.

Wie lebhaft aber auch in jener Zeit der Kampf um die Weise der Entstehung der Sprache geführt wurde, es kam keine Ansicht zum Vorschein, die nicht schon einen hellenischen Vorkämpfer gefunden gehabt hätte. Selbst Herders Ansicht, welche auch von Grimm als zutreffend anerkannt wird, ist nur die stoische, während die seiner Vorgänger, besonders der französischen, die epikuräische ist, welche mehr einen thierischen als einen menschlichen Ursprung der Sprache annimmt. Der göttliche Ursprung war den Griechen nicht unbekannt, fand aber nur geringen Beifall und konnte erst neben der geoffenbarten Religion Anerkennung finden.

Wenn das abermalige Erwachen dieses Streites darauf hinweist, daſs die Griechen denselben nicht ausgefochten haben, so zeigt die Gleichheit der Fahnen, unter denen auch die Neuen wieder, wie die Alten, kämpften, daſs das Princip der neuen Geschichte, das neue Bewuſstsein der Menschheit über sich selbst, damals noch nicht wissenschaftlich erfaſst war. Darum war dieser wiederholte Kampf ohne eigenthümliches Ergebniſs und kann kein anderes Verdienst in Anspruch nehmen, als eine Frage angeregt zu haben, deren genügendere Lösung späterer Zeit vorbehalten bleiben sollte.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts brach plötzlich die wissenschaftliche Reformation aus, in welcher sich das Selbstbewuſstsein der Menschheit in noch nicht dagewesener Tiefe wissenschaftlich begriff. Dieser Umschwung der wissenschaftlichen Anschauungsweise machte sich auch sogleich in der Philologie, und insbesondere in der Sprachwissenschaft, durch völlige Neugestaltung geltend. Ja, wenn auf den übrigen Gebieten des Wissens doch nur umgestaltet und fortentwickelt ward, so wurde die Sprachforschung erst in unserem Jahrhundert als Wissenschaft begründet. Dies gilt wenigstens un-

bedingt, wenn man, abgesehen von den Verdiensten der Philologen um die Syntax der griechischen und römischen Sprache, nur die Etymologie und die Metaphysik der Sprache berücksichtigt. Denn die Gründer der wissenschaftlichen Etymologie ist die hiesige Königl. Akademie der Wissenschaften so glücklich, zu ihren Mitgliedern zu zählen; und der Gründer der Metaphysik der Sprache, d. h. der Erforschung des Was, des Wesens oder des Begriffes der Sprache als dieser bestimmten Offenbarung des menschlichen Geistes im Allgemeinen, wie der Ergründung der besondern realen Principien, welche die Erscheinungsformen der einzelnen Sprachen bestimmen — der Gründer dieser in die Verhältnisse des menschlichen Geistes so allseitig und tief eingreifenden Disciplin war ihr verstorbenes Mitglied, Wilhelm von Humboldt.

So scheint denn, wenn die Frage nach dem Ursprunge der Sprachen heute wieder zum Gegenstande der Erörterung werden soll, nichts natürlicher und nothwendiger, als zuvor zu untersuchen, ob dies nach Wilhelm von Humboldts Auftreten noch nöthig oder vielleicht auch erst wahrhaft möglich geworden ist. Denn es läfst sich wohl schon nach dem ungefähren Ueberschlag obiger allgemein anerkannter Thatsachen vermuthen, dafs durch Humboldts Wirksamkeit für die Sprachwissenschaft auch jene Frage eine wesentlich veränderte Bedeutung erhalten habe. Nicht Herder, noch sonst ein Mann des vorigen Jahrhunderts, sondern Wilhelm von Humboldt ist der Boden, in welchem die Sprachwissenschaft Wurzeln zu schlagen, und von dem aus sie sich zu erheben hat.

Hiernach beabsichtige ich in gegenwärtigem Schriftchen, Humboldts Ansicht über den Ursprung der Sprache zu entwickeln und dann weiter zu zeigen, wie in seinem Sinne die Aufgabe rücksichtlich derselben sich gestalten, welche Richtung sie vorzeichnen, welches Bedürfnifs der Sprachwissenschaft ihre Lösung befriedigen würde. Man wird, hoffe ich, hierin keine Anmafsung in irgend welcher Weise finden, sondern lediglich die reine Absicht erkennen, so viel an mir ist, die Sprachwissenschaft, die ich liebe, zu fördern.

Wilhelm von Humboldt.

Wie die vorkantische Metaphysik Gott und die Seele unter der Kategorie des D i n g e s auffaſste, so daſs man ohne Scheu Gott eine *res cogitans* nannte, so sah man auch die Sprache als ein D i n g an, als ein v o r l i e g e n d e s M i t t e l zur Bezeichnung der Vorstellungen. So konnte oder muſste man natürlich fragen, wo kommt das Ding her? wer hat das Ding, die Sprache, gemacht? Und hatte man einmal so gefragt, wie natürlich, daſs die Antwort lautete: wer alle Dinge verfertigt hat, hat sich auch die Sprache gemacht, der Mensch, und er hat sie zur Befriedigung eines Bedürfnisses erfunden. Wenn Andere, z. B. Kratylos im gleichnamigen platonischen Dialoge, behaupten, die Wörter seien φύσει, so soll damit nur gesagt sein, die Namen seien bezeichnend gegeben, die Sprache sei also ein zweckmäſsig und gut eingerichtetes Ding, ein zur Erkenntniſs und Belehrung geeignetes Mittel. Wenn Andere die Sprache auf Gott zurückführten, so hatten sie darum keine tiefere Ansicht von dem Wesen und der Bedeutung der Sprache. Sie schätzten die Künstlichkeit der Sprache höher und meinten, ein so kunstvoll zusammengesetztes Ding könne kein Mensch geschaffen haben; etwa wie einige Rabbinen behaupteten, die erste Zange müsse nothwendig den Menschen von Gott gegeben sein; denn wie hätte sich der Mensch ohne Zange je eine solche schmieden können?

Daſs diese Betrachtung der Sprache als eines Dinges keine Sprachwissenschaft aufkommen lieſse, sah Humboldt

klar, und so lautet sein erster Satz dahin (S. LV. LVII.): die Sprache ist kein fertiges ruhendes Ding, sondern etwas in jedem Augenblicke Werdendes, Entstehendes und Vergehendes; sie ist nicht sowohl ein todtes Erzeugtes, als eine fortwährend thätige Erzeugung, kein Werk, *ergon*, sondern eine Wirksamkeit, *energeia* — kurz Sprache ist nur Sprechen. Will man den Ausdruck scharf nehmen, so läſst sich wohl sagen: es gibt keine Sprache, so wenig wie es Geist gibt; aber der Mensch spricht, und der Mensch wirkt geistig. Humboldt konnte sich den Geist nicht anders, denn als geistige Thätigkeit denken, und die Sprache ist ihm die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Ausdrucke des Gedankens zu machen.

Hiermit ist nun auch schon der andere Punkt ausgesprochen, die Einheit von Geist und Sprache (S. XXIV. XXVI.). Denn ist der Geist bloſs Thätigkeit, und liegt auch die Sprache eigentlich in dem Acte ihres wirklichen Hervorbringens durch den Geist, so ist sie eben nur die auf Sprache gerichtete geistige Thätigkeit des Menschen. Sprache ist ein Artbegriff des Gattungsbegriffes Geist, wie der Begriff Rose im Umfange des Begriffes Blume liegt. Sprechen und Denken sind also nicht identisch, so wenig wie Lilie und Rose; aber Sprache und Geist sind es, so gewiſs, wie Lilie und Blume.

Nach dieser Rücksicht hatte man vor Humboldt in doppelter Weise gefehlt. Einerseits hatte man die Identität von Geist und Sprache übersehen, indem man letztere als ein fertiges Ding, ein gegebenes Mittel, das nur seiner Anwendung harre, ansah. Andererseits aber verfiel man in den Fehler, Sprechen und Denken für identisch zu halten und sich statt einer Grammatik die Logik gefallen zu lassen. Und wie viele Irrthümer waren hiermit verknüpft! Wenn man überhaupt noch so reden darf! denn diese falsche Identität von Sprechen und Denken muſste noch mehr als jener erste Fehler die Sprachwissenschaft ganz unmöglich machen, da sie nicht bloſs den Gegenstand der letztern in einem trüben Lichte

zeigte, sondern die Aufmerksamkeit des Forschers ganz von der eigentlichen Sache, der Sprache, der Grammatik, ab- und einem fremdartigen Gegenstande, dem Gedankeninhalte, der Metaphysik und Logik zuwandte.

Was nun insbesondere wieder die Frage nach dem Ursprunge der Sprache betrifft, so mufste auch sie durch diesen zweiten Irrthum der vorhumboldtschen Sprachwissenschaft noch mehr von ihrer wahren Richtung abgelenkt werden, als durch den ersten. Denn bei der vermeintlichen Selbigkeit von Denken und Sprechen verschwand letzteres im ersteren so sehr, dafs für das Eigenthum der Sprache blofs noch der Laut, die bare Aeufserlichkeit, übrig erschien. So konnte man nur fragen, woher es denn komme, dafs der Mensch mit seinen Vorstellungen und Gedanken Laute verbindet, durch welche er jene äufsern, mittheilen kann. Und wie konnte die Antwort anders lauten, als: der vielerfinderische Mensch habe zum Behufe des Verkehrs auch die Sprache erfunden? Die aber, welche die Sprache von Gott herleiten, sind von diesem Irrthume nicht frei. Sie meinen aber, die Verbindung der Laute mit den Gedanken sei älter, als die Entwicklung der Erfindsamkeit des Menschen, werde nothwendig von dieser vorausgesetzt und sei doch so künstlich, dafs sie eine gröfsere Erfindungskraft erfordert hätte, als deren selbst heute noch der Mensch sich rühmen könne. Ohne Sprache sei keine menschliche Vernunft möglich, also kann die Vernunft nicht vor der Sprache gewesen sein, sie gebildet haben.

Durch die erwähnten zwei Punkte, nämlich durch die Auffassung der Sprache als blofs lebendiges, gegenwärtiges Sprechen und durch Feststellung ihrer Identität mit dem Geiste, ist die Grundanschauung der neuen Sprachforschung durch Humboldt gewonnen. Indem es aber hier nicht unsere Aufgabe ist, alle die sich mit Nothwendigkeit ergebenden Folgen jener Vordersätze darzustellen, wollen wir uns sogleich darnach umsehen, welche Gestalt und Bedeutung jetzt die Frage nach dem Ursprunge der Sprachen erhalten hat.

Sobald die Sprache nicht mehr als daseiendes Material,

sondern als Spracherzeugung angesehen wird, kann man nicht fragen, woher das Material? vielmehr ist es der Ursprung der Sprache im Geiste, ihr Zusammenhang mit der gesammten Geistesthätigkeit, worauf jetzt das Interesse geht. Woher die Sprache? wird gefragt; Antwort: Sprache ist Sprechen, Spracherzeugung, also bloſse Thätigkeit, welche frei in der Tiefe des menschlichen Gemüths entspringt. Der Gesang der Nachtigall hat seinen Ursprung in ihrer Brust; auch der Mensch, sagt Humboldt (S. LXXVI.), ist ein singendes Geschöpf, aber Gedanken mit den Tönen verbindend.

Diese Ansicht steht für Humboldt so fest, daſs er der Frage, ob der Mensch die Sprache hervorgebracht habe, vor allem den Satz entgegenstellt: die Sprache ist überhaupt nicht erschaffen, sondern bricht weit mehr selbstthätig aus der innersten Natur des Menschen hervor, in dem Grade, daſs, wenn nach dem Verhältnisse und Zusammenhange zwischen den Sprachen und den National-Geistern gefragt wird, die intellectuelle Eigenthümlichkeit der Völker ebensowohl wie sie als Ursache der Sprache angesehen werden kann, auch im Gegentheile nur für ihre Wirkung zu halten wäre (S. XLVIII.). Mit Hervorhebung dessen, was in dem Worte Ursprung eigentlich ausgedrückt liegt, könnte man sagen, weil die Sprache ihr Dasein ihrem Ursprunge verdankt, darum ist sie unerschaffen; und sie erspringt in jedem Augenblicke neu und ewig jung.

Dieser Satz von dem selbstthätigen ewigen Hervorspringen der Sprache aus dem Geiste hat für die Sprachwissenschaft dieselbe Bedeutung, welche für die neuere Philosophie der Cartesianische Ausspruch *cogito ergo sum* erlangt hat.

Er drückt Humboldts tiefe Anschauung von der Natur der Sprache aus. Indem er aber von Humboldt weiter verfolgt wird, mit Rücksicht auf die vorliegenden Thatsachen sowohl, als auch auf die metaphysische Erkenntniſs vom Wesen des Geistes überhaupt, erfährt er noch nähere Bestimmungen und Beschränkungen.

Erstens: die geistige Thätigkeit ist kein Tanz, daſs sie vorüberginge ohne etwas Bleibendes zurückzulassen; sie ist vielmehr zeugend, schaffend. Und so ist auch die Sprachthätigkeit des Geistes derartig, daſs durch sie bleibende Sprachgebilde hervorgebracht werden, daſs Wörter und Wortformen entstehen. Diese Lautgebilde sind zwar einer fortdauernden Veränderung unterworfen, doch nicht mehr als alle Dinge der Erde, als Thiere und Pflanzen, ja nicht mehr als das harte Urgebirge. Es gibt Gesprochenes, abgesehen von dem jedesmaligen Sprechen (S. LXXVII ff.); es gibt einen Vorrath von Wörtern und ein begränztes System von Regeln, diesen daliegenden Wortschatz zu benutzen. Darum kann man auch eine fremde Sprache erlernen. Es ist ganz richtig, daſs Wörterbuch und Sprachlehre nicht die Sprache, sondern etwas durchaus Todtes sind, daſs sie erst im gegenwärtigen Sprechen und nur für den Augenblick der Rede Wirklichkeit und wahres Leben erlangen; — es ist auch richtig, daſs die niedergeschriebene Rede etwas Todtes ist, das der Leser durch seine eigene Sprachthätigkeit zu beleben hat; — es ist endlich richtig, daſs selbst todte Sprachen in dem Augenblicke, wo wir sie lesen oder uns ihrer bedienen, wirklich von uns einen belebenden Hauch erhalten; aber es ist ebenso unläugbar, daſs ein Unterschied stattfindet, ob ein solcher Wortvorrath und ein durch feste Regeln bestimmtes Verfahren diese Wörter zu benutzen schon vorhanden, durch früheres Sprechen schon geschaffen ist, oder nicht; — ob ein Wort zum allerersten Male aus einem menschlichen Munde ertönt, oder ob es nur wiederholt erzeugt wird; — kurz es ist ein Unterschied zwischen ursprünglicher Spracherzeugung und fortdauernder Wiedererzeugung.

Ist also auch die Sprache nie als Ding aufzufassen, sondern als Thätigkeit, so ist sie doch, so weit menschliches Wissen in das Alterthum zurückreicht, immer durch einen schon gebildeten Sprachstoff bedingt, immer nur Wiedererzeugung und Umgestaltung, nicht ursprüngliche Sprachschöpfung; und gerade diese letztere nur wird unter Ursprung der

Sprache verstanden. Die Sprache hat seit undenklichen Zeiten ein gewisses Dasein, unabhängig von dem jedesmaligen Sprechen, wenn sie auch nur in letzterm Leben hat. Und nähme man auch Sprache noch so eng als bloſses Sprach-Erzeugen, so fragen wir, wie fing dies Sprach-Erzeugen an? wie entsprang es?

Die Auffassung der Sprache also als bloſse Thätigkeit kann nicht abhalten, nach den Umständen, unter denen diese Thätigkeit zuerst hervorbrach, d. h. nach ihrem Ursprunge zu fragen.

Zweitens: so wenig die Sprache in geschichtlicher Zeit reines Erzeugen, sondern immer schon durch vorhandene Sprache bedingtes ist, eben so wenig kann sie reine, unbedingte Selbstthätigkeit sein; sonst könnte es nur eine Sprache geben, nicht viele unterschiedene Sprachen. Unterschied entsteht, wenn eine und dieselbe Kraft unter verschiedenen Umständen wirkt. Diese Umstände sind bei der Wirkung eben so wohl schöpferisch als die Kraft selbst. Man mag es unangemessen finden, die Sprache als ein eigentliches Werk und als eine Schöpfung der Völker zu betrachten; denn man mag ihr eine derartige Selbstthätigkeit zugestehen, daſs sie nicht ein Erzeugniſs geistiger Thätigkeit, sondern eine Emanation des Geistes zu nennen wäre; so haben sie aber doch nur unter den Völkern sich entwickelt. Die wirklichen Sprachen haben mit dem Auftreten der Völker begonnen und haben ihre bestimmte Gestalt, ihre Beschränkungen, nur durch die Völker selbst, und je nach ihrer Geisteseigenthümlichkeit, erhalten. Humboldt selbst bemerkt dies (S. XXI. vgl. S. LIII.) und fügt hinzu: „Es ist kein leeres Wortspiel, wenn man die Sprache als in Selbstthätigkeit nur aus sich entspringend und göttlich frei, die Sprachen aber als gebunden und von den Nationen, welchen sie angehören, abhängig darstellt.“ Nun denn, wenn es kein leeres Wortspiel sein soll, wie ist dies Räthsel zu lösen? Wie wird das göttlich Freie gebunden von den Nationen? und wie kann, was der Mensch zu binden im Stande ist, göttlich frei sein? Ist sie nicht ein

Werk der Völker, sondern, wie Humboldt selbst sagt, eine ihnen zugefallene Gabe, wie kann man dann noch behaupten, sie gehöre der Menschheit an?

Humboldt hat sich also bei der Betrachtung der Sprache einen doppelten Widerspruch, der aus ihrer Natur folgt, vorgehalten: erstlich, die Sprache ist bloſs Sprach-Erzeugen und hat dennoch auch ein ruhendes Dasein; zweitens, sie ist abhängig von den Völkern, von den äuſserlichen und inneren Verhältnissen derselben; die Verschiedenheit der Volksgeister ist der Grund, das reale Erklärungsprincip der Verschiedenheit der Sprachen — und dennoch ist sie nicht einmal ein Werk der Nationen, ist rein selbstthätig. Insofern aber letzteres der Fall ist, liegt die Sprache jenseits des Menschen, stammt aus Uebermenschlichem.

Diese mit Nothwendigkeit aus dem Wesen der Sprache sich ergebenden Widersprüche lösen, heiſst den Ursprung der Sprache erklären. Wer sich jene nicht klar gemacht hat, wird diesen nie begreifen. Wer behauptet, die Sprache ist entweder menschlich oder göttlich und sich für eins entscheidet, spricht in vorhumboldtscher Weise. Die Sprache ist menschlich und übermenschlich zugleich; denn sie ist in sich frei entspringend und doch an die beschränkte Natur des menschlichen Geistes, wie er in dem bestimmten Volke liegt, gebunden.

Humboldt hat, indem er das Wesen der Sprache tiefer ergründete als alle seine Vorgänger, die Frage nach ihrem Ursprunge nicht erleichtert, sondern erschwert. Er hat aber den Ursprung mit dem Wesen identificirt und das Woher in das Was verwandelt.

So ist Humboldts Fragestellung. Wie lautet seine Antwort? wie hat er die obigen Widersprüche gelöst? In seinem ernsten, aufrichtigen Streben nach wahrhafter Erkenntniſs hat er die Schwierigkeiten nie zu umgehen gesucht, hat sich nie verblenden lassen, den durch eine Wortspielerei verdeckten Widerspruch für gelöst zu halten; sondern suchte ihn auf in seiner ganzen Schärfe und in seiner Allseitigkeit. Dies ist

in Wahrheit der einzige Weg, ihn wirklich zu lösen. So blieb Humboldt, was zunächst den ersten der beiden angegebenen Widersprüche betrifft, nicht bei der Form, in der er sogleich erschien, stehen, sondern fand ihn noch in einer andern, noch tiefer in das Wesen des Menschen eingreifenden Weise. Es ist nicht blofs in geschichtlicher Zeit dem Menschen und dem redenden Geschlechte ihre Sprache etwas Gegebenes, ein ihnen fremdes Object, das sie aber dennoch wieder nur im Denken aus sich selbst erzeugen müssen, da ja selbst das Sprechenlernen der Kinder nicht ein Zumessen von Wörtern, Niederlegen im Gedächtnifs und Wiedernachlallen mit den Lippen, sondern die Entwicklung der ihnen inwohnenden Sprachkraft ist; die Sprache ist nicht blofs heute für uns sowohl fest als auch flüssig, sowohl unserer Seele fremd als angehörig, von ihr unabhängig und abhängig; auch ist dieser Widerstreit nicht so zu lösen, als wäre die Sprache zum Theil das eine, zum Theil das andere, da sie vielmehr in der That gerade insofern objectiv und auf uns wirkend, als sie subjectiv und von uns gewirkt ist: — sondern im allerersten Sprechen schon gehört das Wort nicht blofs dem Redenden, sondern auch dem Hörenden und Verstehenden.

Es ist nicht blofs ein Widerspruch zwischen der Gegenwart des Sprechens und dem vergangenen todtliegenden Gesprochenen oder der gewordenen Sprache; sondern ganz derselbe herrscht in noch tieferer Weise zwischen dem Einzelnen und der gesammten Gesellschaft, dem Volke, dem er angehört. Diese letztere Weise oder Form begründet die erstere: weil der einzelne Mensch seinem Geschlechte, seinen Zeitgenossen gegenübersteht, darum steht er auch der ganzen Vergangenheit seines Geschlechts gegenüber. Nur der Einzelne spricht, und dennoch gehört die Sprache nie dem Einzelnen, sondern der Gesammtheit; und eben darum ist die Sprache nur gegenwärtig und dennoch Erzeugnifs der vergangenen Jahrtausende. Abgesehen also davon, dafs die Sprache nur sehr bedingungsweise ein Werk der Nation heifsen kann, erzeugt sich hier noch einmal ein Widerspruch, dafs die Sprache so-

wohl nur der Nation, als auch nur dem Einzelnen angehört; und zwar gilt dies nicht blofs in der geschichtlichen Zeit, sondern auch in der ursprünglichsten Sprachschöpfung; denn dieser Widerstreit liegt ebenfalls in dem Wesen der Sprache selbst und ist da, so wie gesprochen wird. Dies ist der Widerstreit von Sprechen und Verstehen.

Dies ist wieder ein grofses Verdienst Humboldts, dafs er zeigte, wie Sprechen und Verstehen immer zusammengehören, dafs es relative Begriffe sind; und die Frage: wie entsteht die Sprache? fällt zusammen mit der anderen: wie ist Verständnifs möglich? Insofern die Sprache dem Volke gehört, ist Verständnifs gegeben; aber sie gehört eben so wohl nur dem Individuum an, und so ist Verständnifs unmöglich.

Wer es noch nicht gewufst hat, um welche Probleme es sich in der Metaphysik der Sprache handelt, der wird es jetzt wissen; es sind die drei letzten aller menschlichen Fragen: wie steht es um den Gegensatz von Tod und Leben, Allgemeinen und Einzelnen, Menschlichem und Uebermenschlichem.

Wir beginnen mit den beiden ersten Widersprüchen. Zunächst also zugestanden, die Sprachen seien menschliche Schöpfungen, so sind sie, obwohl Schöpfungen der ganzen Nationen, dennoch Selbstschöpfungen der Individuen (S. L.), oder in der andern Form: sie sind todte Werke der Vergangenheit und doch blofs lebendige Thätigkeit. Die Lösung dieser Gegensätze findet Humboldt in der Einheit der menschlichen Natur (S. LXXIX.). Weil in allen Einzelnen, welche zur Gesammtheit eines Volkes gehören, eine und dieselbe eigenthümliche Beschränktheit des menschlichen Wesens liegt, weil sie alle an einer und derselben geistigen Substanz Theil haben, weil sie alle von einer gemeinsamen Ideenmasse durchdrungen sind, darum schwindet zwischen ihnen der Gegensatz von Subject und Object. Wegen der Gleichheit des einen Einzelgeistes mit allen übrigen seines Volkes, sind ihm die anderen nicht fremde Objecte; sondern, weil in diesen dasselbe ist, was in ihm, so kann man sagen, er sei in ihnen und sie

in ihm; und was aus ihnen geflossen ist, was ihr Geist geschaffen hat, ist eben so wohl aus ihm geflossen, von seinem Geiste geschaffen. Und so ist die vorliegende Sprache, obwohl der Thatsache nach von ihm unabhängig, ihm fremd, Object, doch im Wesen sein Eigen, weil der Geist, von dem sie abhängig, subjectiv gewirkt war, auch in ihm lebt. Er kann jeden Augenblick der gegebenen todten Sprache seines Volkes das dieser Sprache eigenthümliche Leben geben, weil dasselbe Leben in ihm selbst weht, und er ihr also nur seinen eigenen Othem einzuhauchen braucht. Und eben daher rührt das Verständnifs (S. L.). Die Sprache gehört dem allgemeinen Ich; und weil jeder in seinem besondern Ich das allgemeine trägt, spricht und versteht er seine Sprache.

Denn wegen der gleichen geistigen Substanz in den Einzelnen, welche Gleichheit man sich in der ursprünglichen Zeit der ersten Menschen als durchaus vollständig denken darf und mufs, welche aber auch heute mehr und weniger vorhanden ist, spricht der Sprechende aus dem Geiste des Hörenden, und der Hörende hört mit oder in dem Geiste des Sprechenden — dies ist gegenseitiges Verständnifs. Es reicht in der That nicht weiter als die Gleichheit des Gedankenstoffes in den Einzelgeistern; und die stufenweise Verschiedenheit der Bildung, wie die Verschiedenheit der Richtung der Ideen, welche beide durch das so mannigfach bewegte Leben unserer Zeit so grofs geworden sind, erzeugen fortdauernd Mifsverständnisse und hindern zwischen gewissen Seiten jede Verständigung. Weil aber ursprünglich die Gleichheit der menschlichen Geister eine absolute gewesen sein mufs, so widerstand dem Verständnisse durchaus nichts. Jedoch auch heute noch ist es wahr, was Humboldt bemerkt (S. LXX.), Sprechen heifse sein besonderes Denken an das allgemeine anknüpfen.

Wir nannten oben Sprechen und Verstehen relative Begriffe. Dies sind sie in der That vollständig; und wie die Bezeichnungen positiv und negativ nach entgegengesetzten Gesichtspunkten auch ihre Stellung gegen einander umtauschen können, so dafs jetzt dieselbe Strecke Weges als posi-

tiv angesehen werden kann, die man vorher als negativ annahm, weil sie eben nur den Gegensatz überhaupt ausdrükken: ebenso ist Sprechen an sich selbst Verstehen, und umgekehrt. Der Sprechende, indem er spricht, versteht den Hörenden; denn er spricht so, wie der andere an seiner Statt es gethan haben würde; er sucht im Geiste des Andern die Wörter, deren er sich bedienen will. Und der Verstehende spricht das Wort, das er hört, indem er es hört, nach; vernehmen und nachsprechen ist dieselbe That.

So fällt nun auch, wie der Gegensatz von Subjectivität und Objectivität, der von Activität und Passivität weg. Der Sprechende erscheint zunächst als activ; aber er wird durch die gegebene Sprache und den Hörenden bestimmt und beschränkt; also sind vielmehr diese activ, und er passiv. Aber was ihn bestimmt, kommt aus „menschlicher mit ihm innerlich zusammenhängender Natur;" also bestimmt er bloſs sich selbst. Und ebenso der Hörende.

Blicken wir jetzt auf die Frage nach dem Ursprunge der Sprache, so folgt aus dem Entwickelten, daſs wir zu ihrer Beantwortung weder historischer Berichte, noch leerer Hypothesen bedürfen, sondern bloſs unser eigenes Wesen zu erforschen, in die Tiefe unseres Geistes zu steigen haben, um hier den ewigen Ursprung der Sprache aufzufinden; denn wie sie in uns entspringt, so geschah es von dem Augenblicke an, wo der Mensch den Erdboden betrat, sei es daſs ein Paar oder mehrere, zugleich und an einem Orte oder an verschiedenen Orten und Zeiten entstand.

Das hat Humboldt klar erkannt und dargelegt. Er ist aber noch nicht fertig. Er fragte weiter: sind jene Widersprüche gelöst in der Einheit der menschlichen Natur, wie ist dann die äuſsere Geschiedenheit innerlich zusammenhängender Individuen denkbar?

Auf diese Frage antwortet Humboldt: Vieles, vorzüglich aber die Sprache beweist uns, daſs die Geschiedenheit der Individuen nicht wesentlich ist, daſs es in Wahrheit keine geschiedene Individuen gibt; daſs vielmehr die Individualität,

d. h. die äufsere Spaltung in Einzelne, nur die Erscheinungsform des menschlichen Geistes sei, nur bedingtes Dasein habe[1]), also über sich hinausweise auf einen Punkt, wo die Individuen als wahrhaft identisch zu fassen sind, und wo auch die Sprache ihren Quell hat. Ist nun aber Individualität das Princip des menschlichen Daseins, so führt uns die Sprache, indem sie über jene hinausführt, auch zugleich über die Menschheit hinaus.

Wir haben diese Auflösung der beiden ersten Widersprüche mit der Voraussetzung begonnen, die Sprache sei eine menschliche Schöpfung; und nun zeigt sich, dafs die Lösung der Widersprüche diese Voraussetzung vernichtet und einen jenseits des Menschen liegenden Ursprung der Sprache, wie der Menschen selbst, anzunehmen zwingt.

Dies führt auf den letzten Widerspruch zwischen menschlichem und übermenschlichem Ursprunge der Sprache — er bleibt von Humboldt ungelöst. Der Ausweg aber, den er nimmt, ist folgender. Er kann zum Behufe der Sprachforschung nicht ablassen von dem Satze, dafs die Geisteseigenthümlichkeit der Nationen Grund und Erklärungsprincip des verschiedenen Baues und Charakters der Sprachen sind. Insofern erklärt er die Sprachen für menschlichen, nicht göttlichen Ursprungs. Wenn nun aber die Sprache mindestens eben so sehr den Nationalgeist erst schafft, als sie von ihm geschaffen wird, auch aus den Individuen, wenn sie als wirklich aufser einander existirend angesehen würden, nicht begriffen werden kann, überhaupt endlich mit Recht als etwas Höheres erscheint, als dafs sie für ein menschliches Werk gleich andern Geisteserzeugnissen gelten könnte, so nimmt Humboldt an, dafs der Geist und die Sprache sich neben einander entwickeln, aber harmonisch und sich aufs innigste mit einander verschmelzend. Beide aber, Sprache und Geist, haben ihren gemeinsamen Ursprung dort, wo auch die indivi-

---

[1]) S. XLVI.: „dafs die geschiedene Individualität überhaupt nur eine Erscheinung bedingten Daseins geistiger Wesen ist."

duellen Geister ihren Zusammenhang haben, im eigentlichen und wahren Wesen des menschlichen Geistes, aus welchem alle geistigen Erscheinungen stammen (S. LIII. LIV.).

Wir stofsen also hier auf einen eigenthümlichen Dualismus bei Humboldt. Wir nannten ihn oben den Cartesius der Sprachwissenschaft, weil er ihren Grundsatz feststellte, wie dieser den der Philosophie. Wir finden jetzt eine weitere Analogie im Dualismus beider, trotz der von beiden angestrebten Einheit. Cartesius hält Körper und Seele für zwei besondere Substanzen, die beide von Gott geschaffen sind; an sich absolut von einander verschieden, werden sie nur durch Gott vermittelt, der als dritter aufserhalb ihrer ist. Bei Humboldt verhalten sich Geist und Sprache gewissermafsen wie Seele und Körper, die aus einem Dritten stammen. Diesen dritten Quellpunkt der Sprache und des Geistes legt zwar Humboldt nicht aufserhalb des Menschen; sondern er soll erst das wahre Wesen des menschlichen Geistes sein und im Menschen liegen. Insofern bliebe die Sprache menschlichen Ursprungs. Aber wie soll im Menschen über seinem Geiste noch einmal sein Geist als der Quell des erstern sein? Dieser, das unergründliche Wesen des menschlichen Geistes, kann nur jenseits des Menschen, in Gott liegen. Nur durchaus gewaltsam kann Humboldt den menschlichen Ursprung der Sprache festhalten, weil dies für die praktische Erforschung der einzelnen Sprachen, wie für die Erklärung des Verständnisses unter den Individuen allerdings unerläfslich ist (S. LIV.), wenn man nicht auf ein fortwährendes Eingreifen und Vermitteln Gottes (ein Cartesianisches *systema assistentiae*) zurückkommen will. Humboldt erklärt diesen Punkt in den allerbestimmtesten und gehäuftesten Ausdrücken für dem Menschen unbegreiflich. So geräth aber Humboldt schliefslich in den Widerspruch von Theorie und Praxis[1]). — Sprache und Intellectualität zeigen eine mit einander aufs vollständigste harmonirende Organisation. Diese Harmonie wird durch Wechsel-

---

[1]) Vergl. hierüber unsere »Classification der Sprachen« S. 20.

wirkung beider erhalten und verstärkt, aber nicht erzeugt; sondern sie ist dadurch gegeben, daſs beide einem gemeinsamen Quell entspringen, von dessen Charakter sie beide gezeichnet werden. Dieser Quell, der Theorie ganz und gar unzugänglich, wird von der Praxis postulirt.

Ist nun hier in Humboldts Entwicklung ein Bruch, so wollen wir, um fester vorschreiten zu können, sogleich versuchen, den Zusammenhang herzustellen.

Wir schmeicheln uns, dies zunächst in einer Weise thun zu können, von der wir die berechtigte Hoffnung hegen dürfen, daſs er sie gebilligt haben würde: weil wir dabei ganz analog dem Verfahren, welches er in einem ähnlichen Falle anwendet, zu Werke gehen. Wie er nämlich das gegenseitige Verständniſs der Individuen und den Gegensatz des Sprechenden zur gewordenen Sprache durch die Einheit der menschlichen Natur erklärt, so gehen wir weiter und heben den Widerspruch des göttlichen und menschlichen Ursprungs durch die Einheit des menschlichen und göttlichen Geistes. Es ist hiermit in Wahrheit nicht einmal mehr geschehen, als Humboldt selbst schon gethan hat. Denn die Einheit der in der Erscheinung getrennten Individuen hat ihn ja schon über die menschliche Natur hinaus zum einheitlichen Urquell alles Geistes, zu Gott, geführt. Ganz parallel also seinen eigenen Worten (S. LXXIX.): „Was aus dem stammt, welches eigentlich mit mir Eins ist, darin gehen die Begriffe des Subjects und Objects, der Abhängigkeit und Unabhängigkeit in einander über. Die Sprache gehört mir an, weil ich sie so hervorbringe, als ich thue; und da der Grund hiervon zugleich in dem Sprechen und Gesprochenhaben aller Menschengeschlechter liegt, so ist es die Sprache selbst, von der ich dabei Einschränkung erfahre. Allein was mich in ihr beschränkt und bestimmt, ist in sie aus menschlicher, mit mir innerlich zusammenhängender Natur gekommen, und das Fremde

in ihr ist daher dies nur für meine augenblicklich individuelle, nicht meine ursprünglich wahre Natur" — ganz parallel diesen Worten Humboldts, durch welche er die Freiheit des Sprechenden der Macht der Sprache gegenüber festhält, dürfen wir sagen: die Sprache gehört dem Menschen an, weil er sie so hervorbringt als er thut; und da der Grund hiervon zugleich in Gott liegt, so ist es Gott selbst, von dem er dabei Einschränkung erfährt. Allein was ihn hier beschränkt, kommt aus geistigem, mit ihm innerlich zusammenhängenden göttlichen Wesen, und das Fremde ist daher dies nur für seine augenblicklich beschränkte, nicht seine ursprünglich wahre Natur. — Diese Erklärung lag nahe, und doch hat sie Humboldt nicht gegeben; warum nicht? Vielleicht weil er sie nicht gewagt hat; weil mit ihr nicht bloſs die Sprache, sondern auch alle Beschränktheit und Endlichkeit der Sprachen in Gott gesetzt wäre. Davor schreckte Humboldt zurück, und ehe er Gott anders denn als den absolut Schrankenlosen und durchaus Freien gefaſst hätte, lieſs er lieber diesen Punkt als dunkeln Fleck mit ehrfurchtsvoller Scheu vor dem Unendlichen liegen. Die Folgerechtigkeit seiner Ansichten hätte aber diesen Schluſs gefordert, und da es nichts nützt, vor Schlüssen zurückzubeben, so haben wir dies auszusprechen uns für berechtigt gehalten. Denn man erachte unsere Parallele nicht etwa darum für unpassend, weil die Individuen in gleicher Weise beschränkt sind, Gott und Mensch aber im Gegensatze zu einander stehen. Rücksichtlich der Sprache ist zwischen beiden Verhältnissen kein Unterschied: wie sie dem einen Individuum ebensowohl als dem Volke gehört, ganz in derselben Weise gehört sie ebensowohl dem Menschen als Gott. Man glaube eben darum auch nicht, Humboldt hätte den Widerspruch so lösen dürfen, daſs der Einzelne vom Volke in seiner Sprachschöpfung beschränkt, der Mensch von Gott aber zu ihr angeregt werde; weswegen man sagen müsse: daſs der Mensch überhaupt Sprache schafft, stammt von Gott, daſs er dies gerade in dieser beschränkten Form thut, stammt aus seiner Geisteseigenthümlichkeit. Denn diese rührt

vielmehr eben so sehr von der Sprache her, und Humboldt erkennt, dafs Sprache und Geist eines Volkes **in ihrer gemeinsamen Eigenthümlichkeit** übermenschlichen Ursprungs sind. Gerade dafs die Sprache eines Volkes **so** ist, wie sie ist, ihre eigenthümliche Form, könnte, sagt Humboldt, nur aus Gott als dem letzten tiefsten Grunde der Sprache begriffen werden (S. LIII.).

Wenn aber unsere Analogie zwischen Humboldt und Cartesius richtig ist, so haben wir für ersteren das zu thun, was Spinoza für letzteren gethan hat, und wir hoffen dies um so eher thun zu dürfen, als wir gerade dadurch der Vermischung göttlichen und menschlichen Wesens bei unserer Sprachbetrachtung am gründlichsten entgehen.

Wir behaupten daher in aller Strenge die Identität der Sprache und des Geistes, wozu Humboldt den Ansatz genommen hatte, derartig, dafs weder der Geist die Sprache, noch die Sprache den Geist schafft, sondern dafs sie beide zugleich entspringen, weil, indem die Sprache entsteht, eben der Geist es ist, der sich gebildet hat. Sprache ist nicht das Werk, sondern die **Geburtsstätte** des Geistes (s. unsere Classification S. 59. ff.), das eigentliche Werden des Menschen; d. h. indem Sprache wird, entsteht menschlicher Geist. Die erste Offenbarungs- und Wirkungsform des Geistes, die Form, in welcher er sich erwirkt, schafft, ist Sprache.

Die Frage nach dem Ursprunge der Sprache erhält jetzt die Geltung der psychologischen Aufgabe, die Entstehung des Geistes aus der Natur darzulegen. Welche Bedeutung hat Sprechen für die Vermenschlichung des Bewufstseins? wie bricht aus thierischer Stumpfheit menschliches Selbst, Persönlichkeit, hervor? was hat die Seele mit dem Worte gewonnen? welche Bedeutung hat die Sprache als Offenbarung des Geistes in der geistigen Welt? nach welchen psychologischen Gesetzen entsteht und wirkt sie? Das ist es, was uns mit dem Ursprunge der Sprache zu zeigen ist: der allseitige Zusammenhang des Sprechens mit den niedrigern und höhern Thätigkeiten des Geistes, der Einflufs der Sprache auf

die geistige Entwicklung des Menschen, auf die Bildung seiner Vorstellungen.

Hiermit ist die Frage nach dem Ursprunge der Sprache dem metaphysischen Kampfplatze entrückt und auf rein psychologischen Boden übergeführt. Die Sprache ist eben so sehr oder eben so wenig göttlich, als der endliche Geist des Menschen es ist. Der Sprachforscher als solcher hat an diesem Verhältnisse zwischen endlichem und unendlichem Geiste kein besonderes Interesse. Die allgemeine Metaphysik aber wird hierüber nie ins Klare kommen, wenn sie nicht auf die Ergebnisse der speciellen Wissenschaften hinhört; und darum wollen wir untersuchen, wie dem Sprachforscher von seinem beschränkten Gesichtspunkte aus jenes Verhältnifs erscheint, und wollen das Gefundene zum Besten der Metaphysik aussprechen. Dazu müssen wir in unserer Untersuchung weiterschreiten.

Bei der Entstehung der Sprache werden sich, wie bei jedem Werden, Absätze, Entwicklungsknoten, Perioden zeigen lassen. Der erste Laut ist noch kein Wort, und das Wort zeigt wieder Stufen der Bildung.

Wenn wir jetzt die Sprache als menschlich nehmen und die Frage, in wiefern sie göttlich ist, der Metaphysik zuweisen, so gehört doch unserer anthropologischen Sprachwissenschaft durchaus die Frage an, ob die Sprache aus der Natur oder dem Geiste des Menschen stamme. Bekanntlich hat Becker die Sprache als menschlich-organisches Naturprodukt mit vieler Folgerichtigkeit und höchst anerkennenswerthem Verdienst entwickelt. Ohne hier über die Wahrheit dieser Ansicht aburtheilen zu wollen, müssen wir doch bemerken, dafs er darin Unrecht hat, wenn er meint, seine Ansicht mit Humboldts Autorität unterstützen zu können. Denn wenn auch Humboldt die Sprache einen „unmittelbaren Aushauch eines organischen Wesens" (Becker, Organism S. 12.) nennt, so werden, abgesehen von Humboldts Gesammtanschauung, welche durchaus die Sprache nicht als Natur-Organismus zu fassen erlaubt, jene Worte durch eine auffallend übereinstimmende

Parallelstelle, gerade wie um Beckers Mifsverständnifs zu verhüten, erläutert, indem er (S. LX.) die Sprache „einen geistigen Aushauch eines nationell individuellen Lebens“ nennt. Die Sprache ist also nach Humboldt nicht wesentlich ein Organismus, sondern ein geistiges Individuum, welches allerdings wie der Mensch, das Volk selbst, eine natürliche Basis hat. Diese ist für die Sprache der Laut.

Rücksichtlich der Laute zeigt sich die Schwierigkeit, woher das Kind wisse, wie es die Sprachorgane gegen einander zu stellen hat, um den bestimmten gehörten Laut nachzusprechen. Wie viele Laute gewisser Sprachen, die in der unsrigen fehlen, lernen wir nie hervorbringen! Andere Laute würden viele nie aussprechen lernen, wenn man sie nicht auf die bestimmte Stellung der Organe genau aufmerksam machte. Das Kind aber lernt dies von selbst. Sollte dieser schon lange bemerkte Zusammenhang zwischen Ohr und Sprachwerkzeugen durch die von Johannes Müller entdeckte Mitempfindung und Mitbewegung der Nerven Licht empfangen? Sollten sich wohl in Rücksicht hierauf an Thieren, welche die Fähigkeit der Stimm-Nachahmung haben, beweisende Experimente anstellen lassen?

Wenn wir ferner auf die Bedeutung der Laute eingehen, so zeigt sich zunächst die Onomatopöie. Hier ist es aber auffallend, wie die Eindrücke des Gehörs auf die übrigen Sinneswahrnehmungen übertragen, wie besonders bestimmte Schall- und Lichterscheinungen mit derselben Wurzel bezeichnet werden. Sollte dieses Ineinanderspielen der Empfindungen nicht eine physiologische Grundlage haben? Wenn aber auch eine solche anzunehmen ist, noch mehr aber, wenn sie zurückzuweisen wäre, würde wohl der psychologische Mechanismus der Ideenassociation zur Erklärung herbeizuziehen sein.

Physiologie und Psychologie haben aber nur das embryonische, ideelle Werden der Sprache darzulegen. Es folgt die naturgeschichtliche Betrachtung, welche die wirklichen Sprachen über den ganzen Erdboden verbreitet vorfindet, als ein eigenthümliches Reich, wie es ein Pflanzen- und Thierreich

gibt. Jede Sprache zeigt einen eigenthümlichen Bau, wie jede Thier- und Pflanzenart, und es ist also die Verschiedenheit nach ihren wesentlichen Merkmalen zu beschreiben und zu ordnen; die Sprachen sind zu classificiren. Classification ist die zweite Bedeutung der Frage nach dem Ursprunge der Sprache.

Denn die Classification hat die Bestimmung, die verschiedenen Sprachformen der Erde darzustellen als die sich stufenweise bildende Verwirklichung des allgemeinen Sprachzweckes oder der Sprachidee. Sie stellt also, wenn man auch nicht sagen will, das embryonische, doch das vorhistorische, reale Werden der Sprache dar. Sie ist der eigentliche Kern und Mittelpunkt der Frage über den Ursprung der Sprache. Sie ist unmöglich ohne feste anthropologische Grundlage und ist selbst Grundlage aller weiteren wissenschaftlichen Aufgaben.

Um ihre hohe und umfassende Bedeutung zu erläutern, möge es genügen an einen Begriff zu erinnern, den, nachdem er längst geahnt worden ist, endlich ergriffen zu haben, Humboldts gröſstes Verdienst um die Sprachwissenschaft ist, wir meinen die innere Sprachform. Sie muſs streng von der logischen Form der Gedanken getrennt werden. Die Grammatiker, welche Denken und Sprechen für identisch halten, muſsten diese beiden Formen mit einander vermischen. Auf dieser Vermischung beruht das im Wesentlichen von den Stoikern herrührende Kategorienschema unserer Grammatik, dessen allgemeine, abstracte Betrachtung sich die philosophische Grammatik zur Aufgabe gestellt hat. Es wird zugleich behauptet, daſs diese Kategorien in allen Sprachen dieselben seien, die philosophische Grammatik daher für alle Sprachen gültig sei, ihrer aller Wesen ausdrücke. Wäre dies wahr, so wäre eine Classification der Sprachen entweder unmöglich oder doch nur unwesentlich. Denn sind die Kategorien aller Sprachen gleich, so kann die Sprachverschiedenheit, auf der die Classification beruht, nur die Aeuſserlichkeit betreffen. Der Begriff der innern Sprachform aber, abgesondert von der logischen Form, zerstört das logische Gebäude der philosophi-

schen Grammatik gänzlich und macht eine Classification nach inneren Kategorien möglich. Wegen dieser Wichtigkeit der innern Sprachform, und weil Humboldt selbst sie nicht streng genug bestimmt und abgesondert hat, möge es uns gestattet sein, folgende kurze Erläuterung ihres Wesens durch Hinweisung auf das analoge Verhältnifs in der Thierwelt zu geben.

Wir unterscheiden in der Thätigkeit des lebendigen Sprechens drei Factoren: 1) den Gedankeninhalt oder die Anschauungen, welche der Gegenstand der Mittheilung sind; 2) den Laut, die Verleiblichung des Gedankens; und 3) die innere Sprachform oder die bestimmte Weise dieser Verleiblichung. Jedes Kunstwerk enthält dieselben drei Elemente: diese Bildsäule ist Marmor, ist eine Frauengestalt mit Waage und Schwerdt und ist Darstellung der Gerechtigkeit. Dieselbe Dreifaltigkeit der Momente zeigt nun auch die Betrachtung des thierischen Lebens. Erstlich: die Anatomie entspricht der Laut- und Formenlehre; Verbum z. B. ist ein sprachlich-anatomischer Begriff, wie Lunge ein animalisch-anatomischer. Zweitens: die chemische Verwandlung des Blutes durch den Sauerstoff der Luft ist ein allgemeiner wissenschaftlicher Begriff. Ebenso ist Bewegung oder Werden oder Thätigkeit ein metaphysischer Begriff. Jener chemische Procefs ist allen Thieren unentbehrlich; aber nicht alle haben Lungen: so hat jede Sprache Ausdrücke für Thätigkeiten; aber nicht jede hat Verba. Drittens aber: wenn die anatomischen Organe andere sind, so wird der allgemeine Begriff, die allgemeine Bedingung des thierischen Lebens in anderer physiologischer Form verwirklicht und erfüllt; also ist auch mit jeder verschiedenen Lautformungsweise eine verschiedene innere Sprachform verknüpft. Die Fliege athmet anders als das Säugethier, und der Frosch wieder anders; wie? das hat die Physiologie, gestützt auf die Anatomie, zu sehen. Ebenso: Wenn der Uramerikaner eine andere Weise der Wortabwandlung hat als der Europäer, so hat seine Sprache auch eine andere innere Form. Dafs er Ausdrücke für Thätig-

keiten hat, ist gleichgültig, weil von selbst verständlich; aber der Sprachforscher hat zu finden, welche innere Form sich hinter der Lautform der amerikanischen Sprachen verbirgt, und damit einen tiefen Blick zu thun in das Gedankenspiel, in den psychologischen Organismus der sie redenden Stämme.

Es bedarf, glauben wir, keines Weitern, um die Wichtigkeit einer von diesem Standpunkte aus unternommenen Classification zuzugestehen; denn sie betrifft nach dem Gesagten nicht bloſs die Sprachen, sondern die Volksgeister selbst.

Bevor wir jetzt weiter schreiten, wollen wir uns der Frage erinnern, welche uns die Metaphysik gestellt hat: woher stammen die verschiedenen Volksgeister und Sprachen in dieser ihrer Verschiedenheit und Beschränktheit? wie verhält sich die einzelne Sprache zur allgemeinen Sprachidee? Wir können diesen Fragen nicht damit entgangen sein, daſs wir Geist und Sprache als identisch nahmen. Wir haben damit die bei Humboldt zwiefältige Frage nur in e i n e verdichtet. Unsere Antwort ist aber nur die oben schon aus Humboldts Sätzen erschlossene mit einer Umkehrung der Subjecte: Die Sprachen gehören Gott an, weil er sie so hervorbringt als er thut; und da der Grund hiervon zugleich im Menschen liegt, so ist es der Mensch, von dem er dabei Einschränkung erfährt. Allein was ihn hier beschränkt, kommt aus geistigem, mit ihm innerlich zusammenhängenden Wesen, und das Fremde ist daher dies nur für seine abstract unendliche, nicht seine entwickelte wahre Natur. Das heiſst also in Wahrheit: dem wirklichen Gotte gehören die Sprachen alle ganz und gar und es ist in ihnen nichts ihm Fremdes. Wem diese Ausdrucksweise unangemessen scheint, dem sagen wir mit andern aber gleichbedeutenden Worten: d i e S p r a c h i d e e l i e g t i n j e d e r S p r a c h e, u n d j e d e s t a m m t a u s i h r, u n d e s g i b t i n k e i n e r e t w a s i h r F r e m d e s; u n d s o i s t s i e j e d e S p r a c h e u n d a l l e S p r a c h e n i n E i n e m.

Mit den Völkern treten die Sprachen endlich in das Reich

der Geschichte. Hier erfahren sie neue Umwandlungen, und zwar treffen diese die äufsere und innere Sprachform in verschiedener, ja entgegengesetzter Weise. Die Lautform, dieser äufsere Bau, ist in fortwährendem Verfall. Die innere Form bleibt hiervon nicht unberührt; was sie aber hierdurch für Abbruch erleidet, ersetzt sie, einmal von der Lautform unabhängiger, in sich selbständiger und freier geworden, vielfach durch eine eigene Entwicklung auf rein geistigem Boden. Dieser Punkt ist schon von Hrn. Jacob Grimm meisterhaft entwickelt und bedarf darum keiner weitern Ausführung.

Die letzte Aufgabe also, welche mit der Frage nach dem Ursprunge der Sprache gegeben ist, wäre die, die Gesetze der Geschichte der Sprachen aufzufinden; zu bestimmen, in welcher Weise die einheitlichen Sprachstämme sich in Familien und diese in Dialekte zerspalten, in welchem Verhältnisse das Gemeinsame, Ursprüngliche, zum Eigenthümlichen, neu Entwickelten steht; ob eine positive, wirkliche Ursprache für jeden Stamm und dann für jede Familie anzunehmen sei, oder inwiefern solche gemeinsame Ursprachen nur *δυνάμει* existirt haben mögen.

Bekannt ist die Auflösung der synthetischen Sprachen in analytische. Es wäre genau zu bestimmen, wie viel die letztern in ihrer äufsern und innern Form verlieren und gewinnen; wie sie sich besonders von den einsylbigen Sprachen unterscheiden.

Nicht die Geschichte irgend eines Sprachstammes wäre zu geben; sondern die Grundsätze, nach denen alle Sprachen sich entwickeln, müfsten dargestellt werden. Es wäre also zu prüfen, ob es wahr ist, dafs innerhalb jedes Stammes sich nur ein Verfallen des äufserlichen Sprachbaues zeigt. Ist dies auch rücksichtlich des indoeuropäischen Stammes anerkannt, so scheint von allen übrigen Sprachstämmen das Gegentheil wenigstens insofern statt zu haben, als die eine Familie einen reichern Formbau zeigt als die andere — einen Reichthum, den sie nicht ererbt, sondern, schon losgerissen vom gemeinsamen Stamme, sich eigens erworben hat, während die andere sich

mit dem Gute der Väter begnügt zu haben scheint. Oder es müſste nachgewiesen werden, daſs z. B. der Reichthum des Arabischen, nicht die Armuth des Chaldäischen, der ursprüngliche semitische Sprachbesitz sei. Daſs aber andererseits dieses Wachsthum des Sprachbaues mit einem gewissen Verfall Hand in Hand gehe und von ihm durchkreuzt werde, ist eben so gewiſs; und noch gewisser ist, daſs selbst auf dieses Wachsen der Familie dann endlich doch der Verfall eintritt. Diese verschiedenen Verhältnisse von Steigen und Sinken wären allseitig zu erwägen, zu sondern und zu begründen.

Endlich wären die Gränzen zu bestimmen oder die Grade von Verschiedenheit und Gleichheit, durch welche ein Stamm, eine Familie und endlich eine Sprache als diese einheitliche Gruppe redender Individuen zusammengeschlossen werden.

Sehen wir noch, wie sich unsere Identität von Sprache und Geist von der Humboldtschen unterscheidet. Während Humboldt Denk- und Sprachkraft als gleichförmig individualisirt aus dem einigen Sein des menschlichen Geistes flieſsen läſst: nehmen wir Sprechen als dasselbe was der Geist ist, so daſs dieser durchaus nicht jenseits der Sprache liegt. In diesem Sinne ist uns zwar Denken und jede Thätigkeit des Geistes ebenso wie die Sprache der Geist selbst. Das Auszeichnende der Sprache liegt aber darin, daſs sie die erste unmittelbare That des Geistes, seine Selbstschöpfung ist, wonach jede andere erst möglich wird.

Herder.

Wir haben im Vorhergehenden den Sinn dargelegt, welchen uns die Frage nach dem Ursprunge der Sprache für die Gegenwart zu haben scheint. Wir sind hierbei von Humboldt ausgegangen nnd haben dessen Ansicht besonders scharf gegen die Anschauung vergangener Jahrhunderte in Gegensatz stellen wollen. Wir haben eben darum der vermittelnden Stellung Herders und Hamanns kaum gedacht und geben hier nachträglich eine ausführliche Darstellung der Ansichten dieser beiden hervorragenden Männer. Sie bezeichnen beide mehr eine Gährung als ein productives Wachsthum. Hamann kannte sein Wesen wohl, wenn er in sich eine geistige Verwandtschaft mit Bruno, dem Vorläufer des Cartesius und Spinoza fand.

Was Herder und Hamann von ihren Vorgängern scheidet, besteht, wie wir voraus bemerken wollen, darin, daſs sie die Sprache nicht mehr als bloſses Mittel zur Aeuſserung des Gedankens zu fassen streben, nicht als bloſse Handhabe des Gedächtnisses, nicht als Werkzeug zur Erkenntniſs (welches letztere Kratylos that); vielmehr sehen sie die Einheit der Sprache mit der Erkenntniſs selbst; sprechen ist ihnen erkennen. Hiermit nähern sie sich Humboldt. Indem es ihnen aber nicht gelungen ist, den Begriff der innern Sprachform zu finden, so fallen auch sie in den Fehler ihrer Zeit, in die falsche Identität von Denken und Sprechen; und so ist doch wieder Sprechen bloſses Tönen.

Wie Herder überhaupt seine Stellung in der Geschichte der Ideen dadurch erlangt, dafs in ihm zuerst der Begriff der Humanität lebhaft hervortritt, so ist auch seine „Abhandlung über den Ursprung der Sprache“ viel bedeutender als was vor ihm über diesen Punkt gesagt wurde, und seine Schrift ist heute, obwohl der Geschichte anheimgefallen und nicht mehr von gegenwärtigem Interesse, doch immer noch mit Nutzen zu lesen, was von den gleichartigen Schriften seiner Vorgänger keineswegs gesagt werden kann. Während wir also letztere, ihrer Trivialität wegen mit Stillschweigen übergehen, wollen wir hier die Grundzüge der Herderschen Schrift darlegen. Die Vergleichung derselben mit dem Vorangeschickten, aus Humboldt Entwickelten, überlassen wir dem aufmerksamen Leser. Uebereinstimmungspunkte mit Ansichten der Alten werden wir kurz angeben, dann aber vorzüglich Hamanns gegnerische Bemerkungen folgen lassen.

Herder will die Möglichkeit der Spracherfindung durch den Menschen nachweisen und bespricht in zwei Theilen zuerst das Ob? dann das Wie?; oder die abstracte Möglichkeit und die Weise der Verwirklichung. Bei der Haltbarkeit oder Unhaltbarkeit dieser Scheidung wollen wir uns nicht aufhalten. Wir wollen aber Herder so viel wie möglich selbst reden lassen[1]):

(S. 3.): „Schon als Thier hat der Mensch Sprache. Alle heftigen und die heftigsten unter den heftigen, die schmerzhaften Empfindungen seines Körpers, alle starke Leidenschaften seiner Seele äufsern sich unmittelbar in Geschrei, in Töne, in wilde unartikulirte Laute. Ein leidendes Thier sowohl als der Held Philoktet, wenn es der Schmerz anfället, wird wimmern! wird ächzen! und wäre es gleich verlassen, auf einer wüsten Insel, ohne Anblick, Spur und Hoffnung eines hülfreichen Nebengeschöpfes — Es ist, als obs freier athmete, indem es dem brennenden, geängstigten Hauche Luft giebt:

[1]) Ausgelassene Wörter deuten wir durch Punkte . . . an; die übrigen Zeichen sind von Herder selbst. Getrennte Stellen scheiden wir durch wiederholte Anführungszeichen; also durch “.—„

es ist, als obs einen Theil seines Schmerzes verseufzte, und aus dem leeren Luftraum wenigstens neue Kräfte zum Verschmerzen in sich zöge, indem es die tauben Winde mit Aechzen füllet. So wenig hat uns die Natur als abgesonderte Steinfelsen, als egoistische Monaden geschaffen! Selbst die feinsten Saiten des thierischen Gefühls, ... deren Klang und Anstrengung gar nicht von Willkür und langsamen Bedacht herrührt, ... sind in ihrem ganzen Spiele zu einer Aeufserung auf andere Geschöpfe gerichtet. Die geschlagene Saite thut ihre Naturpflicht: — sie klingt! sie ruft einer gleichfühlenden Echo; selbst wenn keine da ist, selbst wenn sie nicht hoffet und wartet, dafs ihr eine antworte." — (S. 5.) „Das war gleichsam der letzte, mütterliche Druck der bildenden Hand der Natur, dafs sie allen das Gesetz auf die Welt mitgab: empfinde nicht für dich allein; sondern dein Gefühl töne!" (S. 23.) „Ton der Empfindung soll das sympathetische Geschöpf in denselben Ton versetzen!" (S. 6.) „Es gibt also eine Sprache der Empfindung, die unmittelbares Naturgesetz ist: — (S. 23.) das Naturgesetz einer empfindsamen Maschine."

Herder tadelt aber diejenigen, die aus dieser Sprache der Empfindung den Ursprung der menschlichen erklären wollen. (S. 24.): „Man bilde und verfeinere und organisire dies Geschrei, wie man wolle; wenn kein Verstand dazu kommt, diesen Ton mit Absicht zu brauchen, so sehe ich nicht, wie nach dem vorigen Naturgesetz je menschliche, willkürliche Sprache werde." Das wufsten auch Aristoteles und die Stoiker. Die Sprachstimme sei *μετὰ φαντασίας τινός*, sagt jener; *ἀπὸ διανοίας*, so drücken es diese aus.

(S. 31.): „Dafs der Mensch den Thieren an Stärke und Sicherheit des Instincts weit nachstehe, so dafs er das, was wir bei so vielen Thiergattungen angeborne Kunstfähigkeiten und Kunsttriebe nennen, gar nicht habe, ist gesichert; nur so wie die Erklärung dieser Kunsttriebe bisher misglücket ist, so hat auch die wahre Ursach von der Entbehrung dieser

Kunsttriebe in der menschlichen Natur noch nicht ins Licht gesetzt werden können."

(S. 32.): „Jedes Thier hat seinen Kreis, in den es von der Geburt an gehört, gleich eintritt, in dem es lebenslang bleibet und stirbt; nun ist es aber sonderbar, daſs je schärfer die Sinne der Thiere, und je wunderbarer ihre Kunstwerke sind, desto kleiner ist ihr Kreis: desto einartiger ist ihr Kunstwerk. Ich habe diesem Verhältnisse nachgespüret und ich finde überall eine wunderbare beobachtete umgekehrte Proportion zwischen der mindern Extension ihrer Bewegungen, Elemente, Nahrung, Erhaltung, Paarung, Erziehung, Gesellschaft und ihren Trieben und Künsten." Die. Biene auſser den Zellen und auſser ihrem Bestimmungsgeschäft in diesen Zellen ist nichts; alle Kunst der Spinne ist in ihrem „engen Spinnraum verwebet; das ist ihre Welt!"

(S. 33.) „Gegentheils. Je vielfacher die Verrichtungen und Bestimmung der Thiere; je zerstreuter ihre Aufmerksamkeit auf mehrere Gegenstände, je unstäter ihre Lebensart, kurz je gröſser und vielfältiger ihre Sphäre ist; desto mehr sehen wir ihre Sinnlichkeit sich vertheilen und schwächen." — „Nach aller Wahrscheinlichkeit und Analogie lassen sich also alle Kunsttriebe und Kunstfähigkeiten aus den Vorstellungskräften der Thiere erklären, ohne daſs man blinde Determinationen annehmen darf." Wenn Sinne und Vorstellungen auf einen Punkt gerichtet sind, „und die ganze andere Welt für sie nichts ist, wie müssen sie durchdringen", wirken! und „was kann anders, als Instinkt daraus werden?"

Also (S. 34.): „Die Empfindsamkeit, Fähigkeiten und Kunsttriebe der Thiere nehmen an Stärke und Intensität zu, im umgekehrten Verhältnisse der Gröſse und Mannigfaltigkeit ihres Wirkungskreises. Nun aber — der Mensch hat keine so einförmige und enge Sphäre, wo nur eine Arbeit auf ihn warte: — eine Welt von Geschäften und Bestimmungen liegt um ihn — seine Sinne und Organisation sind nicht auf Eins

geschärft: er hat Sinne für alles und natürlich also für jedes Einzelne schwächere und stumpfere Sinne — seine Seelenkräfte sind über die Welt verbreitet; keine Richtung seiner Vorstellungen auf ein Eins: mithin kein Kunsttrieb, keine Kunstfertigkeit — und keine Thiersprache."

„Was ist doch das, was wir, außer der vorher angeführten Lautbarkeit der empfindenden Maschine, bei einigen Gattungen Thiersprache nennen, anders, als ... ein dunkeles sinnliches Einverständniſs einer Thiergattung unter einander über ihre Bestimmung, im Kreise ihrer Würkung. Je kleiner also die Sphäre der Thiere ist: desto weniger haben sie Sprache nöthig. Je schärfer ihre Sinne, je mehr ihre Vorstellungen auf Eins gerichtet, je ziehender ihre Triebe sind; desto zusammengezogener ist das Einverständniſs ihrer etwaigen Schälle, Zeichen, Aeuſserungen. — Es ist lebendiger Mechanismus, herrschender Instinkt, der da spricht und vernimmt. Wie wenig darf er sprechen, daſs er vernommen werde! Thiere von dem engsten Bezirke sind also sogar gehörlos[1]); sie sind für ihre Welt ganz Gefühl, oder Geruch, und Gesicht: ganz einförmiges Bild, einförmiger Zug, einförmiges Geschäfte; sie haben also wenig oder gar keine Sprache" — oder sehr viel Sprache, hätte Herder sagen sollen, wenn eben Thiersprache unmittelbares sinnliches Einverständniſs ist. Dieses ist freilich das Gegentheil von Sprache, welche durch Rede vermitteltes Einverständniſs ist. Der Begriff Thiersprache ist aber gar zu unbestimmt.

„Je gröſser aber der Kreis der Thiere, fährt Herder fort, je unterschiedener ihre Sinne — doch was soll ich wiederholen? mit dem Menschen ändert sich die Scene ganz. Was soll für seinen Würkungskreis, auch selbst im dürftigsten Zu-

---

[1]) Nur erst bei einigen Würmern findet sich das Gehörorgan; und auch unter den eigentlichen Gliederthieren ist es nicht allgemein. Obgleich die Spinnen zu hören scheinen, sind dennoch weder bei ihnen, noch bei den allermeisten Insecten Gehörorgane nachgewiesen. Unter den Mollusken dagegen sind sie sehr verbreitet. Vergl. Schmidt, Handbuch der vergleichenden Anatomie. 1849. St.

stande, die Sprache des redendsten, am vielfachsten tönenden Thieres?“ Und (S. 37.) „Welche Sprache (aufser der vorigen mechanischen) hat der Mensch so instinktmäfsig, als jede Thiergattung die ihrige in und nach ihrer Sphäre? — keine! Bei jedem Thiere ist seine Sprache eine Aeufserung so starker sinnlicher Vorstellungen, dafs diese zu Trieben werden: mithin ist Sprache, so wie Sinne und Vorstellungen und Triebe angeboren und dem Thier unmittelbar natürlich. Die Biene sumset, wie sie sauget; der Vogel singt, wie er nistet — aber wie spricht der Mensch von Natur? Gar nicht! so wie er wenig oder nichts durch völligen Instinct, als Thier thut. Ich nehme bei einem neugeborenen Kinde das Geschrei seiner empfindsamen Maschine aus; sonst ists stumm; es äufsert weder Vorstellungen noch Triebe durch Töne, wie doch jedes Thier in seiner Art; blofs unter Thiere gestellet, ists also das verwaisetste Kind der Natur ... Mit einer so zerstreuten geschwächten Sinnlichkeit, mit so unbestimmten, schlafenden Fähigkeiten, mit so getheilten und ermatteten Trieben geboren, offenbar auf tausend Bedürfnisse verwiesen, zu einem grofsen Kreise bestimmt — und doch so verwaiset und verlassen, dafs es selbst nicht mit einer Sprache begabt ist, seine Mängel zu äufsern — Nein! ein solcher Widerspruch ist nicht die Haushaltung der Natur.“ — (S. 39.) „Bei dem Menschen ist alles in dem gröfsten Mifsverhältnifs — Sinne und Bedürfnisse, Kräfte und Kreis der Würksamkeit, der auf ihn wartet, seine Organe und seine Sprache — Es mufs uns also ein gewisses Mittelglied fehlen, die so abstehende Glieder der Verhältnisse zu berechnen. — Fänden wirs, so wäre nach aller Analogie der Natur diese Schadloshaltung seine Eigenheit, der Charakter seines Geschlechts ... Naturgabe, ihm so wesentlich als den Thieren der Instinkt.

„Ja fänden wir eben in diesem Charakter die Ursache jener Mängel, in jener grofsen Entbehrung von Kunsttrieben den Keim zum Ersatze: so wäre diese Einstimmung ein genetischer Beweis, dafs hier die wahre Richtung der Menschheit liege, und dafs die Menschengattung über den

Thieren nicht an Stufen des Mehr oder Weniger stehe, sondern an Art. — Und fänden wir in diesem neugefundenen Charakter der Menschheit sogar den nothwendigen genetischen Grund zu Entstehung einer Sprache für diese neue Art Geschöpfe, wie wir in den Instincten der Thiere den unmittelbaren Grund zur Sprache für jede Gattung fanden; so sind wir ganz am Ziele. In dem Falle würde die Sprache dem Menschen so wesentlich, als — er ein Mensch ist."

Nun folgert Herder aus seinem oben ausgesprochenen Gesetze: daſs Freiheit der Thätigkeit und Umfang des Wirkungskreises im umgekehrten Verhältnisse stehen zur Stärke der Fähigkeiten und Kunsttriebe. Die menschlichen Sinne, als die schwächsten, sind eben darum die freiesten. „Eben weil sie nicht für einen Punkt sind, so sind sie allgemeinere Sinne der Welt." Weil die Vorstellungen des Menschen nicht auf ein einziges Werk ausschlieſslich gerichtet sind, bekommen sie weitere Aussichten. Der Mensch thut nicht Eins und unverbesserlich; „aber er hat freien Raum, sich an vielem zu üben, mithin sich immer zu verbessern. Jeder Gedanke ist nicht ein unmittelbares Werk der Natur, aber eben damit kanns sein eigen Werk werden." — Wenn der Instinct aus der Organisation der Sinne und dem Bezirk der Vorstellungen folgte, so bekommt der Mensch ohne diesen mehr Helle. „Da er auf keinen Punkt blind fällt und blind liegen bleibt: so wird er freistehend, kann sich eine Sphäre der Bespiegelung suchen, kann sich in sich bespiegeln. Nicht mehr eine unfehlbare Maschine in den Händen der Natur, wird er sich selbst Zweck und Ziel der Bearbeitung."

(S. 42.) „Man nenne diese ganze Disposition seiner Kräfte, wie man wolle, Verstand, Vernunft, Besinnung u. s. w. Wenn man diese Namen nicht für abgesonderte Kräfte oder für bloſse Stufenerhöhung der Thierkräfte annimmt: so gilts mir gleich. Es ist die ganze Einrichtung aller menschlichen Kräfte; die ganze Haushaltung seiner sinnlichen und erkennenden, seiner erkennenden und wollenden Natur; oder vielmehr es ist die einzige positive Kraft des Denkens, die mit einer

gewissen Organisation des Körpers verbunden bei den Menschen so Vernunft heifst, wie sie bei den Thieren Kunstfähigkeit wird: die bei ihm Freiheit heifst und bei den Thieren Instinct wird. Der Unterschied ist nicht in Stufen oder Zugabe von Kräften, sondern in einer ganz verschiedenartigen Richtung und Auswickelung aller Kräfte.“

Herder protestirt weiter kräftig dagegen, wenn man sich die Vernunft „als eine neue, ganz abgetrennte Kraft in die Seele hineingedacht, die dem Menschen als eine Zugabe vor allen Thieren zu eigen geworden.“ „Alle Kräfte unserer und der Thierseelen sind nichts als metaphysische Abstractionen, Würkungen! sie werden abgetheilt, weil sie von unserm schwachen Geiste nicht auf einmal betrachtet werden konnten: ... überall aber würkt die ganze unabgetheilte Seele. Konnte ein Mensch je eine einzige Handlung thun, bei der er völlig wie ein Thier dachte: so ist er auch durchaus kein Mensch mehr.“ Mit dieser psychologischen Grundlage hat Herder in der That die Wolfische Psychologie vollständig gestürzt.

Für Herder ist also die Vernunft des Menschen, als Charakter seiner Gattung, „die gänzliche Bestimmung seiner denkenden Kraft im Verhältnifs seiner Sinnlichkeit und Triebe.“ Der Mensch ist ohne thierische Sinne und Triebe, durch welche er auf einen Punkt hingerissen würde; so wird er ein Geschöpf, „dessen positive Kraft sich in gröfserm Raume, nach feinerer Organisation, heller äufserte: das abgetrennt und frei nicht blofs erkennt, will und würkt, sondern auch weifs, dafs es erkenne, wolle und würke.“ Diese Disposition nennt Herder Besonnenheit. Ist nun diese keine besondere Kraft, sondern eine dem Menschen eigene Richtung aller Kräfte: „so mufs er sie im ersten Zustande haben, da er Mensch ist. Im ersten Gedanken des Kindes mufs sie sich zeigen, wie bei dem Insekt, dafs es Insekt war.“ Es ist im Kinde nicht etwa blofs leere Fähigkeit der Besonnenheit.

(S. 50.): „Setzet den Menschen, als das Wesen was er ist, mit dem Grade von Sinnlichkeit, und der Organisation ins Universum: von allen Seiten, durch alle Sinne strömt dies

in Empfindungen auf ihn los; durch menschliche Seele? auf menschliche Weise? So wird also, mit den Thieren verglichen, dies denkende Wesen weniger überströmt? Es hat Raum, seine Kraft freier zu äufsern, und dieses Verhältnifs heifst Vernunftmäfsigkeit — Wo ist da blofse Fähigkeit? Wo abgesonderte Vernunftkraft? Es ist die positive einzige Kraft der Seele, die in solcher Anlage würkt — mehr sinnlich, so weniger vernünftig: vernünftiger, so minder lebhaft: heller, so minder dunkel — das versteht sich ja alles! Aber der sinnlichste Zustand des Menschen war noch menschlich, und also würkte in ihm noch immer Besonnenheit, nur im minder merklichen Grade: und der am wenigsten sinnliche Zustand der Thiere war noch thierisch, und also würkte bei aller Klarheit ihrer Gedanken, nie Besonnenheit eines menschlichen Begriffs." (Vergl. unsern Aufsatz über „die Sprache der Taubstummen," Deutsches Museum von Prutz und Wolfsohn, Juni 1851.)

Besonnenheit und Sprache aber, fährt Herder fort, sind identisch. (S. 52.) „Der Mensch beweiset Reflexion (Besonnenheit), wenn die Kraft seiner Seele so frei würket, dafs sie in dem ganzen Ocean von Empfindungen, der sie durch alle Sinnen durchrauscht, eine Welle, wenn ich so sagen darf, absondern, sie anhalten, die Aufmerksamkeit auf sie richten, und sich bewufst sein kann, dafs sie aufmerke. Er beweiset Reflexion, wenn er aus dem ganzen schwebenden Traume der Bilder, die seine Sinne vorbeistreichen, sich in ein Moment des Wachens sammeln, auf einem Bilde freiwillig verweilen, es in helle ruhigere Obacht nehmen, und sich Merkmale absondern kann, dafs dies der Gegenstand und kein anderer sei. Er beweiset also Reflexion, wenn er nicht blofs alle Eigenschaften, lebhaft oder klar erkennen, sondern eine oder mehrere als unterscheidende Eigenschaften bei sich anerkennen kann." „Dies erste Merkmal der Besinnung war Wort der Seele! Mit ihm ist die menschliche Sprache erfunden." — Ein Beispiel. Der Mensch sieht ein Lamm. Er sieht es nicht, wie der hungrige, witternde Wolf, der brünstige Schafmann, sondern, „sobald er in die Bedürfnifs kommt,

das Schaf kennen zu lernen, so stört ihn kein Instinct, so reiſst ihn kein Sinn auf dasselbe zu nahe hin, oder davon ab: es steht da, ganz wie es sich seinen Sinnen äuſsert. Weiſs, sanft, wollicht — seine besonnen sich übende Seele sucht ein Merkmal, das Schaf blöcket! sie hat ein Merkmal gefunden. Dies Blöcken, das ihr am stärksten Eindruck macht, das sich von allen andern Eigenschaften des Beschauens und Betastens losriſs, hervorsprang, am tiefsten eindrang, bleibt ihr. Das Schaf kommt wieder. Weiſs, sanft, wollicht — sie sieht, tastet, besinnet sich, sucht Merkmal — es blöckt und nun erkennt sies wieder! Ha! du bist das Blöckende! fühlt sie innerlich.“ „Der Schall des Blöckens von einer menschlichen Seele, als Kennzeichen des Schafs, wahrgenommen, ward, kraft dieser Bestimmung, N a m e des Schafs;“ „es war gefaſstes Zeichen“ Wort. „Und was ist die ganze menschliche Sprache, als eine Sammlung solcher Worte?“

Dieser Triumph ist doch zu leicht errungen, als daſs er uns heute noch für einen wahren Triumph gelten könnte. Wir wollen Herder nicht darauf hinweisen, daſs die Sprache noch mehr ist als eine Sammlung s o l c h e r Worte. Aber Herder hat auch das Dilemma: ohne Vernunft keine Sprache und ohne Sprache keine Vernunft, nicht gelöst, „den Kreisel“ nicht angehalten. Schon das Kind hat Vernunft? Gut! Spricht es? Nein. Also wäre Vernunft vor der Sprache? Nein! Aber Vernunft und Sprache sind im Kinde, nur noch ungebraucht, unentwickelt, als „Keim“ (S. 48.). W i e w ä c h s t a b e r d i e s e r K e i m? „Im Keime ist der ganze Baum enthalten;“ habe ich denn nun am Keime selbst schon den ganzen Baum? und wenn ich den Keim tausend Jahre auf einem Steine liegen lieſse, würde ein Baum daraus? Den Keim der Vernunft durfte Herder im Menschen voraussetzen; aber eine so entwickelte Vernunft, daſs die Seele „ein Merkmal sucht,“ „sich übt,“ also vergleicht, unterscheidet (S. 60.), abstrahirt und combinirt? Die Seele, die das vermag, kann auch sprechen. Sie muſste aber schon gesprochen haben, ehe sie das vermochte. „Der Mensch in den Zustand von Besonnenheit ge-

setzt, **hat** Sprache erfunden" (S. 52.); also ist Sprache **vor** der Besonnenheit. Wann kommt denn der Mensch in die Bedürfnifs, mit dem Schaf, ohne durch Frefsgier, wie der Wolf, gestört zu werden, Bekanntschaft zu machen?

Herder hätte uns das **Wachsen** der Besonnenheit oder Vernunft zur Sprache zeigen sollen; dann hätte er seinen Zweck erreicht gehabt. (Vergl. unsere oben angeführte Abhandlung).

Doch Herders Widerlegung hat nicht auf uns zu warten brauchen; sie gehört schon der Geschichte an. **Zobel** (Gedanken über die verschiedenen Meinungen vom Ursprunge der Sprachen 1773) sagt (§. 43.) „Hr. Herder behauptet und thut dar, der Mensch könne in seiner Vorstellung die Theile und Eigenschaften eines sinnlichen Objects von dem Object absondern, und sie einzeln unter natürlichen Zeichen anerkennen, auch bei der Widervorstellung des einen die andern sich zurückrufen; und wir wollten wissen, ob und wie der Mensch von selbst darauf fallen könne, mit der Vorstellung von Objecten, sinnlichen oder unsinnlichen, willkürliche Zeichen zu verbinden, dergestalt, dafs er diese erforderten Falls durch Töne andern Menschen mitzutheilen vermöge? Welch eine Kluft zwischen Frage und Antwort!" — (S. 109.) „Hr. Herder schliefst freilich ganz anders: „„Der Schall des Blöckens von einer menschlichen Seele als Kennzeichen des Schafs wahrgenommen ward kraft dieser Bestimmung **Name** des Schafs, und wenn ihn nie seine Zunge zu stammeln versucht hätte. Es war gefafstes Zeichen, bei welchem sich die Seele an eine Idee deutlich besann. Was ist das anders als **Wort**? und was ist die ganze menschliche Sprache, als eine Sammlung solcher Worte?"" „Gut. So will ich dem Hunde auch Sprache andemonstriren. Der Hund erhält Futter von seinem Herrn; der Herr, wenn er ihm Futter geben will, ruft ihn bei Namen. Dieser Name ist gefafstes Zeichen für den Hund; er hört ihn: Ha! du bist das Futter gebende! denkt er." — (S. 114.) „Und dann: **Kann der Mensch wohl in den Zustand der Besonnenheit kommen, wenn er nicht**

durch andere vermittelst der Sprache hineingebracht wird?"

Herder schrieb an Hamann (Hamanns Schriften V, S. 8.), dafs er seine Abhandlung nicht als Concurrent zum Preise geschrieben habe, dafs sie eigentlich als „Schrift eines Witztölpels" erscheinen sollte, und fügt hinzu: „Auch versichere ich Ihnen, dafs die Denkart dieser Preisschrift auf mich so wenig Einflufs hat, haben kann und soll, als das Bild, das ich jetzt an die Wand nagle. Eine Schrift über die erste Urkunde der Menschheit wird gerade das Gegentheil zeigen." — Hier hat sich Herder verkannt. Er ist ein geistreicher Mann; seine Denkart ist ihm angekränkelt. Seine Abhandlung, wiewohl im Wesentlichen unzureichend, ist voll von schönen Bemerkungen: seine Schrift „Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts" zeigt nichts als pathetisch gewordene Geistreichigkeit, mit dem Scheine des Mysticismus. Hier entsteht ihm Sprache und Schrift zugleich, oder allenfalls auch die Schrift noch früher. Von der erstern heifst es (S. 117.): „Mensch, als eigner Erfinder der Sprache — der Philosoph mag untersuchen, wie und wie tief er will: so macht er nur aus, dafs er erfinden könne! Vermögen, nächste Möglichkeit und Anlage dazu habe — mehr wird er auch nie ausmachen wollen, da die Philosophie immer nur innere Möglichkeit behandelt und sich mit Würklichkeit, dem Beweise des Daseins (eine so andre Sache!) nicht abgiebt. Aber wenn uns eben daran nur gelegen wäre! wie lange wars denn, bis Euer versuchende Lehrmensch Sprache hatte? Wie lange war er ohne? wie lang vielleicht seine Versuche nur noch so dürftige Armseligkeiten, nicht der Rede werth? Endlich wenn sein ganzer Sprachschatz nur Besinnung war — die kalte, unwürksame Kraft![1]) Fehler, Lücke der Natur, wie ihrs

[1]) Hegel, Encyclop. I, S. 270. „Die Kraft bedarf der Sollicitation von aufsen, wirkt blind und um dieser Mangelhaftigkeit der Form willen ist auch der Inhalt beschränkt und zufällig." (S. 272.) „Die Kraft ist noch nicht wie der Zweck das sich in sich selbst Bestimmende. Der Inhalt ist ein bestimmt gegebener und indem derselbe sich äufsert, so ist sie, wie man

selbst nennet — Was konnte daraus kommen? Welch kleines Wölkchen nicht diesen hellen Fleck lang und ewig verdämmern? und war er nicht dadurch, dafs keine Kraft war, die weckte und stiefs, gnug verdämmert?[1]) — Sehet also den ewigen Zirkel im Schliefsen! und wenn ihr mehr wollet, das klägliche Beispiel aller Taub- und Stummgeborenen!"

„Mufsts also sein, dafs eine fremde Kraft diese Besinnung, die nichts als Vermögen d. i. Receptivität war, weckte, oder sie wäre ewig schlafend, dämmernd, todt blieben — Da von der Sprache nun aller Gebrauch der Vernunft und aller Unterscheidungscharakter der Menschheit, wie Ihr selbst bewiesen habt, abhängt! Mensch also nur durch Sprache das Geschöpf Gottes sein konnte, was er sein sollte — wird und mufs ihn nicht diese weckende Kraft vom ersten Augenblicke des Daseins belebt, geleitet, geführt haben? Und wie geführt? von innen? von aufsen? mystisch? physisch? welche Unterscheidungen! ganz! **Göttlich und menschlich!** nach Kräften von innen und Bedürfnissen von aufsen — also allwaltender Unterricht Gottes für sein Bild, den Liebling seines Herzens."

So widerlegt sich zwar Herder hier gründlich und bestätigt Zobels Einwürfe. Im folgenden aber, so viel davon verständig ist, spricht er doch nur wieder dasselbe aus, was in seiner Abhandlung gesagt ist. „Sprachlehre! Wovon konnte sie handeln, als — von Allem, wozu dieses Götterbild

---

zu sagen pflegt, in ihrer Wirkung blind, worunter dann eben der Unterschied zwischen der abstracten Kraftäufserung und der zweckmäfsigen Thätigkeit zu verstehen ist." (S. 270.): „Dieser Unterschied ist höchst wesentlich, aber nicht leicht aufzufassen. Wird er übersehen, so führt dies in die Verwirrung, Gott als Kraft aufzufassen, eine Verwirrung, an der Herders Gott vornehmlich leidet" — und darum auch seine Sprachtheorie. Wenn Humboldt die Sprache *energeia* nennt, so ist sie ihm Selbstzweck.

[1]) Zobel (das. S. 113.) „Daraus dafs der Mensch ein besonnenes Geschöpf ist, folgt wohl nicht, dafs er deswegen nothwendig und schlechterdings Sprache erfinden mufs. Es mufste noch ein äufserer Stofs dazu kommen, um die Kraft in Bewegung zu setzen, und ihr die erforderte Richtung zu geben."

bestimmt war? ... Religion und Naturlehre ward seine erste Sprache ... Und in welcher sinnlichen, schönen Ordnung? Wer kann sich eine gehendere Methode, als den Fortgang der Morgenröthe über die ganze Welt hinaus denken! Und in welcher harmonischen Abtheilung? Gott läfst sich selbst hinab, ihm zu winken! von Himmel zu Erde, von Erde zu Himmel! ... Und mit welchem Mafse für seine Sinne! ... mit jeder Stufe wächst auch die Annäherung an den Menschen, die Lebhaftigkeit des Gefühls und die Bedürfnifs des Ausdrucks. Licht, Himmel, Erde sind noch so einfach, so entfernt; aber die Kräuter, die Sonne, die Thiere, — der Mensch selbst, was ist ihm näher? Wird also fernher geführt, dafs ihn das Gefühl nicht übertäube! höret zuerst im Antlitz grofser, stiller, bleibender, angenehmer Geschöpfe den Sprachunterricht Gottes: ehe das wimmelnde Heer sein Ohr und Auge stört, oder das eigene Interesse ihn hinreifst — Die Sinne des Menschen werden harmonisch zum Concert einer Sprachschöpfung angeklungen und gerührt!"

Der Inhalt des hier Gesagten ist derselbe wie der der Abhandlung; ein Fortschritt liegt darin, dafs die Kraft der Besonnenheit im Menschen hier als durch Gott, die letzte Kraft, sollicitirt dargestellt wird. Und auch dies ist schon in der Abhandlung, wenn auch allerdings ohne Nachdruck, als unbedeutendes Zugeständnifs, gesagt. (S. 147.): „Der Mensch kam aus den Händen der Natur im frischesten Zustande seiner Kräfte und Säfte und mit der besten nächsten Anlage, vom ersten Augenblicke sich zu entwickeln. Ueber die ersten Momente der Sammlung mufs freilich die schaffende Vorsicht gewaltet haben." (S. 63.) „Nur, alsdann hat Gott durchaus für die Menschen keine Sprache erfunden, sondern diese haben immer noch mit Wirkung eigener Kräfte, nur unter höherer Veranstaltung, sich ihre Sprache finden müssen."

Diese Veranstaltung wurde in den soeben aus der „Aeltesten Urkunde des Menschengeschlechts" angeführten Wor-

ten — der Leser sage sich selbst, wie? — des Breitern beschrieben. Folgerecht aber war es, da einmal die Besinnung als Kraft gefaſst war, sie sollicitiren zu lassen und zwar, da es die erste Kraft des Menschen ist, nicht durch menschliche, sondern durch göttliche Kraft. Im Anfange der Abhandlung wollte Herder die Kraft als einer Anregung nicht bedürfend auffassen (S. 49.), will eine unwirksame Fähigkeit nicht zugestehen, den scholastischen Unterschied von *actus primus* und *secundus* läugnen. Er kann aber diese Auffassung nicht durchführen und unterscheidet ausdrücklich S. 146. Besonnenheit von Besinnung wie Möglichkeit oder Fähigkeit von Wirklichkeit.

So hat Herder weder die Entstehung der Sprache, trotz eines guten psychologischen Anlaufes, besser als die Alten zeigen, noch ihre Bedeutung tiefer erfassen können. Sagt nicht auch Aristoteles, das Wort sei Zeichen für einen Seeleneindruck?

Für Humboldt dagegen ist die Sprache Geist, Selbstzweck, Idee, Entelechie des Denkens, Seele der Seele.

Auch Humboldt bedient sich des Ausdrucks Kraft, aber in eigenthümlicher Bedeutung. Bei ihm ist der Geist, wie wir an einem andern Orte gesagt haben (Classification S. 18.), Kraft ohne Substrat; sein Sein ist selbst Kraft (S. LVII.). Dies erhebt Humboldt über Herder. Während Dieser Gott zum physikalischen Wesen herabsetzt, zur Kraft, welche andere Kräfte sollicitirt, ist Humboldts Geist ewige Selbserregung, die ihren Impuls in sich hat, also unendlicher Zweck Idee.

Hamann, der Magus im Norden,

ist als diese Persönlichkeit eine höchst interessante Erscheinung. Tief, kernig und derb — lutherisch an Frömmigkeit und Humor; aber zerfahren und ohne Gestaltungskraft. Bestimmt zu Kampf und Opposition und immer bereit dazu; aber unfähig wahrhaft Neues zu schaffen. Wie Herder ein Vorläufer und Verkünder einer neuen Zeit, eines höhern Bewufstseins, voll von stärkstem Freiheitsdrang, echt deutsch, Aufklärung und Despotie, die beide aus Frankreich kamen, als das Böse hassend. — Hier geht uns nur seine Ansicht über den Ursprung der Sprache an; aber eine so stark ausgebildete Eigenthümlichkeit wie die Hamanns, offenbart sich in jedem Gegenstande, welches sie ergreift, ganz unzweideutig.

Er stellt Herders „platonischen Beweis,“ wie er ihn nennt, mit dessen eigenen Worten so dar (Hamanns Schriften IV, S. 50.): „Die Menschen-Gattung steht über den Thieren nicht an Stufen des Mehr oder Weniger, sondern an Art (Herder S. 40.), weil es gesichert ist, dafs der Mensch den Thieren an Stärke und Sicherheit des Instincts weit nachstehe, ja, dafs er das, was wir bei so vielen Thieren angeborne Kunstfertigkeiten und Kunsttriebe nennen, gar nicht habe (S. 31.), jedem Thier hingegen Sprache, so wie Sinne, Vorstellungen und Triebe angeboren und unmittelbar natürlich sind (S. 37.). Dieser Mangel eines Instincts, der alle Kräfte dunkel auf einen Punkt hinreifst (S. 45.) und auf einen Punkt einschliefst,

wird bei dem Menschen durch die Besonnenheit ersetzt, welche in einer, seiner Gattung eigenen, Richtung aller Kräfte (S. 47.) und in ihrer Mäſsigung auf diese Richtung (S. 48.) besteht, wodurch der Mensch ein Geschöpf wird, dessen positive Kraft sich in einem gröſsern Raume, nach feinerer Organisation, heller und freier wirkend (S. 47.) äuſsert. Der Mensch in den Zustand von Besonnenheit gesetzt, der ihm eigen ist, und mit dieser Besonnenheit zum erstenmal frei wirkend, hat Sprache erfunden (S. 52.). Sprache ist der wirkliche Unterscheidungscharakter unserer Gattung von auſsen, wie es die Vernunft von innen ist (S. 72.). Sprache ist das natürliche Organon des Verstandes, ein solcher Sinn der menschlichen Seele, wie sich die Sehkraft jener sensitiven Seele der Alten das Auge, und der Instinct der Bienen die Zellen baut (S. 73.)“ [1]).

Hiergegen bemerkt Hamann sogleich, was den Unterschied zwischen Mensch und Thier betrifft (S. 40.): „Der Begriff von Stufen und Art bezieht sich auf sehr willkürliche Aehnlichkeiten, und der Gegensatz dieser Verhältnisse hat wenig Einfluſs in die Kenntniſs der Dinge selbst.“

Ferner aber sagt er (S. 52.): „Der platonische Beweis vom menschlichen Ursprung der Sprache besteht aus zwei Theilen, einem negativen und positiven. Der erste enthält Gründe, daſs der Mensch gar kein Thier sei, und der zweite enthält Gründe, daſs der Mensch dennoch ein Thier sei.“ — (S. 54.): „Weil es mein gegenwärtiges Interesse nicht erfordert, den negativen Theil des Beweises zu rügen, so gebe ich mit beiden Händen zu, daſs der Mensch kein Thier sei und gar keinen Instinct habe; um so mehr da der neueste Apologist des menschlichen Sprachursprungs bei jedem Thier einen Instinct so wesentlich vorauszusetzen scheint, als das Genie bei jedem, der wenigstens ein Schriftsteller ist, wodurch freilich der Instinct eine *conditio sine qua non* jedes Thieres wird, um den Menschen aus der Sphäre der Thiere

[1]) Wer wird durch diesen Satz nicht an Beckers „Organism“ erinnert?

mit desto mehr Stärke und Sicherheit in eine an Art und nicht an Stufen sich unterscheidende höhere Ordnung der Geschöpfe zu erheben und zu versetzen"[1]). . . . . . .

„Ohngeachtet aller positiven Kraft, ihrer Richtung, der Mäſsigung aller Kräfte auf die Hauptrichtung, ohngeachtet des gröſsern Raums, der feinern Organisation u. s. w. und aller der schweren Unkosten, die auf den negativen Theil des platonischen Beweises verschwendet worden, zerspringt doch alle Herrlichkeit des Menschen und seiner Gattung durch den positiven Theil auf unserm Wege unvermuthet dahin. Denn was sagt der ganze positive Theil des platonischen Beweises positiver und ausdrücklicher, als daſs der Mensch aus Instinct denke und rede, daſs die positive Kraft zu denken und zu reden ihm angeboren und unmittelbar natürlich sei; daſs sie, wie der Instinct der Thiere, auf den Punkt eines Merkmals hingerissen, hingezogen oder hingelenkt werde (Herder S. 145. 146.); daſs mit dem ersten Worte die ganze Sprache erfunden worden, trotz dem Gesetze der ewigen Progression; daſs die Erfindung der Sprache dem Menschen eben so wesentlich sei, als der Spinne ihr Gewebe, der Biene ihr Honigbau; und daſs nichts mehr dazu gehöre, als

[1]) Da es uns hier darauf ankommt, Hamann in seiner charakteristischen Weise auftreten zu lassen, so wollen wir wenigstens in der Anmerkung die Stelle mittheilen, welche oben im Text ausgelassen ist, weil sie den Zusammenhang stört: „In der Geschichte unsers jetzt laufenden Jahrhunderts leuchtet mehr als ein Beispiel vor Augen, ein nicht an Stufen, sondern an Art über diejenigen Thiere, welche man im gemeinen Leben Unterthanen nennt, stehendes, liegendes, sitzendes, oder auch hin und her wandelndes Geschöpf zu sein, das wegen seiner freierwirkenden positiven Kraft ein Tyrann oder Erdgott nach Verschiedenheit der Himmelszonen, Zungen und Zeiten heiſst, dessen Charakter in der gänzlichen Bestimmung aller höhern Kräfte nach Verhältniſs der untern Kräfte, deren sämmtliche Psychologie aber in den neuern Zeiten jämmerlich verwüstet worden, durch die leidige Schuld einiger rothwelschen Philosophen und ihrer allemannischen Brüder — es leuchtet uns, sag' ich, aus der Geschichte des lebenden Jahrhunderts vor Augen, daſs nichts unter der Sonne leichter ist, als ein solches Geschöpf zu sein, und zu machen; daſs es aber blutsauer wird, selbiges zu erhalten und zu ernähren, besonders wenn es neugebacken und pflückjung ist."

den Menschen in den Zustand der Besonnenheit zu setzen, der ihm eigen ist, um dasjenige zu erfinden, was ihm schon natürlich ist?"

(S. 57.): „Er (Herder) schuf ihn (den Menschen) ein Unthier und Thier aus einem ganzen Ocean von Empfindungen (vergl. oben S. 35.), aus dem ganzen schwebenden Traume der Bilder, die seine Sinne vorbeistrichen und zum Actu ihrer Anerkenntnifs, zum Merkmal seiner Besinnung das Gewehr vor ihm streckten. Hoch über den Thieren, nicht an Stufen, sondern an Art des Instincts, stand der platonische Androgyn als ein Unthier — ohne Instinct.

„Geh, herrsche über Raubthiere und Meer-Wunder; sei aber stumm und dumm! sprach der Andriantoglyph zum Protoplasten der Sprache. Denn welchen Augenblick du die Frucht deines innern und äufsern Instincts erkennen wirst, wird dein Mund aufgethan werden, und du wirst ein Thier sein, voll Instinct von aufsen und innen, und dein unthierischer Charakter wird verwelken wie Gras."

„Noch stand der platonische Androgyn, stumm geboren, im Schlaf verborgener Kräfte. — Siehe! in dem Augenblick geschahe es, dafs er tiefer und tiefer und tiefer fiel in sein Element — in einen ganzen Ocean von Empfindungen, in einen ganzen schwebenden Traum von Bildern, und dafs er in einen Zustand von Besonnenheit und Entzückung gesetzt wurde, der ihm aber eigen war. Und siehe! in eben dem Moment geschahe es, dafs ihm der erste Laut seines äufsern Instincts entfuhr, als ein Merkmal und Mittheilungs-Wort des innern Instincts. Also ward aus dem äufsern und innern Instinct das erste Wort, und aus dem über die Thiere durch den Mangel des Instincts gestellten Unthiere ein durch den Instinct von innen und aufsen getriebenes Geschöpf, das heifst: ein besonnenes und sprachschaffendes Thier. Heil dem Erfinder der Sprache!" ...

„Ich habe diesen übernatürlichen Beweis vom menschlichen Ursprung der Sprache den Platonischen genannt, weil er mit dem analogischen Kunstwort der Besonnenheit als ei-

nem „„einzigen und leuchtenden Funken““ des vollkommenen Systems ausgeht, und am Ende auf eine griechische Synonymie [1]) zurückkehrt; und weil die Platoniker den *λόγος ἐνδιάθετος* oder *ἐνθυμηματικός* und *λόγος προφορικός*, das innere und äufsere Wort, wie der schwedische Koboldseher, *ab intra ad extra*, bis zum Eckel wiederkäueten.“

Wir hatten oben in Herders Abhandlung sowohl die bestimmte offene Andeutung eines übermenschlichen Ursprungs der Sprache, als auch die in ihr versteckt liegende Nothwendigkeit, zur Annahme eines solchen vorzuschreiten, nachgewiesen. Dabei war uns nicht entgangen, dafs Herders erklärte Tendenz auf den menschlichen Ursprung gerichtet war. Hamann weist im Gegentheil nach, dafs Herder unbewufst und gegen seine Absicht den thierischen Sprachursprung behauptet habe — und zwar mit gleichem Rechte, wie wir das Gegentheil gethan haben. So wird Herder, der die Mitte zwischen der theologischen und physischen Ansicht halten wollte, nur nach beiden Seiten hin und her geworfen, weil er in der Mitte nicht festen Fufs fassen kann; gen Himmel und gen Erde geschleudert, weil seine Fittige zu schwach sind, dem Winde zu widerstehen.

Fragen wir nun aber: welche Belehrung gibst Du uns denn, o grofser „Magus des Nordens,“ über den Ursprung der Sprache? Dann verstummt er, und es antwortet an seiner Statt Hamann, „unser Landsmann von trauriger Gestalt“ (das. S. 18.): „Was weifs ich von eurer ganzen Aufgabe? und was geht sie mich an? Der Aufgang, Mittag und Untergang aller schönen Künste und Wissenschaften, die man leider an ihren Früchten kennt, hat keinen weitern Einflufs in meine gegenwärtige Glückseligkeit, als dafs jene unbarmherzigen Schwestern den tiefen Schlaf meiner Ruhe durch allotriokosmische Träume unterbrechen . . . Ohngeachtet nach dem Glaubensbekenntnifs eurer antisalomonischen Schulmeister, die Furcht

[1]) Nämlich *λόγος* für Vernunft und Sprache, Wort und Begriff; Herder S. 73.

des Herrn der Weisheit Ende ist, so bleibe es mein grofser Gewinn, gottselig und genügsam zu sein! Der Friede in der Höhe übersteigt alle Vernunft, und Christum lieb haben, Engel- und Menschenzungen. Dieser grofse Architekt und Eckstein eines Systems, das Himmel und Erde überleben wird, und eines Patriotismus, der die Welt überwindet, hat gesagt: Eure Rede sei ja, ja, nein, nein; alles übrige ist des Teufels; und hierin besteht der ganze Geist der Gesetze und des gesellschaftlichen Vergleichs, sie mögen Namen haben, wie sie wollen."

Verachte nur Vernunft und Wissenschaft
Des Menschen allerhöchste Kraft — —
Du hast dem Teufel Dich ergeben
Und mufst zu Grunde geh'n.

Denn da Du es nun doch einmal auf dieser allotriokosmischen Erde nicht bei ja, ja, nein, nein, bewenden lassen kannst, so verfällst Du mit jedem Worte dem Teufel. Hamann ist ein frommer Lutheraner und heftiger Gegner der Aufklärer — weiter nichts. Bald kann uns seine Narrenkappe belustigen, bald das Feuer seines tiefen Gemüths hinreifsen — belehren kann er uns nicht, glaubt er nicht nöthig zu haben.

Seiner Freundschaft zu Herder haben wir es wohl zu verdanken, dafs er sich über die Sprache ausführlicher geäufsert hat, als er sonst gethan haben würde.

Er bemerkt, dafs der Mensch höchstens auf drei Wegen zur Sprache gelangt sein könnte: entweder auf dem Wege des Instincts, oder dem der Erfindung, oder dem des Unterrichts (das. S. 14.).

Erfindung der Sprache verwirft er zuerst. „Erfindung und Vernunft setzen ja schon eine Sprache zum voraus und lassen sich eben so wenig ohne die letztere denken, wie die Rechenkunst ohne Zahlen" (S. 15.). Dafs die Sprache auch nicht Instinct sei, zeigen die Taubstummen und die aufserordentlichen Fälle, wo Hörende, weil sie nicht in menschlicher Gesellschaft erwachsen waren, der Sprache entbehrten. Ueber-

haupt aber ist das was den Menschen über das Vieh erhebt die Freiheit. Dies ist ausführlicher zu erwägen.

(S. 40.) „Der Mensch hat nicht nur das Leben mit den Thieren gemein, sondern ist auch sowohl ihrer Organisation, als ihrem Mechanismus mehr oder weniger, das heifst, nach Stufen ähnlich. Der Hauptunterschied des Menschen mufs also auf die Lebens-Art ankommen. — In Ansehung der Gesellschaft hält der weise Stagirit den Menschen für neutral. Ich vermuthe daher, dafs der nähere Charakter unserer Natur in der richterlichen und obrigkeitlichen Würde[1]) eines politischen Thiers[2]) bestehe, und dafs folglich der Mensch sich zum Vieh, wie der Fürst zum Unterthanen verhalte."

(S. 41.) „Daher bestimmen weder Instinct noch *Sensus communis* den Menschen, weder Natur- noch Völker-Recht den Fürsten. Jeder ist sein eigener Gesetzgeber, aber zugleich der Erstgeborene und Nächste seiner Unterthanen."

(S. 46.) „Der Mensch ist also nicht nur ein lebendiger Acker, sondern auch der Sohn des Ackers, und nicht nur Acker und Saame (nach dem System der Materialisten und Idealisten) sondern auch der König des Feldes, guten Saamen und feindseliges Unkraut auf seinem Acker zu bauen; denn was ist ein Acker ohne Saamen, und ein Fürst ohne Land und Einkünfte? Diese drei in uns sind also Eins, nämlich *θεοῦ γεώργιον* (1 Cor. 3, 9.), sowie drei Larven an der Wand der natürliche Schatten eines einzigen Körpers sind, der ein doppeltes Licht hinter sich hat."

Zu dieser Stelle wird in einer Anmerkung Cic. Tuscul. Quaest. 3, 5. citirt: *Qui igitur exiisse e potestate dicuntur, idcirco dicuntur, quia non sunt in potestate mentis, cui regnum totius animi a natura tributum est.* Hieraus geht also hervor, dafs Hamann den Leib den Acker des Menschen, Em-

---

1) *πολίτης δ' ἁπλῶς οὐδενὶ τῶν ἄλλων ὁρίζεται μᾶλλων ἢ τῷ μετέχειν κρίσεως καὶ ἀρχῆς.* De Rep.

2) *Πολιτικά δ' ἐστιν ὧν ἕν τι καὶ κοινὸν γίνεται πάντων τὸ ἔργον.* De hist. animal. I, 1.

pfindung aber und Begierde (*animus*) Sohn des Ackers, Verstand und Urtheilskraft den Fürsten desselben genannt hat. Diese drei Momente des Menschen sind aber in Wahrheit bloſs Eins; nur „um zu einem faſslichen Begriff von der Fülle in der Einheit unseres menschlichen Wesens zu gelangen, gehört eine Anerkenntniſs mehrerer sich unterscheidender irdischer Merkmale dazu.“ Aber (S. 45.) „die Philosophen haben von jeher der Wahrheit dadurch einen Scheidebrief gegeben, daſs sie dasjenige geschieden, was die Natur zusammengefügt hat, und umgekehrt.“

Der Mensch ist also Fürst, Freier. (S. 42.): „Ohne das vollkommene Gesetz der Freiheit (Jacob. 1, 25.) würde der Mensch gar keiner Nachahmung fähig sein, auf der gleichwohl alle Erziehung und Empfang beruht; denn der Mensch ist unter allen Thieren der gröſste Pantomim. — Das Bewuſstsein, die Aufmerksamkeit, die Abstraction, und selbst das moralische Gewissen scheinen gröſstentheils Energien unserer Freiheit zu sein.“ — (S. 41.): „Ohne die Freiheit böse zu sein findet kein Verdienst, und ohne die Freiheit gut zu sein, keine Zurechnung eigener Schuld, ja selbst kein Erkenntniſs des Guten und Bösen statt. Die Freiheit ist das Maximum und Minimum aller unserer Naturkräfte, und sowohl der Grundtrieb als Endzweck ihrer ganzen Richtung, Entwickelung und Rückkehr.“

(S. 43.) „Zur Freiheit gehören aber nicht nur unbestimmte Kräfte, sondern auch das republikanische Vorrecht, zu ihrer Bestimmung mitwirken zu können.“ — Hamann faſst also, nach der obigen Anmerkung (S. 38.), tiefer als Herder den Menschen nicht als Kraft, sondern als Zweck, als Selbstbestimmung. „Die Sphäre der Thiere bestimmt daher, wie man sagt, die Richtung aller ihrer Kräfte und Triebe durch den Instinct eben so individuell und eingeschlossen, als sich im Gegentheil der Gesichtspunkt des Menschen auf das Allgemeine ausdehnt, und gleichsam ins Unendliche verliert.“

(S. 41.) „Diese Würde nun, gleich allen Ehrenstellen, setzt noch keine innerliche Würdigkeit, noch Verdienst unse-

rer Natur voraus; sondern ist, wie letztere selbst, ein unmittelbares Gnadengeschenk des grofsen Allgebers."

Ist das aber nicht, fragen wir, ein Widerspruch, dafs die Selbstbestimmung, das selbsteigene Schaffen, ein Gnadengeschenk sei? Der Biene, der Spinne konnte ein besonderer Instinct geschenkt werden; aber die unendliche Freiheit, stolz auf ihre Zurechnungsfähigkeit, eifersüchtig auf eigenes Verdienst und eigene Schuld — läfst sich die schenken? Der Biene, der Spinne ist in Wahrheit der Instinct nicht geschenkt, sondern anerschaffen; denn das Geschenk setzt auf Seiten des Beschenkten „Empfang" voraus. Der aber ist ohne Freiheit nicht möglich. Sollte also der Mensch das Gnadengeschenk der Freiheit empfangen, so mufste er dazu schon frei sein; die Biene hätte es nie empfangen können, weil sie unfrei ist. (S. 43.) „Aristoteles vergleicht die Seele mit der Hand, weil diese nämlich das Werkzeug aller Werkzeuge, jene aber die Form aller intellectuellen und sinnlichen Formen ist."[1]) Wäre die Seele nicht diese unendliche freie Form, sie würde ja nie eine bestimmte Form aufnehmen können. Dem Gefesselten wird wohl Freiheit geschenkt; d. h. aber nur seine Freiheit wird der Hemmung entledigt.

(Das.) „Vermuthlich" (!) „verhalten sich die Sinne zum Verstand, wie der Magen zu den Gefäfsen, welche die höhern und feinern Säfte des Bluts absondern, ohne deren Kreislauf und Einflufs der Magen selbst sein Amt nicht verwalten könnte." Blofs vermuthlich? vielmehr ist dies das Gewisseste, welches nie von einem Philosophen bestritten wurde. Und Hamann selbst schliefst sehr zuversichtlich weiter: „Nichts ist also in unserm Verstande, ohne vorher in unsern Sinnen gewesen zu sein;" das bekannte: *nihil est in intellectu, quod non ante fuerit in sensu;* „so wie nichts an unserm ganzen Leibe ist, was nicht einst unsern eigenen Magen oder unserer Eltern ihren durchgegangen. Die *Stamina* und *Menstrua* unserer

---

[1]) *ὥστε ἡ ψυχὴ ὥσπερ ἡ χείρ ἐστι. καὶ γὰρ ἡ χεὶρ ὄργανόν ἐστι ὀργάνων, καὶ ὁ νοῦς δὲ εἶδος εἰδῶν, καὶ ἡ αἴσθησις εἶδος αἰσθητῶν.* De anima 3, 8.

Vernunft sind daher im eigentlichsten Verstande Offenbarungen und Ueberlieferungen, die wir zu unserm Eigenthum aufnehmen, in unsere Säfte und Kräfte verwandeln, und dadurch unserer Bestimmung gewachsen werden, die kritische und archontische Würde eines politischen Thiers theils zu offenbaren, theils zu überliefern. — Die Analogie der thierischen Haushaltung ist die einzige Leiter zur anagogischen Erkenntnifs der geistigen Oekonomie.“ Die einzige? — Und diese Analogie, wie hat Hamann sie hier verfolgt! in welcher Wortspielerei und Einseitigkeit! Um nur den religiösen Begriff der Offenbarung erst einzuschwindeln, wird unser sinnliches Aufnehmen der Natur Offenbarung genannt! Was wäre aber alle Offenbarung der Sinnlichkeit, wäre unsere Seele nicht die Form der Formen? — Die Offenbarungsthätigkeit Gottes wird also dem Käuen, Schlucken, Verdauen gleich gestellt, dem rein mechanischen und chemischen Procefs; ihm folgt der höhere, organisch-physiologische, die Assimilation — diese gehört dem Menschen! ist sein freies Thun! Wie hoch steht also die Freiheit über der Offenbarung! Diese ist der todte Stoff, den jene verarbeitet, belebt. Freiheit verhält sich zu Offenbarung, wie der Muskel zum Kohl! Wer weist im Muskel den Kohl nach? und also wer die Offenbarung in der Freiheit? wie wäre das eine in dem andern noch kenntlich! — Und ferner: dann also, wenn wir den Kohl der Offenbarung und Ueberlieferung verdaut und assimilirt haben, dann sind wir die Offenbarenden, die Ueberliefernden — und was offenbaren und überliefern wir? die Würde und Ehrenstelle der Krisis und Arche! Um wie viel höher steht diese menschliche, freie Offenbarung als die göttliche! Diese nehmen wir uns und verwenden sie, um „unserer Bestimmung gewachsen zu werden!“ Alles das folgt aus Hamanns Worten, und er hat, so lange er lebte, nichts davon geahnt.

Wir sind aber noch nicht fertig. Hamann ist nicht nur eine tiefe Natur, sondern auch gediegen und gedrungen. Wo er ist, da ist er ganz. Wir haben ihn noch nicht ganz.

Wir haben erst gesehen, daſs uns nichts gegeben werden könnte, nichts geoffenbart, wenn wir nicht die Nehmenden, die Freien, Könige wären; und dadurch daſs wir nehmen, gelangen wir dazu, uns als Fürsten zu offenbaren. Die Sache hat aber noch eine andere Seite, eine noch tiefere, den Menschen noch mehr erhebende. In einem Nebensatze hat es Hamann ausgesprochen, daſs zwar der Magen den Gefäſsen, die Sinne dem Verstande geben, offenbaren; daſs aber auch ohne die Thätigkeit der Gefäſse, ohne ihre Absonderung „der feinern und höhern Säfte des Bluts" „der Magen sein Amt selbst nicht verwalten könnte." Warum nicht auch hier in der anagogischen Erkenntniſs der geistigen Oekonomie auf der Leiter der Analogie der thierischen Haushaltung weiter steigen? Erhält der Magen seine Lebenskraft aus den Gefäſsen, so können auch die Sinne ihr Amt nur durch „den Einfluſs" des Verstandes verwalten. Offenbarung ist unmöglich ohne menschliche Freiheit. Sie kann nicht nur nicht gegeben werden, sie ist nicht nur ganz unfruchtbar, wenn sie nicht von der Freiheit ergriffen wird; sondern sie ist gar nicht da ohne den menschlichen Verstand, kann ohne diesen gar nicht leben, erhält ihren Saft und ihre Kraft erst vom Menschen. Der Verstand ist also nicht erst das Offenbarende, nachdem er die Offenbarung erhalten, ergriffen hat, sondern er ist die ursprüngliche Offenbarung; und er offenbart bloſs dies, daſs alle Offenbarung, die ihm gegeben ist, nur aus ihm stammt.

(S. 45.): „Gesetzt also auch, daſs der Mensch wie ein leerer Schlauch auf die Welt käme; so macht doch eben dieser Mangel ihn zum Genuſs der Natur durch Erfahrungen, und zur Gemeinschaft seines Geschlechts durch Ueberlieferungen desto fähiger." Undenkbar! Füllt einen leeren Schlauch so voll ihr wollt, mit so edelm Gehalt als ihr wollt — er wird ihn nie genieſsen. „Der Mangel" sollte etwas machen! Das Nichts soll schaffen! „Unsere Vernunft wenigstens entspringt aus diesem zwiefachen Unterricht sinnlicher Offenbarungen und menschlicher Zeugnisse, welche sowohl durch ähnliche Mittel, nämlich Merkmale, als nach ähnli-

chen Gesetzen mitgetheilt werden.“ So scheint es; in Wahrheit aber ist die Vernunft das Prius, die Schöpferinn aller Offenbarung, aller Zeugnisse, aller Merkmale; und weil sie das ist, ist sie κρίσις und ἀρχή über diese alle.

Zu dieser Betrachtung des innersten Wesens des Menschen sah sich Hamann durch die Frage über den Ursprung der Sprache veranlaſst. Er sagt nun weiter (S. 47.): „Nachdem ich bis in das empyreische Heiligthum der menschlichen Natur hineingeschwindelt, oder besser zu reden, meine peripatetischen Seifenblasen lange genug vor mir herumgetrieben“ (ob diese Selbstbeurtheilung Hamanns Ernst ist? Der Titel der Schrift verspricht freilich bloſs „Einfälle;“ und doch —!?); so zerspringen sie endlich auf halbem Weg“ (wieso „halbem?“) in folgende Thautropfen:“

„Der Mensch lernt alle seine Gliedmaſsen und Sinne, also auch Ohr und Auge, brauchen und regieren, weil er lernen kann, lernen muſs, und eben so gern lernen will. Folglich ist der Ursprung der Sprache so natürlich und menschlich, als der Ursprung aller unserer Handlungen, Fertigkeiten und Künste. Ohngeachtet jeder Lehrling zu seinem Unterricht mitwirkt, nach Verhältniſs seiner Neigung, Fähigkeit und Gelegenheit zu lernen; so ist doch Lernen im eigentlichen Verstande eben so wenig Erfindung; als bloſse Wiedererinnerung.“

Der Mensch hat also die Sprache weder auf dem Wege der Erfindung, noch des Instincts, sondern des Unterrichts und des Lernens erlangt. Hiermit haben wir allerdings das Ziel erst „halb“ erreicht; denn, fragen wir, durch welchen Unterricht, wie hat der Mensch die Sprache erlernt? Und wenn der Mensch lernen kann, muſs und will, hat dies Können, Müssen und Wollen nur einen und denselben Grund, oder hat jedes für sich einen besondern? „Philologische Einfälle und Zweifel,“ und wenn sie auch von einem Magus stammen, dürfen auf halbem Wege stehen bleiben. Wir müssen uns also zurückwenden an die „letzte Willens-

meinung des Ritters von Rosencreuz," welche das Motto trägt: *credidi, propter quod locutus sum* (2 Cor. 4, 13.).

Wir fragen also mit Hamann: „durch welchen Unterricht die erste, älteste, ursprüngliche Sprache dem menschlichen Geschlechte mitgetheilt worden?" (S. 15.). „Der menschliche Unterricht fällt von selbst weg," den thierischen verspottet Hamann; also der „mystische!"

Der letzten Willensmeinung werden Platos Worte im Philebus vorgesetzt: *Donum profecto Deorum ad homines ... una cum quodam lucidissimo igne descendit. Etenim prisci nobis praestantiores, Diisque propinquiores, haec nobis oracula tradiderunt* — —. Sie selbst beginnt also:

„*Favete linguis!* Wenn man Gott als die Ursache aller Wirkungen im Groſsen und Kleinen, oder im Himmel und auf Erden voraussetzt, so ist jedes gezählte Haar auf unserm Haupte eben so göttlich, wie der Behemoth, jener Anfang der Wege Gottes ... Folglich ist alles göttlich, und die Frage vom Ursprung des Uebels läuft am Ende auf ein Wortspiel und Schulgeschwätz hinaus. Alles Göttliche ist aber auch menschlich, weil der Mensch weder wirken noch leiden kann, als nach der Analogie seiner Natur, sie sei eine so einfache oder zusammengesetzte Maschine als sie will. Diese *communicatio* göttlicher und menschlicher *idiomatum* ist ein Grundgesetz und der Hauptschlüssel aller unserer Erkenntniſs und der ganzen sichtbaren Haushaltung." Eine *communicatio idiomatum?* Nein! nicht bloſs das! sondern mehr, viel mehr! Wenn man Gott als die Ursache aller Wirkungen ansieht, so ist man Spinozist, und man thut seinem Geiste Gewalt an, wenn man Prämissen setzt und die nothwendige Folge nicht anerkennen will. Denn jede *causa* ist *immanens* und eine *causa transiens* ist ein undenkbarer Gedanke, ein Unding. Ist Gott Ursache der Welt, so kann man entweder sagen, es gibt bloſs Gott oder bloſs Welt — das ist gleichbedeutend; denn dann ist Gott und Welt nur Eins. Die *communicatio idiomatum* ist dann nur ein Selbstgespräch des Absoluten, alle Schöpfung

ein Spiel des Absoluten, sich in allen möglichen Gestalten und Formen zu erwirken." — Doch hören wir Hamann!

„Weil die Werkzeuge der Sprache wenigstens ein Geschenk der *alma mater* Natur sind (mit der unsre starken Geister eine abgeschmacktere und lästerlichere Abgötterei treiben, als der Pöbel des Heidenthums und Papstthums), und weil der höchsten philosophischen Wahrscheinlichkeit gemäfs der Schöpfer dieser künstlichen Werkzeuge auch ihren Gebrauch hat einsetzen wollen und müssen: so ist allerdings der Ursprung der menschlichen Sprache göttlich[1]). Wenn aber ein höheres Wesen, oder ein Engel, wie bei Bileams Esel, durch unsere Zunge wirken will; so müssen alle unsere Wirkungen gleich den redenden Thieren in Aesops Fabeln, sich der menschlichen Natur analogisch äufsern, und in dieser Beziehung kann der Ursprung der Sprache und noch weniger ihr Fortgang anders als menschlich sein und scheinen. Daher hat bereits Protagoras den Menschen *mensuram omnium rerum* genannt." Das wäre also die *communicatio* des menschlichen und göttlichen Idioms! Wie wäre aber diese zu verstehen? Gibt das höhere Wesen, das durch unsere Zunge wirken will, — wie Aesop den Thieren seine eigene, und nicht thierische, Sprache lieh, — uns die übermenschliche Fähigkeit? So hat es Hamann nicht gemeint; sondern Gott habe dem Menschen Sprache gegeben, wie sie dessen Natur angemessen ist.

Hamann hat zu dieser Seite folgende Stelle des Tertullianus (in Apologetico adversus gentes, cap. 11.) citirt: *invenisse dicuntur necessaria ista vitae, non instituisse: quod autem invenitur, fuit; et quod fuit, non ejus deputabitur, qui invenit, sed ejus qui instituit. Erat enim antequam inveniretur.* Dies erinnert auffallend an Herders Satz, der Mensch habe die Sprache nicht erfunden, aber gefunden (s. oben S. 40.). Doch mit all dem ist noch wenig gesagt. Hamann zeigt uns

[1]) Hierzu hat Hamann (VIII a., S. 184.) angemerkt: *Deus et mentis et vocis et linguae artifex* — Lactantius Lib. IV. cap. 21.

noch ausführlicher, wie Gott Sprache unterrichtet, der Mensch sie gelernt, gefunden habe (S. 32. 33.):

„Nunmehr, denkt euch, andächtige Brüder, wenn und so gut ihr nur könnt, die Geburt des ersten Menschenpaars — Ihre Blöfse war ohne Scham, ... und die Stimme eines um die kühle Abendzeit im Garten wandelnden Gottes, die vernünftige lautere Milch für diese jungen Kindlein der Schöpfung, zum Wachsthum ihrer politischen Bestimmung, die Erde zu bevölkern und zu beherrschen durchs Wort des Mundes. — — Selbst die Ungleichheit des Menschen und der gesellschaftliche Contract sind daher Folgen einer ursprünglichen Einsetzung; denn, nach der ältesten Urkunde, gab eine sehr frühzeitige Begebenheit (welche der Wiege des menschlichen Geschlechts so angemessen ist, dafs die Wahrhaftigkeit ihrer Erzählung aller Zweifelsucht den Schlangenkopf zertritt und alle Fersenstiche der Spötterei lächerlich macht) bereits zur Unterwürfigkeit des Weibes unter dem Willen des Mannes Anlafs — — Adam also war Gottes; und Gott selbst führte den Erstgeborenen und Aeltesten unseres Geschlechts ein, als den Lehnträger und Erben der durch das Wort seines Mundes fertigen Welt. Engel, lüstern sein himmlisches Antlitz anzuschauen, waren des ersten Monarchen Minister und Höflinge. Zum Chor der Morgensterne jauchzeten alle Kinder Gottes. Alles schmeckte und sah, aus erster Hand und auf frischer That, die Freundlichkeit des Werkmeisters, der auf seinem Erdboden spielte und seine Lust hatte an den Menschenkindern — Noch war keine Creatur wider ihren Willen der Eitelkeit und Knechtschaft des vergänglichen Systems unterworfen, worunter sie gegenwärtig gähnt, seufzet und verstummt, gleich dem delphischen Dreifufs und der antimachiavellischen Beredtsamkeit des Demosthenes an der Silberbräune; oder höchstens in der wassersüchtigen Brust eines Tacitus keucht, röchelt und zuletzt erstickt — Jede Erscheinung der Natur war ein Wort, das Zeichen, Sinnbild und Unterpfand einer neuen geheimen, unaussprechlichen (!), aber desto innigern Vereinigung,

Mittheilung und Gemeinschaft göttlicher Energien und Ideen. Alles, was der Mensch am Anfange hörte, mit Augen sah, beschaute, und seine Hände betasteten, war ein lebendiges Wort; denn Gott war das Wort. Mit diesem Worte im Mund und im Herzen war der Ursprung der Sprache so natürlich, so nahe und leicht, wie ein Kinderspiel" — nur unaussprechlich, die Sprache selbst geworden aus Unaussprechlichem und unaussprechlich. „Das Wort — Zeichen einer unaussprechlichen Mittheilung des Wortes!" Und Mittheilung — zwischen wem? Aber aus diesem Quell hat Herder geschöpft!

Die Lücke, welche die magische Philologie gelassen hat, konnte demnach durch die gläubige Frömmigkeit von trauriger Gestalt nicht ausgefüllt werden. So wollen wir uns an den bitter-höhnischen Humor des „Ritters von Rosencreuz" wenden.

(S. 25.) „Ein gelehrter Arzt hat jüngst in einer auf dem anatomischen Schausaal zu Pavia gehaltenen Jubelrede bewiesen, daſs der senkrechte zweibeinige Gang des Menschen ein geerbter und künstlicher Gang sei. Wollte der Ritter von Rosencreuz den diamantenen Schreibgriffel seiner Ahnen eben so entweihen, wie unsere herrschenden Schwärmer ihre schnatternden Gänsekiele ... so würde ich beweisen, daſs selbst Essen und Trinken kein dem menschlichen Geschlecht angeborner Einfall, sondern schlechterdings eine geerbte und künstliche Sitte sein müsse. Alles, alles streitet für diesen Beweis: das Wesen des menschlichen Magens, der Haut und Haar, Steine und Erzadern, wie Pillen, Ströme von Schweiſs und Blut, ganze Ladungen von Seufzern und Flüchen, wie gebrannte Wasser in sich schluckt; ... Die Analogie zwischen Fritz in der Purpurwiege und Fritz in *praesepio*, welche beiderseits weder mit hölzernen noch güldenen Löffeln essen gelernt haben würden, wenn ihnen nicht ihre Ammen oder Mütter den Brei ums offene Mäulchen geschmiert und das groſse Geheimniſs der Verdauung treulich abgewartet hätten ... (S. 28.): „Jene warmen Brüder des menschlichen Geschlechts, die Sophisten zu Sodom-Samaria ... welche die Pferde hinter den Phaeton spannen ... (S. 30.) „Wenn also

der Mensch dem allgemeinen Zeugnisse und Beispiele aller Völker, Zeiten und Gegenden zu Folge, nicht im Stande ist, von sich selbst und ohne den geselligen Einfluſs seiner Wärter und Vormünder, das heiſst, gleichsam *jussus* auf zwei Beinen gehen zu lernen, noch das tägliche Brod ohne Schweiſs des Angesichts zu brechen, am allerwenigsten aber das Meisterstück des schöpferischen Pinsels zu treffen: wie kann es jemanden einfallen, die Sprache, *cet art leger, volage, demoniacle* als eine selbstständige Erfindung menschlicher Kunst und Weisheit anzusehen?"

Sprechen der Magus und der Ritter nicht aus einem Munde? sagt letzterer nicht dasselbe zwei Mal, erst im göttlichen, dann im menschlichen Idiom? Wir können aber zum Ueberfluſs desselben Mundes „Selbstgespräch eines Autors" belauschen, indem er sagt (S. 88.): „daſs der Mensch alles und folglich auch Sprache lernen müsse, daſs Lernen eben so wenig Erfindung als Wiedererinnerung sei, endlich daſs der Ursprung der Sprache zwar nicht göttlich, doch menschlich dem despotisch-dictatorischen Redegebrauch zufolge, aber überhaupt sehr natürlich sei."

Aber durch das Anbequemen an den Redegebrauch, durch das Anbequemen Gottes an das menschliche Idiom wird der Widerspruch zwischen göttlich und menschlich nicht gelöst. Ich würde an Hamann hier Wortspielerei rügen, wenn ich nicht noch andere Einwendungen zu machen hätte. Zuerst würde Humboldt sagen, wer meinen kann, daſs der Mensch die Sprache, wie jede andere „Handlung, Fertigkeit und Kunst" lerne, hat nichts vom Wesen der Sprache begriffen. Hiermit hat Hamann in der That doppelt gefehlt. Denn die Sprache ist weder einerseits mit allen freien, künstlichen oder mechanischen Erfindungen des menschlichen Geistes, noch andererseits mit den thierischen Verrichtungen des Leibes, dem Gehen, Essen, Zeugen, zusammenzustellen. Hamann hat den Gegensatz zwischen der Stoa und Epicur nicht gelöst, sondern hat die Fehler beider begangen; indem er beide in Communication brachte, hat er an beiden communicirt.

Wir fassen jetzt unsere Anklage gegen Hamann in seinen eigenen folgenden Worten zusammen; „Die Philosophen haben von jeher der Wahrheit dadurch einen Scheidebrief gegeben, dafs sie dasjenige geschieden, was die Natur zusammengefügt hat, und umgekehrt.“ Nach beiden Seiten hat Hamann gesündigt. Er hat erstlich zusammengeworfen was geschieden ist, und indem er behauptete, dafs der Mensch nur lerne, hat er jede Schöpfung, jede Erfindung dem Menschen geraubt; er hat Gott allein die Ehre gegeben, indem er den Menschen übersehen hat. Den Menschen herabsetzen ist aber Gotteslästerung, als habe Gott kein hohes menschliches, selbsterfindendes Wesen, sondern nur unter andern Thiergattungen auch die menschliche schaffen können. Dann aber hat er, wie sehr er auch sonst die Einheit des menschlichen Wesens festzuhalten strebt, und gegen Kant die Scheidung der Sinnlichkeit und reinen Vernunft bekämpft, doch wieder nicht eingesehen die Einheit von Offenbarung, Ueberlieferung und Vernunft, welche Einheit gerade in der Sprache, der „*Deipara* unserer Vernunft,“ wie sie Hamann nennt, von Humboldt nachgewiesen wurde.

Sollen wir endlich noch darauf Gewicht legen, dafs Hamann sagt (I, S. 103.): „Ist die Sünde nicht selbst die Mutter der Sprache gewesen, wie die Kleidung eine Wirkung unserer Blöfse?“ Dem würde es gar nicht widersprechen, dafs die Sprache die *Deipara* unserer Vernunft ist; denn ist nicht auch die Vernunft, die Erkenntnifs des Bösen und Guten, eine Folge der Sünde? — Doch auch hiermit hätten wir nichts gewonnen; denn „die Frage vom Ursprung des Uebels läuft auf ein Wortspiel und Schulgeschwätz hinaus.“ Hamann ist ja Spinozist! Seine Ansicht ist (I, S. 139.): „Gott selbst sagt: Ich schaffe das Böse. (S. 141.) Niemand ist gut als der einige Gott.“ Darum wundert er sich vielmehr, dafs wir „fähig sind, gut und glücklich zu sein.“

Monboddo, und die spätere Ansicht Herders.

Monboddo war unstreitig ein Mann von umfassender Kenntniſs der Natur wie der Geschichte, und besonders auch nicht bloſs mit der Literatur der Alten sehr vertraut, sondern auch philosophisch gebildet, ein scharfer Denker. Trotzdem würden wir hier seines Werkes „Von dem Ursprunge und Fortgange der Sprache" nicht gedenken, wenn es nicht den Deutschen auf Herders Veranlassung vorgeführt wäre. Es scheint als habe Herder durchaus zu keiner bestimmten Meinung über den Ursprung der Sprache kommen können. Den guten Anlauf in seiner ersten Abhandlung konnte er nicht inne halten; durch Hamanns mächtigen Einfluſs auf ihn und durch eigene fromme Denkart ward er der Annahme des göttlichen Ursprungs zugeführt. Diese muſste dagegen seinem Verstande wenig zusagen, so daſs er sich dazu entschlieſsen konnte, Monboddos verständigem Raisonnement „willig die Palme zu reichen." Denn wenn er auch manches an dessen Werke zu tadeln weiſs, so muſs er doch bekennen: „Vorzüglich ist unserm Verfasser der Hauptzweck seines Werks, die Untersuchung vom Ursprung und den Fortschritten der Sprache gelungen." Und was lehrt Monboddo? Die Sprache sei eine durchaus menschliche Erfindung, gemacht, nachdem der Mensch nicht bloſs gesellschaftlich überhaupt, sondern schon in politischer Verbindung lebte und manche andere Kunst gefunden hatte. Viele Geschlechter hindurch habe er sich mit der rohen

Sprache der Geberde und der unarticulirten Stimme begnügt und spät endlich die Töne articulirt und Sprache gebildet. Kurz Monboddo gehört trotz seiner historischen Gelehrsamkeit und seiner schönen Abhandlung von der Bildung der Ideen (d. h. allgemeinen Vorstellungen und Begriffe) durchaus der veralteten Anschauungsweise an, die Herder selbst bekämpft hatte.

Ungefähr gleichzeitig aber mit dieser Anerkennung der menschlichen Erfindung der Sprache spricht Herder in seinen Ideen zur Geschichte der Menschheit durchaus bestimmt und klar von der Sprache als von dem göttlichen Geschenk, durch welches allein die Bildung der Vernunft möglich geworden ist.

Hieraus ersehen wir aber nur noch einmal recht klar, was aus dem Vorhergehenden sich schon ergeben hatte, wie wenig mit diesen Benennungen „göttliches Gnadengeschenk, natürlich, menschlich" wirklich gesagt ist; wie diese Begriffe in ihren Gegensätzen gar nicht festgehalten werden können und in einander überspielen. Sie stehen aber alle drei „dem selbstthätigen Hervorbrechen der Sprache'" wie Humboldt es erkannte, als einseitige Ansichten gegenüber. Mit ihnen verträgt sich wohl manche geistreiche, feine Bemerkung über die Sprache; aber das wahre, *ganze* Wesen derselben wird durch sie nicht erfafst.

Herder sagt (Sämmtliche Werke, Stuttgart und Tübingen, 1827, V, S. 187.) „*Das sonderbare Mittel zur Bildung der Menschen ist Sprache.* Im Menschen, ja selbst im Affen, findet sich ein sonderbarer Trieb der Nachahmung, der keineswegs die Folge einer vernünftigen Ueberlegung, sondern ein unmittelbares Erzeugnifs der organischen *Sympathie* scheint. Wie eine Saite der andern zutönt, und mit der reinen Dichtigkeit und Homogeneität aller Körper auch ihre vibrirende Fähigkeit zunimmt: so ist die menschliche Organisation, als die feinste von allen, nothwendig auch am meisten dazu gestimmt, den Klang aller andern Wesen

nachzuhallen und in sich zu fühlen. Die Geschichte der Krankheiten zeigt, dafs nicht nur Affecte und körperliche Wunden, dafs selbst der Wahnsinn sich sympathetisch fortbreiten konnte.

„Bei Kindern sehen wir also die Wirkungen dieses Consensus gleichgestimmter Wesen im hohen Grade; ja, eben auch dazu sollte ihr Körper lange Zeit ein leicht zurücktönendes Saitenspiel bleiben. Handlungen und Geberden, selbst Leidenschaften gehen unvermerkt in sie über, so dafs sie auch zu dem, was sie noch nicht üben können, wenigstens gestimmt werden, und einem Triebe, der eine Art geistiger Assimilation ist, unwissend folgen. Bei allen Söhnen der Natur, den wilden Völkern, ist's nicht anders. Geborne Pantomimen, ahmen sie alles, was ihnen erzählt wird, oder was sie ausdrücken wollen, lebhaft nach, und zeigen damit in Tänzen, Spielen, Scherz und Gesprächen ihre eigentliche Denkart. Nachahmend nämlich kam ihre Phantasie zu diesen Bildern: in Typen solcher Art besteht der Schatz ihres Gedächtnisses und ihrer Sprache; daher gehen auch ihre Gedanken so leicht in Handlung und lebendige Tradition über.

„Durch alle diese Mimik indessen wäre der Mensch noch nicht zu seinem künstlichen Geschlechtscharakter, der Vernunft gekommen; zu ihr kommt er allein durch Sprache. Lasset uns bei diesem Wunder einer göttlichen Einsetzung verweilen: es ist aufser der Genesis lebendiger Wesen vielleicht das gröfseste der Erdschöpfung."

Drei Mächte streiten sich um den Menschen: Natur, Mensch und Gott. Herder zerreifst den Menschen in drei Theile: physische Organisation, Vernunft und Sprache — Es nehme sich jeder sein Stück: die Natur den Leib, der Mensch die künstliche Vernunft, Gott die Sprache. Da aber auch Natur und Kunst von Gott stammen, so fällt ihm am Ende doch wieder alles zu.

„Wenn uns jemand ein Räthsel vorlegte, wie Bilder des Auges und alle Empfindungen unsrer verschiedensten Sinne nicht nur in Töne gefafst, sondern auch diesen Tönen mit

inwohnender Kraft so mitgetheilt werden sollen, dafs sie Gedanken ausdrücken und Gedanken erregen: ohne Zweifel hielte man dies Problem für den Einfall eines Wahnsinnigen, der, höchst ungleiche Dinge einander substituirend, die Farbe zum Tone, den Ton zum Gedanken, den Gedanken zum malenden Schalle zu machen gedächte. *Die Gottheit hat das Problem thätig aufgelöst.* Ein Hauch unseres Mundes wird das Gemälde der Welt, der Typus unserer Gedanken und Gefühle in des andern Seele. Von einem bewegten Lüftchen hängt alles ab, was Menschen je auf der Erde menschliches dachten, wollten, thaten und thun werden: denn alle liefen wir *noch* in Wäldern umher, wenn nicht dieser göttliche Athem uns angehaucht hätte, und wie ein Zauberton auf unsern Lippen schwebte."

Wir liefen **noch** in Wäldern umher! Der Mensch ist also einst als ein stummes Thier in Wäldern umhergelaufen! Wie lange? Das ist gleich. Eines schönen Morgens hat Gott sich besonnen, dafs der Mensch sich den „künstlichen Geschlechtscharakter der Vernunft" zu schaffen habe und hat ihm dazu den göttlichen Athem angehaucht! Ich frage nicht, ist das vernünftig, ist das auch nur fromm? Um wie viel frömmer und vernünftiger übersetzt der chaldäische Uebersetzer die Worte Genesis 2, 7. Gott bildete den Menschen aus Staub von der Erde und blies in seine Nase den Othem des Lebens; und so ward der Mensch *zum lebendigen Wesen* (לנפש חיה): „und so ward der Mensch zum redenden Geiste" (לרוח ממללא)? Sogleich bei der Schöpfung ward er das. Der Mensch ohne Sprache ist ein Ungedanke, das hat Herder in seiner Abhandlung gezeigt.

Wenn man aber die Sache so ansieht, wie Herder es hier thut, wenn man den Menschen so zerstückt, dann wird freilich die Sprache „ein sonderbares Mittel." Er sagt weiter: „Wie sonderbar, dafs ein bewegter Lufthauch das einzige, wenigstens das beste Mittel unserer Gedanken und Empfindungen sein sollte! Ohne sein unbegreifliches Band mit allen, ihm so ungleichen Handlungen unserer Seele wären diese Hand-

lungen ungeschehen, die feinen Zubereitungen unsers Gehirns müſsig, die ganze Anlage unsers Wesens unvollendet geblieben, wie die Beispiele der Menschen, die unter die Thiere geriethen, und die Taubstummen zeigen.“ Ja, Gott ist sonderbar! Aber wäre nicht vielmehr dies das sonderbarste, daſs Gott dem Menschen ein so fein organisirtes, zu Kunst, Wissenschaft und Religion geeignetes Gehirn gegeben, und dennoch diesem Gehirn nicht zugleich auch die Kraft zu wirken verliehen haben sollte; sondern daſs es dazu erst noch einer besondern Mitgift, gewissermaſsen einer nochmaligen Schöpfung bedurft hätte! (S. 190.): „Nur die Sprache hat den Menschen menschlich gemacht, indem sie die ungeheure Fluth seiner Affecte in Dämme einschloſs, und ihr durch Worte vernünftige Denkmale setzte.“ Muſste aber diese Fluth nicht schon vorher eingedämmt sein, bevor der Mensch fähig war, Sprache anzunehmen? Auch dies muſste also von Gott erst geschehen. Aber war denn Gott unfähig, ihn mit einem Male so auszurüsten, wie er sein sollte? — Ohne Sprache fehlt dem Menschen die Sympathie mit seinem Geschlecht (das. IV. S. 163.). Setzt aber nicht die Möglichkeit zur Sprache diese Sympathie voraus?

Doch wozu diese Betrachtungen fortsetzen? Alles was Herder in seinen „Ideen zur Geschichte der Menschheit“ über den göttlichen Ursprung der Sprache vorbringt, hat er in seiner Abhandlung selbst schon widerlegt. Diese trieb ihn freilich in die entgegengesetzte Ansicht: dieses Kreisen wollten wir nur nachweisen. Kehren wir jetzt zur Abhandlung zurück.

(S. 75.): „Der Brennpunkt ist ausgemacht, auf welchem Prometheus himmlischer Funke in der menschlichen Seele zündet — Beim ersten Merkmal ward Sprache; aber welches waren die ersten Merkmale zu Elementen der Sprache? Töne.

(S. 77.): „Die Natur tönte das Merkmal nicht bloſs vor, sondern tief in die Seele hinein!“ aber bloſs in die menschliche,

nicht in die thierische; wie ging das zu? „es klang! die Seele haschte — da hat sie ein tönendes Wort!“ Ist das Haschen so leicht? — (S. 78.): „Nun lasset dem Menschen alle Sinne frei; er sehe und taste und fühle zugleich alle Wesen, die in sein Ohr reden“ — der Baum rauscht, der Bach murmelt, der West säuselt — „Himmel! Welch ein Lehrsaal der Ideen und der Sprache! Führet keinen Merkur und Apollo, als Opermaschinen von den Wolken herunter — Die ganze, vieltönige göttliche Natur ist Sprachlehrerinn und Muse! Da führet sie alle Geschöpfe bei ihm vorbei; jedes trägt seinen Namen auf der Zunge, und nennet sich, diesem verhüllten sichtbaren Gotte! als Vasall und Diener. Es liefert ihm sein Merkwort ins Buch seiner Herrschaft, wie einen Tribut, damit er sich bei diesem Namen seiner erinnere, es künftig rufe und genieſse.“ Bewies nicht Hamann, der mystische Ritter von Rosencreuz, ganz in derselben Weise den göttlichen Ursprung der Sprache? „Ich frage, ob je diese Wahrheit: eben der Verstand, durch den der Mensch über die Natur herrscht, war der Vater einer lebendigen Sprache, die er aus Tönen schallender Wesen zu Merkmalen der Unterscheidung sich abzog — ich frage, ob je diese trockne Wahrheit auf morgenländische Weise edler und schöner könne gesagt werden, als: Gott führte die Thiere zu ihm, daſs er sähe, wie er sie nennete! und wie er sie nennen würde, so sollten sie heiſsen! Wo kann es auf morgenländische, poetische Weise bestimmter gesagt werden: der Mensch erfand sich selbst Sprache! — aus Tönen lebender Natur! zu Merkmalen seines herrschenden Verstandes! und das ist was ich beweise.“ —

Der hebräische Mythos will in der That noch mehr sagen. Es ist orientalisch im Namen das Wesen des Benannten ausgedrückt zu sehen. Als sich Gott dem Moses offenbarte, fragte ihn dieser: wie sein Name sei? und Gott nennt keinen Namen, sondern deutet sein Wesen an (Exodus 3.). Ebenso, wenn Adam den Thieren Namen gibt, so drückt er damit das Verhältniſs aus, in welches er die Thiere zu sich versetzen will; er nimmt damit als Herrscher Besitz von ihnen

und weist ihnen ihre Bestimmung an. Aber keinem Thier gibt er seinen eigenen Namen; denn in keinem findet er seines Gleichen, keins ernennt er sich zum Genossen. Da schafft Gott das Weib; in ihr erkennt er sich, sein Wesen, und gibt ihr seinen Namen — Sprache — Gesellschaft — Ehe.

Wir wollen hier die Bemerkung eines aus einer „sonst nicht unsinnigen und aberwitzigen Nation“ stammenden Rabbinen, dem aber dennoch Herder „aus christlicher Liebe“ „allen gesunden Verstand abzusprechen“ „das Recht“ zu haben glaubt (Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts, S. 349.), mittheilen. Er faſst nämlich die biblischen Worte „und wie er sie nennen würde, so ihr Name“ nicht in der einfachen Weise auf, mit Ergänzung der Worte „sollte sein,“ sondern: so war ihr Name, nämlich „im Gedanken Gottes, bevor Adam ihn aussprach.“ Adam sprach nur die Namen aus, die Gott schon gedacht hatte. Hamann, Herders Freund, nennt das *communicatio idiomatum*, und „Gott war das Wort.“ Nun bedenke man, was dem Orientalen „Name“ und „Gottes Gedanken“ bedeutet, und man wird sehen, wie kräftig hier der Rabbi die Einheit des Göttlichen und Menschlichen ausgesprochen hat.

Herder fährt fort (S. 92.): „aber nicht alle Gegenstände tönen; woher nun für diese Merkworte, bei denen die Seele sie nenne?“ (S. 93.): Es ist der ganzen Analogie aller menschlichen Seelenkräfte entgegen, eine aus reiner Willkür ausgedachte Sprache.“ Aber (S. 94.) „Wie hängt Gesicht und Gehör, Farbe und Wort, Duft und Ton zusammen? — Nicht unter sich in den Gegenständen; aber was sind denn diese Eigenschaften in den Gegenständen? Sie sind bloſs sinnliche Empfindungen in uns, und als solche flieſsen sie nicht alle in Eins? Wir sind ein denkendes *sensorium commune*, nur von verschiedenen Seiten berührt — Da liegt die Erklärung.

„Allen Sinnen liegt Gefühl zum Grunde, und dies gibt den verschiedenartigsten Sensationen schon ein so inniges, starkes, unaussprechliches Band, das aus dieser Verbindung die sonderbarsten Erscheinungen entstehen. Mir ist mehr als

ein Beispiel bekannt, da Personen natürlich, vielleicht aus einem Eindruck der Kindheit nicht anders konnten, als unmittelbar durch eine schnelle Anwandlung mit diesem Schall jene Farbe, mit dieser Erscheinung jenes ganz verschiedene dunkle Gefühl, verbinden, was durch die Vergleichung der langsamen Vernunft mit ihr gar keine Verwandtschaft hat: denn wer kann Schall und Farbe, Erscheinung und Gefühl vergleichen? Wir sind voll solcher Verknüpfungen der verschiedensten Sinne." (S. 96.): „Bei sinnlichen Geschöpfen, die durch viele verschiedene Sinne auf einmal empfinden, ist diese Versammlung von Ideen unvermeidlich; denn was sind alle Sinne anders, als bloſse Vorstellungsarten einer positiven Kraft der Seele? Wir unterscheiden sie; aber wieder nur durch Sinne; also Vorstellungsarten durch Vorstellungsarten. Wir lernen mit vieler Mühe sie im Gebrauche trennen — in einem gewissen Grunde aber wirken sie noch immer zusammen. Alle Zergliederungen der Sensation sind Abstractionen: der Philosoph muſs einen Faden der Empfindung liegen lassen, indem er den andern verfolgt — in der Natur aber sind alle die Fäden ein Gewebe! — je dunkler nun die Sinne sind, desto mehr flieſsen sie in einander; und je ungeübter, je weniger man noch gelernt hat, einen ohne den andern zu gebrauchen, mit Adresse und Deutlichkeit zu brauchen; desto dunkler!"

(S. 97.): „Selbst das Gesicht war, wie Kinder und Blindgewesene zeugen, anfangs nur Gefühl. Die meisten sichtbaren Dinge bewegen sich; viele tönen in der Bewegung: wo nicht, so liegen sie dem Auge in seinem ersten Zustande gleichsam näher, unmittelbar auf ihm und lassen sich also fühlen. Das Gefühl liegt dem Gehör so nahe: seine Bezeichnungen z. E. hart, rauh, weich, wolligt, sammet, haarigt, starr, glatt, schlicht, borstig u. s. w., die doch alle nur Oberflächen betreffen, und nicht einmal tief einwürken, tönen alle, als ob mans fühlte: Die Seele, die im Gedränge solcher zusammenströmenden Empfindungen und in der Bedürfniſs war, ein Wort zu schaffen, griff und bekam vielleicht das Wort eines nachbarlichen Sinnes, dessen Gefühl mit diesem zusammen-

flofs, — so wurden für alle und selbst für den kältesten Sinn Worte."

Hierauf folgt eine sehr geistreiche Betrachtung des Gehörs als „des Verbindungsbandes der übrigen Sinne." Es liegt nach allen Seiten betrachtet in der Mitte zwischen Tast- und Gesichts-Sinn. Es ist also der mittlere Sinn:

1) „An Sphäre der Empfindsamkeit von aufsen." Das Gehör wirkt weder in der unmittelbaren Nähe, wie das Gefühl, noch so in die unendliche Ferne, wie das Gesicht. Jenes beschränkt, dieses zerstreut.

2) „An Deutlichkeit und Klarheit" (S. 101.) „Wie dunkel ist das Gefühl! es wird übertäubt. Es empfindet alles in einander. Da ist mit Mühe ein Merkmal der Anerkennung abzusondern." „Das Gesicht wiederum ist so helle und überglänzend, es liefert eine solche Menge von Merkmalen, dafs die Seele unter der Mannigfaltigkeit erliegt."

3) „In Ansehung der Lebhaftigkeit" (S. 102.). „Das Gefühl überwältigt: das Gesicht ist zu kalt und gleichgültig; jenes dringt zu tief in uns, als dafs es Sprache werden könnte; dies bleibt zu ruhig vor uns. Der Ton des Gehörs dringt so innig in unsere Seele, dafs er Merkmal werden mufs; aber noch nicht so übertäubend, dafs er nicht klares Merkmal werden könnte."

4) „In Betracht der Zeit, in der es würkt. Das Gefühl wirft alles auf einmal in uns hin: es regt unsere Saiten stark, aber kurz und springend; das Gesicht stellt uns alles auf einmal vor, und schreckt also den Lehrling durch die unermefsliche Tafel des neben einander ab ... Das Gehör zählt uns nur einen Ton nach dem andern in die Seele."

5) „In Absicht des Bedürfnisses sich auszudrükken ... Das Gefühl geht so sehr unser Selbst an! es ist so eigennützig und in sich gesenkt ... Um so weniger darfs ausgesprochen werden: das Gesicht ist unaussprechlich; allein was brauchts sogleich ausgesprochen zu werden? Die Gegenstände bleiben! sie lassen sich durch Winke zeigen! Die

Gegenstände des Gehörs aber sind mit Bewegung verbunden: sie streichen vorbei ... sie müssen ausgesprochen werden.

6) „In Absicht seiner Entwickelung. Gefühl ist der Mensch ganz: der Embryon fühlt: das ist Stamm der Natur, aus dem die zärtern Aeste der Sinnlichkeit wachsen und der verflochtene Knäuel, aus dem sich alle feinere Seelenkräfte entwickeln. Wie entwickeln sich diese? Wie wir gesehen, durchs Gehör, da die Natur die Seele zur ersten deutlichen Empfindung durch Schälle wecket — Also gleichsam aus dem dunkeln Schlaf des Gefühls wecket, und zu noch feinerer Sinnlichkeit reifet."

(S. 107.) „Wollte jemand nach allen Beobachtungen, noch diese Bestimmung des Menschen zum Sprachgeschöpfe läugnen, der müfste aus dem Beobachter der Natur erst ihr Zerstörer werden! Alle angezeigte Harmonien in Mifstöne zerreifsen; das ganze Prachtgebäude der menschlichen Kräfte in Trümmern schlagen." Herder selbst hat es gethan:

Du hast sie zerstört,
Die schöne Welt — —
Sie stürzt, sie zerfällt!

Herder hat seine Anklageschrift geschrieben vor seinem Vergehen.

Er zeigt endlich, dafs „die Sprache auch genau so ist," wie sie nach der dargelegten Natur des Menschen hat entstehen müssen (S. 108 ff.).

„1) Je älter und ursprünglicher die Sprachen sind: desto mehr wird diese Analogie der Sinne in ihren Wurzeln merklich!"

„2) Je älter und ursprünglicher die Sprachen sind, desto mehr durchkreuzen sich auch die Gefühle in den Wurzeln der Wörter" (S. 110.).

„3) Je ursprünglicher eine Sprache ist, je häufiger solche Gefühle sich in ihr durchkreuzen; desto weniger können diese sich genau und logisch untergeordnet sein. Die Sprache ist reich an Synonymen: bei aller wesentlichen Dürftigkeit hat sie den gröfsten unnöthigen Ueberflufs" (S. 117.).

„4) So wie die menschliche Seele sich keiner Abstraction aus dem Reiche der Geister erinnern kann, zu der sie nicht durch Gelegenheiten und Erweckungen der Sinne gelangte: so hat auch keine Sprache ein Abstractum, zu dem sie nicht durch Ton und Gefühl gelangt wäre. Und je ursprünglicher die Sprache, desto weniger Abstractionen, desto mehr Gefühle“ (S. 122.).

Der fünfte Canon ist sehr *cum grano salis* zu verstehen, und vielleicht gerade so, wie Herder ihn verstanden hat, durchaus falsch. Doch wir wollen ihn mittheilen: „Da jede Grammatik nur eine Philosophie über die Sprache, und eine Methode ihres Gebrauchs ist: so muſs je ursprünglicher die Sprache, desto weniger Grammatik in ihr sein“ (das Umgekehrte wäre mindestens eben so richtig), „und die älteste ist bloſs das vorangezeigte Wörterbuch der Natur“ (S. 129.). Die hier von Herder angeführten Thatsachen sind nicht ganz richtig gedeutet.

Wir kommen zum zweiten Theil der Abhandlung: „Auf welchem Wege der Mensch sich am füglichsten hat Sprache erfinden können und müssen?“ — „Die Natur gibt keine Kräfte umsonst. Wenn sie also dem Menschen nicht bloſs Fähigkeiten gab, Sprache zu erfinden, sondern auch diese Fähigkeit zum Unterscheidungscharakter seines Wesens, und zur Triebfeder seiner vorzüglichen Richtung machte: so kam diese Kraft nicht anders als l e b e n d aus ihrer Hand, und so konnte sie nicht anders als in eine Sphäre gesetzt sein, wo sie würken muſste.“ Es werden nun die H a u p t g e s e t z e dargelegt, nach denen die Sprache sich entwickelt hat.

„1) Der Mensch ist ein freidenkendes, thätiges Wesen, dessen Kräfte in Progression fortwürken; darum sei er ein Geschöpf der Sprache!“ Dieses „darum“ ist sehr lose. Es wird nur gezeigt, daſs, von dem Erwachen der Reflexion und also dem ersten Worte an, Gedanke und Sprache sich gleichmäſsig

fortentwickeln, während der Instinct der Thiere sich nie weiter bildet. Es ist die Ausführung des Aristotelischen: man lernt etwas thun, indem man es thut. Der Mensch entwickelt seine Sprache, indem er spricht. Er weist die lächerlichen Vorstellungen zurück von Verbesserung der Sprachen mit Reflexion und Philosophie. „Wissen wir denn nicht, daſs eben in den Winkeln der Erde, wo noch die Vernunft am wenigsten in die feine, gesellschaftliche, vielseitige, gelehrte Form gegossen ist, noch Sinnlichkeit, und roher Scharfsinn, und Schlauheit, und muthige Würksamkeit, und Leidenschaft und Erfindungsgeist — die ganze ungetheilte menschliche Seele am lebhaftesten würke? . . . Da, nur da zeigt sie Kräfte, sich Sprache zu bilden und fortzubilden! Da hat sie Sinnlichkeit und gleichsam Instinct genug, um den ganzen Laut und alle sich äuſsernde Merkmale der lebenden Natur so ganz zu empfinden, wie wir nicht mehr können: und wenn die Besinnung alsdenn Eins derselben lostrennt, es so stark und innig zu nennen, als wirs nicht nennen würden. Je minder die Seelenkräfte noch entwickelt und jede zu einer eigenen Sphäre abgerichtet ist: desto stärker würken alle zusammen: desto inniger ist der Mittelpunkt ihrer Intensität" (S. 167.). „Da gebar sich Sprache mit der ganzen Entwicklung der menschlichen Kräfte" (S. 168.).

„2) Der Mensch ist in seiner Bestimmung ein Geschöpf der Heerde, der Gesellschaft: die Fortbildung einer Sprache wird ihm also natürlich, wesentlich, nothwendig" (S. 170.). Herder spricht hier von der Ehe und dem Familienleben. Das Kind erbt den Sprachschatz der Eltern und hinterläſst ihn durch eigenen Erwerb vermehrt seinen Kindern.

„3) So wie das ganze menschliche Geschlecht unmöglich eine Heerde bleiben konnte: so konnte es auch nicht eine Sprache behalten. Es wird also eine Bildung verschiedener Nationalsprachen" (S. 187.). „Im eigentlichen metaphysischen Verstande ist schon nie eine Sprache bei Mann und Weib, Vater und Sohn, Kind und Greis möglich . . . So wenig als es zween Menschen ganz von einerlei Gestalt und Gesichts-

zügen: so wenig kann es zwo Sprachen, auch nur der Aussprache nach, im Munde zweener Menschen geben, die doch nur eine Sprache wären. Jedes Geschlecht wird in seine Sprache Haus- und Familienton bringen ... Clima, Luft und Wasser, Speise und Trank werden auf die Sprachwerkzeuge und natürlich auch auf die Sprache einfliefsen. Die Sitte der Gesellschaft und die mächtige Göttinn der Gewohnheit werden bald nach Geberden und Anstand diese Eigenheiten und jene Verschiedenheit einführen — ein Dialekt ... Das war nur Aussprache. Aber Worte selbst, Sinn, Seele der Sprache — welch ein unendliches Feld von Verschiedenheiten.“ „Je lebendiger eine Sprache; je näher sie ihrem Ursprunge, und also noch in den Zeiten der Jugend und des Wachsthums ist: desto veränderlicher.“ „Die Sprache wird ein Proteus auf der runden Oberfläche der Erde.“ Herder läfst die Menschen von einem Paare abstammen. „Die Trennung der Familien in abgesonderte Nationen geht gewifs nicht nach den langweiligen Verhältnissen von Entfernung, Wanderung, neuer Beziehung u. dgl. ... Der Grund der Verschiedenheit so naher kleiner Völker in Sprache, Denk- und Lebensart ist gegenseitiger Familien- und Nationalhafs.“

„4) So wie nach aller Wahrscheinlichkeit das menschliche Geschlecht ein progressives Ganze von einem Ursprunge in einer grofsen Haushaltung ausmacht: so auch alle Sprachen, und mit ihnen die ganze Kette der Bildung“ (S. 203.) „Der sonderbare charakteristische Plan ist bemerkt, der über einen Menschen waltet: seine Seele ist gewohnt, immer das, was sie sieht, zu reihen mit dem, was sie sahe, und durch Besonnenheit wird also ein progressives Eins aller Zustände des Lebens — mithin Fortbildung der Sprache. — Der sonderbare charakteristische Plan ist bemerkt, der über ein Menschengeschlecht waltet, dafs durch die Kette des Unterrichts Eltern und Kinder Eins werden, und jedes Glied also nur von der Natur zwischen zwei andere hingeschoben wird, um zu empfangen und mitzutheilen — dadurch wird Fortbil-

dung der Sprache. — Endlich geht dieser sonderbare Plan auch aufs ganze Menschengeschlecht fort; und dadurch wird eine Fortbildung im höchsten Verstande, die aus den beiden vorigen unmittelbar folgt." Dies ist Herders Humanitäts-Idee. „Kein Gedanke, keine Erfindung, keine Vervollkommnung, die nicht weiter, fast ins Unendliche reiche. So wie ich keine Handlung thun, keinen Gedanken denken kann, der nicht auf die ganze Unermeſslichkeit meines Daseins natürlich hinwürke; so nicht ich und kein Geschöpf meiner Gattung, was nicht mit jedem auch für die ganze Gattung und für das fortgehende Ganze der ganzen Gattung würke ... der erste Gedanke in der ersten menschlichen Seele hängt mit den letzten in der letzten menschlichen Seele zusammen."

Schluſs.

Sollen wir nun zum Schlusse noch aussprechen, wie hoch Humboldt über Herder und Hamann steht? — Herder — geistreich, aber ein schwankendes Rohr; mit manchem schönen Blick in das menschliche Wesen, den er aber nicht ausbeutet. Hamann — fromm; aber weder im Humor noch in der Mystik erhaben über seine Zeit. Humboldt — wie ist er tief in das menschliche Wesen eingedrungen! Und ist er auch nicht bis zum Ziele vorgeschritten, so hat er es doch gezeigt und hat den Weg gebahnt.

Herder hat, wie man sieht, vielleicht schon alle Punkte berührt, die Humboldt hervorgehoben hat. Aber Herder hat sie eben nur berührt, ist geistreich darüber hin gefahren. Er hat die Gegensätze nicht in ihrem Ernst erfaſst, hat mit ihnen nur geistreich oder mystisch gespielt: die Natur ist „göttlich" (S. 65.) und der Mensch „Gott" und sind doch nur Natur und nur Mensch, nicht Gott. Und weil er mit ihnen spielte, ward er ihr Spiel. — Humboldt hat mit scharfer Dialektik die Widersprüche aufgedeckt, hat genau die Tiefe und Breite der Kluft ermessen, die unsere Forschung auszufüllen hat. Weil er sich nicht, wie Hamann, blind in die Gottheit stürzt,

schaut er mehr von ihr; weil er zuerst den Menschen ehrt, gibt er Gott, was Gottes ist.

Wie hart auch alles scheinen mag, was wir in unserer „Classification der Sprachen“ S. 13—52. über Humboldt gesagt haben, man lasse doch dabei nicht aufser Acht, dafs wir hinzugefügt haben (S. 20.): Humboldt war ein Genie. Darum gerade gibt es nichts Lehrreicheres, nichts, was sicherer und leichter zur Wahrheit führt, als Humboldts Mängel aufzusuchen. Humboldt ist dunkel, wo die Sache unerhellt geblieben ist; man mache Humboldt klar, und Licht breitet sich zugleich über die Sache. Freilich wohl ist nicht alles tief, was dunkel ist, und auch die Tiefe an sich ist nicht dunkel; aber sie ist es doch, so lange man nicht ihren Grund erreicht hat. Einzig von ihm hinaufschauend erscheinen die Dinge hell. Humboldts Dunkelheit rührt daher, weil er in die Tiefe blickte, aber nicht bis zum Grunde gelangte. So lafst uns nur auf seinem Wege, an seiner Hand, weiter vordringen; mit jedem Schritt erhalten wir mehr Licht. Darum ist Humboldt ein Genie, weil er die Sache, die Sprachwissenschaft, mit seiner Person identificirt hat, so dafs es gleich ist, ihn oder Sprachwissenschaft zu studiren, ja dafs die Aufklärung eines noch dunkeln Satzes in ihm ein Fortschritt in ihr ist.

Grofs ist Humboldt durch das, was er gethan hat; eben so grofs ist er durch das, was er uns als Aufgabe hinterlassen hat.

DIE

ENTWICKLUNG DER SCHRIFT

VON

Dr. H. STEINTHAL,
PRIVATDOCENTEN FÜR SPRACHWISSENSCHAFT AN DER UNIVERSITÄT ZU BERLIN.

NEBST

EINEM OFFENEN SENDSCHREIBEN

AN HERRN PROF. POTT.

BERLIN.
FERD. DÜMMLER'S VERLAGSBUCHHANDLUNG.

1852.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Grünstrafse 18.

OFFENES SENDSCHREIBEN

AN

HERRN PROF. POTT.

Hochgeehrtester Herr Professor!

Für Ihre gründliche Besprechung meiner Schriften sage ich Ihnen meinen Dank. Die Anerkennung, die Sie mir in derselben zu Theil werden lassen, kann mich indeſs nicht abhalten in dem Folgenden einige der Vorwürfe, die Sie nicht unterdrücken zu dürfen glaubten, zurückzuweisen, da sie mich in Wahrheit nicht treffen.

Das Gefühl der Sicherheit vor einem Fehler verleitet oft dazu, sich vor dem Scheine desselben weniger zu wahren, als bedächtige Vorsicht fordert. An dieser es haben mangeln zu lassen, ist die einzige Schuld, deren ich mir bewuſst bin. Ob es mir gelingen wird, die Sache wieder gut zu machen, wird davon abhängen, ob die Thatsachen, auf die ich mich in Folgendem stützen muſs, Anerkennung finden werden.

Am meisten Anstoſs hat meine Kritik Humboldt's erregt. Wie konnte ich aber befürchten, man würde darin ein leeres Gezause, wie Sie es nennen, sehen! Mir schien Humboldt als Sprachforscher ein wahrhaft tragischer Held, der an dem unentrinnbaren Fatum, das er in sich trug, in einem gewissen Sinne, den ich sogleich näher bestimmen werde, zu Grunde ging. Ich sah in seinen Werken eine tragische Begebenheit, die ich in meiner Kritik erzählt habe, in aller der Leidenschaftlichkeit, in die mich der Anblick versetzt hatte.

Können Sie in der That das Vorhandensein zweier sich widersprechenden Seiten in Humboldt läugnen? Ueberzeugt Sie nicht schon die eine Thatsache, der mehrfach wiederholte

*) Blätter für literarische Unterhaltung 1852. No. 22. und Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft 1852. S. 287—298.

wechselweise Widerspruch rücksichtlich der Möglichkeit der Verschiedenheit der innern Sprachform? Die abwechselnde Bejahung und Verneinung derselben (Classification S. 32.)? Können Sie S. LIII. der Einleitung in die Kawi-Sprache lesen, ohne auf's tiefste davon ergriffen zu werden, wie vor Ihren Augen ein Held durch Widersprüche von einer Seite auf die andere gewälzt wird? Wenn Sie auch nur den einen, von mir (S. 43.) angeführten, Satz lesen: „Manche Sprache kann daher scheinbar und bis auf einen gewissen Grad sogar wirklich eine Menge von grammatischen Formen besitzen, und doch nirgends den Ausdruck des wahren Begriffs einer solchen Form wirklich erreichen. Sie kann übrigens einzeln auch wirkliche Flexion durch innere Umänderung der Wörter enthalten, und die Zeit kann ihre ursprünglich wahren Zusammensetzungen scheinbar in Flexion verwandeln, so dafs es schwer wird, ja zum Theil unmöglich bleibt, jeden einzelnen Fall richtig zu beurtheilen. Was aber wahrhaft über das Ganze entscheidet u. s. w." — können Sie das lesen und verkennen, dafs der Geist des Mannes, der das schrieb, zum Kampfplatz zweier Gedankenreihen geworden war? Als ich nun so Humboldt's Genie mit seiner Reflexion ringen sah, mufste ich nicht den Kampf unmittelbar zum meinigen machen? Da ich mich Humboldt so ganz hingegeben hatte, dafs meine sprachwissenschaftliche Anschauung nur der Rückstrahl der seinigen war, wurde ich nicht von der gleichen Zerrissenheit des Bewufstseins ergriffen? Meine Kritik Humboldt's war zugleich die Kritik meiner selbst.

Was habe ich also gethan? Sie glaubten zu manchem gegen mich berechtigt zu sein, *„quia justum est, ut qui voluerit occidere discat mori."* Das hätte ich gewollt? Humboldt vernichten? Er konnte seine geniale Anschauung nicht vor den Angriffen seiner Reflexion sicher stellen. Insofern mufs man sagen, jene sei an dieser zu Grunde gegangen. Humboldt hält sie freilich trotz allem fest, weil er ihre Wahrheit fühlt, wie die Unwahrheit der Reflexion; aber er kann doch beides nicht aufweisen. So ist er eigentlich unterlegen, hat die Schlacht verloren. Den Kampf nun, den er gekämpft, und ich wie er, habe ich dargestellt; die Fehler aufgedeckt, durch die ihm der Sieg entging; und dann selbst den Kampf

wieder aufgenommen, den Kampf für ihn wider den Feind in ihm und gesiegt für ihn. Nie werde ich zugestehen, ich hätte Humboldt angegriffen; aber fortgesetzt habe ich ihn und begründet. Denn indem ich die Schwäche der Reflexion aufwies, habe ich die geniale Anschauung gestärkt, vor den Angriffen jener gesichert, habe ihr jene unterworfen.

Sie haben glücklich an Homer erinnert, aber unglücklich an das Ruthenstreichen der Homersgeifseln. Wissen Sie, warum die Alten an diesen letztern keinen Wohlgefallen fanden? Weil sie erkannten, dafs die Homerzertreter Homerverdreher (die Homeropaten Homerapaten) sind. So war auch die Humboldtsgeifsel Schasler ein Humboldtsverdreher. Wie unrecht thaten Sie, mich mit ihm zusammenzustellen! Wo er stand, wird Niemand wieder stehen, ich am wenigsten. Sein Gegner war nicht mein Gegner. Was meine Kritik von meiner Apologie Humboldt's trennt, trennt sie von Schasler noch weit mehr. Er griff Humboldt's starke Seite an, seine geniale Anschauung; die beschütze ich heute, wie ehemals; heute nicht mehr gegen Schasler, sondern gegen Humboldt selbst. Ein seltsames Schauspiel, das die Welt, die es nicht begreift, anstaunen mag: ein Angriff gegen den, zu dessen Schutz man ficht.

Glücklich aber haben Sie an Homer erinnert. Das Alterthum wufste, dafs auch Homer mitunter schlafe: so spricht die kindliche Kritik; die mannbar gewordene weifs, da wo Homer schläft, da ist er gar nicht echt. Es hat auch matte Rhapsoden gegeben. Ich weifs mich fern davon, eine Mastix zu sein, wollte aber für Humboldt sein, was Lachmann-Aristarch für Homer. Damit Homer seiner selbst um so würdiger sei, darum wird gestrichen und aufgelöst; um den Humboldt vollkommen zu haben, müssen wir in ihm sondern.

Ganz treffend jedoch ist diese Analogie nicht. Humboldt ist eine Person. Aber seine Reflexion werden Sie auch nicht seinen Schlaf nennen wollen. Jedes Genie hat eine matte Stunde; die Reflexion in Humboldt aber ist ein Grundzug seines Wesens und verläfst ihn nie, sondern sucht fortwährend in die andere Seite, die geniale Anschauung, einzudringen. Wenn ich also von einer nothwendig vorzunehmenden Sonderung in Humboldt spreche, so meine ich nicht ein abstract mechani-

sches Sondern, jenen faden Eklekticismus des gesunden Menschenverstandes, der, wenn von Sonderung die Rede ist, gleich an Spreu und Weizen, an Metall und Schlacken denkt. So äufserlich laufen in Humboldt's Person Genie und Reflexion nicht neben einander, dafs sie sich nicht gegenseitig beeinflufsten. Man kann nicht so ohne Weiteres nehmen und liegen lassen; sondern man mufs ihn sich organisch assimiliren. Ich will hier nicht auf das Verhältnifs von Negation und Position eingehen; genug, dafs Sie anerkannt haben, meine Kritik Humboldt's sei nicht blofs verneinend.

Sonach hoffe ich, verehrtester Herr, Sie werden jetzt über die vermeintliche Schroffheit meines Gegensatzes zu Humboldt anders urtheilen. Aber auch die Plötzlichkeit meiner Umwandlung hat Sie betreten gemacht. Wie plötzlich war sie denn? Brauchte sie nicht zwei volle Jahre? Und wie lang sind zwei Jahre für einen forschenden, wissensdurstigen jungen Mann? Oder hätten Sie es lieber gesehen, wenn ich, wie ein Anderer, in meinem zweiten Buche das erste ausgeschrieben und im dritten dieselbe abgestandene Speise wieder aufgetischt hätte? Sollte ich nur in die Breite wachsend, auf derselben Fläche bleiben? Es steht alles plötzlich vor uns da, wenn auch nicht ohne längere oder kürzere Vorbereitung; und, verehrtester Herr, die Vorbereitung meiner Kritik war meine Apologie Humboldt's. Diese war selbst schon Kritik, wie die Kritik noch immer Apologie. Meine erste Schrift brachte eine Einheit in Humboldt's Gedanken, eine Folgerichtigkeit, die nicht in ihnen lag — das war schon Kritik, nicht mehr Schutz gegen Schasler, sondern schon gegen Humboldt selbst. Es war aber eine apologetische Kritik, welche unbewufst durch die Zusammenstellung der angeführten Sätze über jeden einzelnen ein Licht warf, welches seinen Sinn leise abänderte; welche Schlüsse zog, die Humboldt nicht gezogen hatte. Durch die blofse Veränderung des Lichts treten scharfe, aber ungerechtfertigte Gegensätze in den Schatten; Dunkeles und Stumpfes wird hell und scharf. Ich aber wufste nicht, dafs diese Aenderung mein Thun war.

Sie werfen mir, oder wie Sie es zu nennen belieben, der gestrengen Dialektik vor, sie nehme es mit den Worten gar zu genau. Das sollten Sie nicht tadeln, verehrtester Herr,

nicht in unserer Zeit, wo man mit Worten ein arges Spiel treibt und sie wirklich zu Tode, zu völliger Ohnmacht an Bedeutung hetzt.

Weil ich in meiner Apologie das Verhältnifs Humboldt's zu Hegel erörtert habe, so darf ich es hier nicht übergehen. Ich scheide auch in Hegel seine Hegelei von seiner Genialität. Vererben liefs sich nur jene.

Bevor ich nun zu den Einzelnheiten übergehe, mufs ich doch erst der Welt zu Hülfe kommen, welche, wie Sie mir berichten, vor Verlegenheit nicht zur Entscheidung kommen kann über die inhaltschwere, das Schicksal unserer Wissenschaft bestimmende Frage, wen sie auf sprachlichem Gebiete für den eigentlich Speculativen ansehen solle? Vollkommner würde ich die Frage so stellen: wer ist denn nun eigentlich der eigentlich Eigentliche? denn wenn die Eigentlichkeit herein soll, so mufst du es drei Mal sagen. Wer also ist es, fragt die Welt, Rapp, der sich früher zu der Stelle gemeldet, oder — ja, wer hat sich denn später noch zu der Stelle gemeldet? verehrtester Herr! Ich? Niemals! Sie können es drei Mal sagen. Habe ich nicht immer ausgesprochen, ich wolle nur uneigentlich speculativ sein? d. h. die Speculation in ihrer Selbständigkeit und Absolutheit aufheben und zu einem blofsen Moment der wissenschaftlichen Forschung herabsetzen. Auch sehe ich nicht, wie Sie durch irgend einen meiner Sätze an Rapp erinnert werden konnten! Dieser eigentliche Mann hat Sie auch gar nicht mit Straufs, Feuerbach und Bruno Bauer zusammenstellen wollen oder können; denn er kennt diese noch gar nicht. Er lebt in seiner ewig jungen Eigentlichkeit und lebt im Jahre 47 noch in den ersten Dreifsigern oder gar noch im ersten, schellingischen, Jahrzehent. Mit Paulus, dem Heidelberger, und dessen Freunden hat er Sie in gleicher Linie würdigen wollen. Er hüllt sich in den Mantel der Eigentlichkeit, dafs ja kein Luftzug aus Humboldt's Sphäre ihn berühre. Auf die breiteste Basis baut er seine speculative Grammatik, auf zehn, sage zehn Zeilen (Schwegler's Jahrb. 1847. S. 907.).

Jetzt zu meinen Kritiken. Sie verrathen ziemlich deutlich, dafs Ihnen mein Urtheil über Schleicher's Classification nicht gerecht scheine. Zugestanden aber selbst, Humboldt habe die Sprachen in isolirende, agglutinirende und flectirende

eingetheilt, hat er denn unter diesen Wörtern verstanden, was Schleicher darunter versteht? Was hat dessen Hegelei mit ihm zu thun? Hat Humboldt je so gebildert mit Krystall, Pflanzen und Thieren? Dieses Analogisiren der Sprach- mit der Naturwissenschaft hat mir schon längst mifsfallen, weil es in so oberflächlicher Weise geschieht. Wenn nun gar Schleicher jetzt die Sprachwissenshaft geradezu zu einem Theile der Naturwissenschaft machen will, so weifs ich darüber nichts zu sagen, weil ich gar nicht weifs, wie ich es mir denken soll.

Ein Vorschlag, verehrtester Herr! Da die Welt doch immer gern in der Verlegenheit der Wahl ist, so könnten Sie Schleicher neben Rapp auf die Liste der Bewerber um die Stellung des Eigentlichen setzen. Wenn er so bescheiden ist, sich nicht zu nennen, so darf ich mich nicht abhalten lassen, ihn vorzuschlagen. Der ist so eigentlich!

Ich behaupte aber hier wiederholt, es ist nicht richtig, dafs jene Dreitheilung der Sprachen Humboldtisch sei. Dafs Alle bisher sie dafür gehalten haben, weifs ich; ich hoffte aber, man würde diese Meinung aufgeben, sobald die wahre Sachlage von mir dargestellt wäre. Da dies nicht geschehen ist, so mufs ich näher auf diesen Punkt eingehen. Sie müssen mir vor allen Dingen zugestehen, dafs jene Dreitheilung von den beiden Schlegels stammt; Sie haben es in ihren „Etymologischen Forschungen“ (I. S. XXVI.) selbst gesagt. Humboldt könnte sie also höchstens adoptirt haben. Sie werden aber auch nicht bezweifeln können, dafs Humboldt vom Paragraphen 19. seiner Einleitung an eine Zweitheilung begründet, die ihm ganz eigenthümlich ist.

Die Ansicht, welche Sie und Andere von Humboldt's Classification hatten, beruht auf den §§. 14. 15. der Einleitung. Dort treten die Namen Isolirung, Agglutination und Flexion, und Einverleibung auf. Aber wo hat Humboldt gesagt, dafs diese vier Ausdrücke vier Sprachclassen bezeichnen sollen? Hätten Sie die Stelle, aus der Sie das beweisen wollen (Einleitung S. CCCXVII.), vollständiger angeführt, Sie würden gesehen haben, dafs sie nicht für Sie spricht. Sie lautet: „Wir haben aber zur Erreichung der Satzbildung aufser der aller grammatischen Form entrathenden, chinesischen Sprache drei mögliche Formen der Sprachen aufgestellt, die flectirende,

agglutinirende und die einverleibende. Alle Sprachen tragen eine oder mehrere dieser Formen in sich; und es kommt zur Beurtheilung ihrer relativen Vorzüge darauf an, wie sie jene abstracten Formen in ihre concrete aufgenommen haben, oder vielmehr, welches das Princip dieser Annahme oder Mischung ist?" Hiermit werden die vier Formen der Isolirung, der Agglutination, Einverleibung und Flexion für vier abstracte Momente ausgegeben, die ohne ein hinzutretendes bestimmendes Princip keine Verwirklichung in den Sprachen finden. Humboldt neigt sich sogar dahin, zu läugnen, daſs die drei letzt genannten Formen jemals eine allein in einer wirklichen Sprache sich vorfänden, daſs es etwa eine bloſs agglutinirende oder bloſs flectirende Sprache gäbe. Zum gröſsten Theile mindestens wird sich eine Mischung jener abstracten Formen herausstellen, und nach dem Principe dieser Mischung (§. 19.), nach der Stärke oder Schwäche, welche eine Sprache in dem Acte ihrer Synthesis zeigt (§. 21.) ist die Eintheilung vorzunehmen. Und hiernach gibt Humboldt sowohl in seiner Abhandlung über das Entstehen grammatischer Formen, als auch in der Einleitung eine Zweitheilung der Sprachen in reine und unreine, starke und schwache. Jene drei oder vier abstracten Formen sind nur Momente, in denen sich das Formprincip bethätigt. Auſserdem hat sich Humboldt noch ganz ausdrücklich und in aller Bestimmtheit gegen die Bildung einer Classe aus den agglutinirenden Sprachen ausgesprochen, welche der flectirenden und isolirenden Classe zur Seite gesetzt werden könnte. Denn, sagt er (S. CCCXLIII.), weiter als diese bloſs negative Eigenschaft, ohne geradezu aller grammatischen Bezeichnung zu entbehren (was bei den isolirenden Sprachen der Fall ist) doch keine Flexion zu besitzen, haben jene mannigfaltig unter sich verschiedenen Sprachen, die man in der agglutinirenden Classe zusammenfassen will, nichts mit einander gemein und können daher nur auf ganz unbestimmte Weise (nach einem bloſs negativen Merkmal) in eine Classe geworfen werden.

Steht so unläugbar fest, daſs die Humboldt zugeschriebene Eintheilung nicht die seinige ist, so hätte ich nur zu zeigen, daſs vielmehr diejenige ihm gehöre, die ich dafür erkläre. Ich kann nun zunächst nicht zugestehen, daſs ich sie aus einem

Verstecke hervorgeholt hätte. Obwohl es Sprachforscher gibt, die Humboldt nicht gelesen haben, die ihre Originalität gefährdet glauben durch Lesung Humboldt's, so haben Sie und Andere doch sein Werk ein und mehrere Male gelesen und der Versteck hätte Ihnen unmöglich entgehen können. Aber, was freilich die Schwierigkeit der Sache erhöhet, ich mufste Humboldt's Classification aus seinem ganzen Werke zusammenlesen. Er hatte sie nicht als solche gegeben. Die Zweitheilung der Sprachen war der feste Punkt, von dem ich ausging; ihn hatte er aufs entschiedenste und häufigste ausgesprochen. Es kam darauf an, die weitere Gliederung zu finden und in Form eines Schemas übersichtlich darzustellen. Das durfte, mufste und konnte auch gefahrlos unternommen werden, wenn man nur erstlich mit Liebe, mit der ganz hingebenden Liebe, wie ich, verehrtester Herr, sich in seine Gedanken vertieft und dann auch die, allerdings etwas äufserliche, Fertigkeit im Schematisiren hat. Erst als ich meine Classification vor Augen hatte, und längere Zeit in der Einbildung gelebt hatte, sie sei geradezu und, möchte ich sagen, leibhaftig die Humboldt'sche selber, erst dann fand ich die, welche ich jetzt für die in Humboldts Werk liegende, nur nicht bestimmt dargestellte halte. Das äufserliche Schema fördert allerdings die Klarheit unseres Geistes: das beruht auf unserer sinnlich-geistigen Natur, die den abstraktesten Begriffen räumliche Anschauungen unterlegt. Humboldt würde, des halte ich mich überzeugt, die ihm von mir zugeschriebene Classification ihrem Inhalte nach für sein wirkliches Eigenthum anerkennen; er würde aber fühlen, dafs sie eine ihm fremdartige formelle Zuthat erhalten habe. Die schematische Zusammenstellung allein gehört mir.

Was nun diese betrifft, so hat vor allem, dafs ich das Chinesische über alle unvollkommnere Sprachen zunächst an die flektirenden gerückt habe, Anstofs gefunden, nicht nur bei Ihnen, sondern ich gestehe es, fast bei allen Urtheilsberechtigten, bei Bopp, bei Gabelentz, bei Heyse. Ich hoffe später das Befremden, welches diese Stellung des Chinesischen erregt, zu mildern oder gar zu beseitigen, indem ich ohne meine Ansicht verändern zu dürfen, Ihren Einwendungen alle Rücksicht schenken zu können glaube. Jetzt führe ich nur zwei Stellen

aus Humboldt an, auf die ich mich gestützt habe (S. CXLVI.): „Zwischen dem Mangel aller Andeutung der Kategorien der Wörter, wie er sich im Chinesischen zeigt, und der wahren Flexion kann es kein mit reiner Organisation der Sprachen verträgliches Drittes geben.“ Dieses Dritte nämlich, führt er weiter aus, könnte nur die Agglutination sein, d. h. die „in ihrem Wesen verfälschte“ Flexion. Diese wesentliche Gleichheit des Chinesischen mit den Sanskritischen Sprachen, die reine Organisation, zwingt sie zusammenzustellen. Dasselbe spricht folgender Satz aus (S. CCCXLII.): „Die Chinesische und die Sanskrit-Sprache bilden in dem ganzen uns bekannten Sprachgebiete zwei feste Endpunkte, einander nicht an Angemessenheit zur Geistesentwicklung, allein allerdings an innerer Consequenz und vollendeter Durchführung ihres Systems gleich.“ Nun mag immerhin Humboldt, wie Sie sagen, „kein solcher Bewunderer bloſser, bei falscher oder schlechter Grundvoraussetzung nur in beschränktem Sinne rühmlicher, Consequenz“ sein, um die offenbare Unvollkommenheit des Chinesischen zu übersehen. Den Vorzug der Consequenz aber vor der Inconsequenz der unvollkommenen Sprachen, welche er als Fälschung bezeichnet, hat er ausführlich §. 24. aus einander gesetzt und rücksichtlich der chinesischen Sprache das merkwürdige Wort ausgesprochen: „Man könnte sagen, daſs, je weniger sie äuſsere Grammatik besitzt, desto mehr ihr innere beiwohne“ (S. CCCLXXXI.). In diesem Paragraphen scheidet er das Chinesische streng vom Barmanischen. Und auch dies spricht gegen die Humboldt'sche Abstammung oder auch nur Adoption der Dreitheilung der Sprachen. Denn in welche Classe sollte nun das Barmanische gehören? in dieselbe, wie das Chinesische? Dagegen ist der ganze Paragraph. In die agglutinirende? Dagegen spricht ausdrücklich S. CCCLXXXVI. Und so wird an mehreren Orten dieses Paragraphen bestritten, daſs etwa das Barmanische oder die überhaupt schon nicht gebilligte Classe der agglutinirenden Sprachen in der Mitte zwischen dem Chinesischen und dem Sanskrit lägen: weil, wenn auch alle jene Sprachen sich vom erstern entfernen, sie darum dem letztern doch um keinen Schritt näher kommen.

Ueber die Stellung der übrigen Sprachen habe ich wohl nicht nöthig etwas hinzuzufügen. Den Namen Pronominal-

Sprachen habe ich gebildet, aber nach Humboldts Angabe und in Analogie zu den Partikel-Sprachen. Sie läugnen aber, dafs Humboldt mit dieser Sonderung der Pronominal- von den Partikel-Sprachen eine Classification beabsichtigt habe, da es doch eine blofse „Hervorhebung" sein sollte von „Unterschieden, durch welche mehrere nicht stammverwandte Sprachen wirklich verschiedene Classen zu bilden scheinen." Sie haben hier, verehrtester Herr, ganz vortrefflich und der „gestrengsten Dialektik" würdig die Worte genau genommen. Sie konnten hier, wie ich, nur finden, dafs Humboldt keine Classification gegeben habe, an der er ja verzweifelte; dafs er aber einen Unterschied und zwar keinen blofs negativen, sondern einen positiven aufstellte, wie er an andern Orten für andere Sprachen that. Ich nun stellte alle diese Unterschiede zusammen, ordnete sie schematisch und gewann so eine Classification, die in Humboldt lag, ohne von ihm als solche gegeben zu sein. Sie wollen aber nicht glauben, dafs nach Humboldt die Pronominal-Sprachen von den Partikel-Sprachen in so bedeutsamer Weise geschieden wären, wie die flectirenden von den isolirenden; die beiden erstern, denken Sie, bildeten Classen von „ungleich mehr untergeordneter Art" als die beiden letztern. Das dürfte ich erstlich nur immerhin zugestehen, ohne dafs ich damit einen Fehler der Classification zugestände. Denn der Botaniker weifs, dafs in manchen Familien zwei Gattungen oft nicht ferner von einander liegen, als in einer Gattung einer andern Familie zwei Arten. Zweitens aber läugne ich Ihre Bemerkung. Denn es gibt bei Humboldt gar keine isolirende Sprachclasse, so wenig wie eine agglutinirende; nur das Chinesische ist eine die Worte isolirende Sprache. Die übrigen einsylbigen Sprachen, das Barmanische, Siamesische, vereinigt Humboldt durchaus nicht mit dem Chinesischen, sondern zählt sie zu den Partikel-Sprachen (S. CCCXLVIII.). „Nun frage ich, denken Sie, der Unterschied zwischen den einsylbigen Partikel-Sprachen, dem Barmanischen z. B., und den Pronominal-Sprachen, dem Grönländischen, Tscherokesischen z. B. sei nicht so grofs als der zwischen dem Chinesischen und Sanskrit?

Ich bin in der That so kühn, verehrtester Herr, zu hoffen, dafs Sie mir zugestehen werden, nicht blofs dafs die

Dreitheilung der Sprachen in isolirende, flectirende und agglutinirende weder von Humboldt stamme, noch von ihm gebilligt, vielmehr von ihm verworfen werde, sondern auch dafs die ihm von mir zugeschriebene dem Inhalte nach wirklich die seinige ist. Dafs ich den hier gegebenen Beweis nicht schon in meiner Classification gegeben habe, war ein Fehler, den Sie mir aber nicht so hoch anrechnen werden. Sie werden es natürlich finden, dafs ich in der Freude, die wahrhaft Humboldt'sche Classification gefunden zu haben, nicht darauf verfiel die entgegenstehende Ansicht zu widerlegen. Ich hoffte, etwas idealistisch, das Richtige brauche nur gesagt zu werden, um das Unrichtige zu verdrängen, weil „*veritas est lux sui et falsi.*“ Wenn man sich angetrieben fühlen soll, einen Fehler ausführlich aufzudecken, so gehört dazu meist, dafs man selbst diesen Fehler getheilt habe. Ich aber hatte nie die Ansicht, dafs jene Schlegelsche Dreitheilung Humboldtisch sei, und Sie werden sie auch in meiner Schrift: „Die Sprachwissenschaft Humboldt's,“ nicht erwähnt finden, wiewohl ich doch in ihrem dritten Theil die dringendste Veranlassung dazu gehabt hätte.

Gibt Ihnen nun dieser Umstand nicht Bürgschaft genug dafür, dafs ich Ihre Classification in aller Unbefangenheit kurzweg für nicht Humboldtisch und Ihr Eigenthum erklärte? Die Fassung, also die Darlegung der Eintheilungsmerkmale, das allein Wichtige, gehört auch wirklich Ihnen; und wenn selbst dies nicht, so haben Sie dieselbe adoptirt, und Sie sind dafür verantwortlich. Welchen Grund könnte ich denn aber wohl gehabt haben, gegen besseres Wissen Humboldt etwas ab- und einem Andern zuzuerkennen? Was könnte den, der über Humboldt so rückhaltlos gesprochen hat, wie ich, abgehalten haben, auch das noch über ihn zu sagen, wovon ich glaubte, es träfe Sie?

Sie thun mir überhaupt allemal Unrecht, wenn Sie mir versteckte Absichten zuschreiben. Haben Sie in meinen Schriften denn auch nur einen Satz gefunden, der einen Anhalt dazu gäbe, anders verstanden sein zu wollen, als er sich unmittelbar gibt? Wenn Sie also errathen zu haben meinen, was ich einfach zu sagen gehabt, aber auf Umwegen zu sagen vorgezogen hätte — wie hätte ich in meinen gedrängten Schriften Raum zu Umwegen! — so irren Sie sicherlich. Wie es mit

der Bescheidenheit steht, erörtere ich hier nicht; aber ich bin der ausgesprochenste Feind alles Hochmuths, der mich aus der Vornehmthuerei so mancher Schriften anwidert. Ich habe es für meine Pflicht gehalten, auf meine Vorgänger in der Classification mit der Achtung einzugehen, die mir jeder zu verdienen schien. Diese Achtung habe ich aber nicht durch Phrasen und Wendungen ausgedrückt, sondern objectiv durch Angabe ihres Verdienstes. Ich habe nur Namen genannt, die mit wissenschaftlichen Thaten zusammenfallen, und von denen jeder dadurch geehrt wird, dafs er mit den Andern zusammen genannt ist. Sie haben das Wesen der Kritik nicht getroffen, meiner Kritik wenigstens nicht, wenn Sie meinen, ich hätte mit ihr „durch Hinwegräumung nicht sowohl alter Bauten als vielmehr blofs weniger, versuchsweise unternommenen Bauanfänge den Boden freigemacht." In Ihrem Bilde wüfste ich Ihnen gar nicht zu antworten; nur aus dem Reiche des Organismus könnte ich mein Bild entlehnen. Meine Kritik bewegt sich nur um das Absolute, um die Wahrheit. Es soll nicht das Falsche zurückgewiesen, sondern das Gute angeeignet werden. Meine Kritik hat nicht weggeräumt, sondern assimilirt.

Die Momente eines Gedankens liegen unräumlich in einander; so alle vorgängigen Classificationen der Sprachen in der meinigen. Wenn ich aber meine Classificationsidee tabellarisch schematisire, so werfe ich die Idee in die Breite des Raumes, und so kann ich die Momente, die ich mir assimilirt habe, so äufserlich zeigen, dafs Sie auf jedes einzelne den Finger legen können. Soll ich? Schlagen Sie meine Classificationstabelle auf! Berücksichtigen Sie nun die mit verschiedenen Alphabeten und Zahlen bezeichneten Spalten. Drückt die mit römischen Zahlzeichen bezeichnete nicht die Classification des Mithridates aus? Erkennen Sie nicht in der untern Hälfte der mit griechischen Buchstaben bezeichneten die Schlegelsche und sogenannt Humboldtische? Bezeichnen nicht das *αα*) und *ββ*) die Bopp'sche? Alles Uebrige gehört Humboldt; diese bestimmte Combination aller gehört mir. Ich bin der Nachfolger und Fortsetzer meiner Vorgänger, das beweist meine Kritik; aber wie könnte ich wohl auch der sein, hätte ich nicht meine Kritik gemacht! Hochmuth, der Gegensatz

zur Kritik, schlägt sich allemal selbst, oder ist schon Zeichen der Ohnmacht; Kritik gibt Bescheidenheit und Kraft.

Daſs ich Dante übersehen habe, thut mir leid; Städler aber habe ich nicht übersehen, sondern vor Jahren sein Büchlein gelesen und gern vergessen. — Ihre angeführten Stellen aus Steffens und Krause sind geistreich und anregend, aber wen haben sie denn angeregt? Das sind immer so Zeichen der Zeit, die da erst kommen soll, fliegende Gedanken, und verfliegend, bis der kommt, der vom Zuge ergriffen wird und nicht weiſs, woher er kommt und wohin er fährt. Und das war in unserm Falle Humboldt.

Sie sind liebevoll besorgt, verehrtester Herr, mich werde die Enttäuschung treffen, mich „nicht ganz für einen zweiten Columbus anerkannt zu sehen für Entdeckung eines weltgeschichtlichen Standpunktes". Ich selbst theile diese Sorge nicht, weil ich nicht — diesen Anspruch mache. Ich weiſs es schon, und habe es immer gewuſst und nie vergessen, daſs der sprachliche Weltsegler, den der Wind ergriff und führte, ohne daſs er wuſste wohin, Humboldt war. Schon in meiner „Sprachwissenschaft Humboldts" sagte ich (S. 35.), Humboldt gebe „die Grundsätze einer Geschichte des menschlichen Geistes vom Gesichtspunkte der Sprache aus" und noch nach meiner Kritik (Verzeichniſs sprachwissenschaftlicher Werke aus dem Verlage von Dümmler's Buchhandlung S. 7. denn die hier befindlichen Notizen über Humboldt rühren von mir her: das sei Ihnen im Vertrauen gesagt) sagte ich: Wie Humboldt in der Einleitung „eine Anschauungsweise der Sprachwissenschaft vom Standpunkte der Weltgeschichte aus begründet, eben so sehr lehrt er darin eine Weltanschauung von dem Standpunkte der Sprache aus." Es kann doch nur einen Columbus geben!

Wann, wo hätte ich mir die Entdeckung eines weltgeschichtlichen Standpunktes zugeschrieben? Wenn ich (Classification S. 63.) sage: „Woher, fragen wir, stammt die Verschiedenheit der Technik der Sprachen?" so heiſst dieses Wir: Humboldt, der Leser und ich. Sage ich dann zum Schlusse der Entwickelung: „Damit ist... ein neuer Standpunkt geschaffen, ein weltgeschichtlicher", so dürfen Sie nicht überse-

hen, dafs es sogleich weiter heifst: „Jetzt ist Humboldts Praxis gerechtfertigt, weil begriffen.“ Der Ruhm der Schöpfung wird von mir allemal Humboldt zuerkannt; für mich nehme ich nur die Ehre in Anspruch, ihn erklärt, begriffen und damit gerechtfertigt und begründet zu haben. Und in dieser Beziehung stimmt meine erste Schrift (De pronomine relativo p. 2.) mit meiner Kritik (S. 57.) überein. Nur verstand ich Humboldt in der letztern besser als in der erstern.

In der dargelegten Beschränkung des Sinnes werde ich fortfahren Ich und mein zu sagen: indem mir dabei immer gegenwärtig ist, wie sehr der Inhalt dieses Ich und Mein Humboldt gehört. Wenn Sie aber (Zeitschrift der morgenländischen Gesellschaft 1852) sonst noch mancherlei mir in Abzug bringen wollen, so möchte ich dagegen mein Eigenthum zu wahren suchen.

Ich bin verwundert, dafs Sie gerade den mittleren Theil meiner Schrift über die Classification der Sprachen für „weitaus den gelungensten“ halten, da ich selbst am wenigsten mit ihm zufrieden bin, weil in ihm alles so definitionsmäfsig starr und dogmatisch hingestellt, nicht entwickelt wird. Ich fühlte wohl die Fruchtbarkeit der gegebenen Definitionen; aber sie zu entwickeln war ich noch nicht fähig. Dieser Fehler ist es aber nun gar nicht, den Sie rügen; sondern die Neuheit der Sätze bestreiten Sie. Mit welchem Rechte, wollen wir jetzt sehen. Nur bemerke ich noch, dafs mir gar nicht so sehr an der Neuheit meiner Ansicht gelegen ist, um sie besonders in Schutz zu nehmen, zumal da es mit der Neuheit von Gedanken eine eigenthümliche Bewandtnifs hat. So oft auch immer ein auf seinem Gebiete schöpferischer Gedanke aufgetreten ist, hat man gesagt oder hätte man sagen können, das sei ja nichts Neues, das habe schon dieser und jener gesagt und habe „selbst mäfsigem Nachdenken nie ganz verborgen bleiben können“. Mit solchen Behauptungen hat man nicht einmal Unrecht. Man vergifst nur, dafs von dem, welcher aufs neue das Alte, Bekannte aussprach, diesem, das als todter oder schlummernder Keim dalag, die männliche befruchtende Kraft hinzugethan und ihm dadurch erst Leben und Bedeutung verliehen worden ist. Ich mufs aber hier noch ganz besonders auf die Stellen eingehen, von denen Sie glauben, dafs sie schon

enthielten was ich Neues gesagt zu haben meinte, weil in ihnen wirklich nicht das was ich denke, sondern eher das Gegentheil enthalten ist.

Ich habe gesagt: „Die Sprache ist das Reich der Vorstellung“ (Classification S. 59.). Sie behaupten, das habe schon Bernhardi gesagt. Ich frage, wer hätte das noch nicht gesagt? oder wer hätte je behauptet: „von einem Kameele sprechen heifse das Kameel selber mit Haut und Haar in den Mund nehmen?“ Wenn Sie die Negation dieses Satzes als einen „treffenden“ Ausspruch bezeichnen, so mufs ich zweifeln, ob Sie Humboldts und meinen Satz in seinem richtigen Sinne und seinem vollen Gehalte aufgefafst haben. Denn dagegen sich auszusprechen, dafs das Wort etwa das Ding selber sei, war niemals nöthig. Aber gerade gegen Bernhardi sich auszusprechen und gegen alle bisherigen philosophischen Grammatiker, als wäre das Wort die Vorstellung, das Abbild des Gegenstandes selber, das war Humboldts Absicht. Das Wort, sagt Humboldt, ist nicht das Bild des Dinges, sondern das Bild des schon in der Seele gebildeten Bildes dieses Dinges. Ich nannte das erste in der Seele durch sinnliche Wahrnehmung des Gegenstandes entstandene Bild — Anschauung; und das nach eigenthümlichen Gesetzen in reiner Spontaneität des Geistes gemachte dieses Bildes, das Bild der Anschauung, das angeschaute Bild, die angeschaute Anschauung oder die Selbstanschauung — die Vorstellung. Und so wollte ich ja zeigen, nicht dafs das Wort es nicht mit dem Dinge selbst zu thun habe, sondern dafs es zwar die Anschauung und den Begriff in sich enthalte, d. h. darstelle, nicht aber an sich selbst dieser oder jene sei, sondern die als Selbstanschauung bestimmte Vorstellung. *Während die Kunst Ideen durch Anschauungen, die Wissenschaft Ideen durch Begriffe darstellt, stellt die Sprache Anschauungen und Begriffe in Vorstellungen dar.* Ich fasse die Vorstellung lediglich als sprachliche Darstellung. Sie ist nicht, wie Bernhardi sie nimmt, blofs allgemeinster Ausdruck für alle Modificationen des Bewufstseins, nicht vergegenwärtigte oder erinnerte Anschauung, nicht Begriff, sondern eine eigenthümliche Bearbeitung der Anschauungen. Nicht sie, wie Bernhardi meint, sondern *durch sie* wird dargestellt. Hierdurch zeigte

ich die Sprache auf als das Erzeugnifs des instinctiven Selbstbewufstseins, entrifs sie also einerseits der selbstlosen Anschauung des Thieres, wie dem bewufsten Selbst der Reflexion. Hat nun Bernhardi dasselbe gesagt, wie ich? Hat er unter dem Ausdrucke Vorstellung dasselbe verstanden, wie ich? Haben Sie in irgend einer Psychologie — ich habe nur wenige gelesen — dieselbe Bestimmung des Wesens der Vorstellung als Selbstanschauung gefunden? haben Sie irgendwo die Kategorie des instinctiven Selbstbewufstseins gefunden? Läugnen Sie die Fruchtbarkeit dieser Kategorie für psychologische Forschungen? Und haben Sie irgendwo das Verhältnifs des Sprechens zum Denken so angegeben gefunden, wie bei mir? dafs nämlich sprechen, abgesehen von dem Gedanken, welchen es ausdrückt und mittheilt, noch an sich eine besondere Art des Denkens ist, nämlich ein Selbstanschauen oder Vorstellen? dafs also sprechen nicht mit denken überhaupt gleich sei, sondern als ein eigenthümliches Denken, als ein Denken in Vorstellungen, das Denken in Anschauungen und Begriffen begleite: Haben Sie das schon irgendwo sonst gefunden? Wenn Sie Heyse's Lehrbuch der deutschen Sprache S. 122. citiren, ist dort von etwas anderem die Rede, als von der Unfähigkeit des Lautes, das Ideelle zu bezeichnen? als von der Incommensurabilität von Laut und Begriff? Hätte man das Verhältnifs des Wortes zur Anschauung und zur Vorstellung so bestimmt gefafst wie ich, hätte die Dreifaltigkeit der Sprache so im Dunkel bleiben können? Hätte man die innere Sprachform so übersehen können, dafs man Grammatik und Logik gar nicht zu unterscheiden wufste?

Doch auch die Neuheit dieser Lehre von der Dreifaltigkeit des Sprechens bestreiten Sie. Aber können Sie in allem Ernste annehmen, schon Krause habe sie gekannt, weil er sagt: „Zu jeder Sprache gehört das Zubezeichnende, das Zeichen und die Bezeichnung?“ Dann würde ich wieder fragen, wer hat das noch nicht gesagt? Wo sind denn aber hier drei Elemente oder Factoren? Hier sind eben nur zwei und die Thätigkeit der Verbindung. In der Sprache aber sind drei Factoren mit einander verbunden.

Krause hat die schlechteste Ansicht von der Sprache. Denn was ist bei ihm die Lautsprache? Sie ist (ich bleibe

bei Ihrem Citat stehen) „die Wechselbeziehung der Laute und Sachen, wodurch erstere die letztern anzeigen.“ Da wuſste Aristoteles schon besser, daſs das Wort nicht Zeichen der Sache sei, sondern Zeichen einer Seelenbewegung.

Die Krause'sche Dreiheit ist in meiner Dreifaltigkeit der Sprache zweimal enthalten. Der Laut ist körperliches Symbol einer sprachlichen Anschauung; diese Anschauung ist aber selbst ideelles Symbol einer sinnlichen Anschauung. In unserm Worte Mensch ist dieser in bestimmter Form articulirte Laut Zeichen für Denker; das Denken aber Symbol, Merkmal des Menschen. Die von Krause angegebene Wechselbeziehung ist also hier doppelt vorhanden.

Ich gestehe, daſs auch mir Bernhardi nicht genug anerkannt zu sein scheint. Seine Werke dürften in der That unter allen sprachwissenschaftlichen Arbeiten aus der Zeit vor Humboldt das bedeutendste sein, und selbst neben Becker noch volle Berechtigung haben. Sein Verdienst ist, das Moment der Darstellung in der Sprache als ein selbstständiges hervorzuheben; der Mangel aber ist, daſs er dies nicht hat festhalten können. Liest man §. 1., so kann man ihn ganz in Uebereinstimmung mit mir glauben. Sieht man aber auf §. 5. 6. 12. 13., so findet man, daſs ihm Darstellung nur Mittheilung durch den Laut ist. Ihm ist das Wort, wie seinen Vorgängern lautliches Zeichen des Bezeichneten, während es in Wahrheit ein lautliches und ideelles Zeichen eines Bezeichneten ist. Und wie viele Irrthümer knüpfen sich hieran! Doch hier ist nicht der Ort zu einer Kritik Bernhardi's.

Ich übergehe hier den von Ihnen berührten höchst schwierigen Punkt, das Verhältniſs der Grammatik zur Logik. Denn nur weitläufig könnte ich hierüber mit Erfolg reden; das behalte ich mir für ein gröſseres Werk vor. So will ich denn schlieſslich nur noch einige Bemerkungen zur Verständigung über meine Classification machen.

Ich habe dreizehn Classen aufgestellt. Sie fragen „nach der Berechtigung zu gerade dieser sonst für ominös geltenden Zahl dreizehn“. So dürften Sie mich fragen, wenn ich ein eigentlich Speculativer wäre. Und Sie glauben doch nicht, daſs der trilogische Hokuspokus sich nicht bewähren würde, weil sich 13 nicht durch 3 dividiren läſst? Ich würde die hinterindischen

Sprachen darstellen als Verwirklichungsform der Kategorie des Seins; die malayischen — des Werdens, die Kaffern-Sprachen — des Seins-für-anderes, das Mandschu — des An-sich-seins; mit Siebenmeilen-Stiefeln kommt man nicht bloſs über das Mittelalter, sondern auch über die Kategorieen der Quantität und des Maſses. Die türkischen Dialekte sind die Sprachen des Wesens, das Finnische — des Scheins, das Chinesische — der Identität, die Nordamerikanischen — der Kraft, das Mexikanische — des Innern, das Vaskische — der Wechselwirkung, das Aegyptische — des Mechanismus, das Semitische — des Chemismus, das Sanskritische — der Teleologie oder vielmehr der Idee. Morgen aber würde ich die Entwicklung noch ganz anders geben, aber darum doch nicht weniger richtig, nicht weniger objectiv, nicht weniger absolut dialektisch. Als Uneigentlicher jedoch bin ich dieser Mühe überhoben, und darf kurz sagen: ich habe dreizehn Classen, weil ich nur gerade so viel gut genug kannte, um sie mit der Bestimmtheit charakterisiren zu können, wie mein System forderte.

Mein System ist ferner das fügsamste, das je ersonnen ist. Jede neue Sprachclasse, die bekannt wird, findet darin leicht ihren bestimmten Ort; es ist nicht starr abgeschlossen. Es besteht auch gar nicht auf einer bestimmten, unwandelbaren Reihenanordnung der Sprache; denn es weiſs, daſs jede Reihendarlegung falsch ist (Classific. S. 66.). Das alles beruht aber auf dem Principe, nach welchem das System gebaut ist. Sie sind mit meinem Principe nicht zufrieden.

Bedenken Sie aber nur einmal, was Sie fordern: „die Durchführung eines unter Berücksichtigung der nichts weniger als einfachen Natur der Sprachen vergleichsweise einfachen und auch wirklich greifbaren Eintheilungsprincips der Sprachen.“ Unter „greifbar“ verstehen Sie wohl, daſs die durch das Eintheilungsmerkmal gebildeten Gruppen sich vor der Anschauung leicht sondern und zusammenstellen, weil dieses Merkmal selbst sich der Anschauung in klarer Bestimmtheit darbietet. Es soll aber auch einfach sein, und indem Sie zugestehen, daſs ein in sich gar nicht einfaches Wesen, wie die Sprache, nicht durch ein Einfaches bestimmt werden kann, beschränken Sie Ihre Forderung auf ein vergleichsweise Einfaches. Sollte ich Ihnen hierin wirklich nicht genügen kön-

nen? Bedenken Sie doch, als welch eine Masse sich eine Sprache darbietet, und nun wäre es nicht vergleichsweise einfach, wenn ich dieselbe mit vier, fünf, sechs Merkmalen bezeichne? Oder wenn Sie die Einfachheit so nehmen, dafs Sie verlangen, es solle nicht nur jede Classe mit wenigen Merkmalen bezeichnet werden, sondern diese Merkmale sollen auch zu allen Classen dieselbe Beziehung haben, sodafs die ganze Classification mit wenigen feststehenden Kategorieen zu Stande gebracht werde, die gesammte Combination sich um wenige feste Daten bewegte. In dieser Beziehung bietet vielleicht mein System noch nicht 15, oder da einige derselben einen Gegensatz in sich schliefsen, einige und 20 Merkmale dar. Und das wäre nicht einfach gegen die grofse Anzahl der Sprachen, welche mein System mit solcher Bestimmtheit obenein bezeichnet?

Nun lassen aber freilich schon sechs Merkmale eine grofse Menge von Combinationen zu, und die gemachten Combinationen können von neuem combinirt werden. Aber ich glaube auch, dafs man mit diesem wiederholten Combiniren so lange fortfahren sollte, bis man jede etwas allgemeinere Eigenschaft einer Sprache, die nur nicht gerade an e i n e m ihrer Gebilde hängt, also eher als Ausnahme zu bezeichnen wäre, in dieser Weise einfängt. Es mufs möglich sein, in dieser Weise ein ziemlich oder ganz ins Besondere gehendes Bild einer Sprache zu entwerfen. Die tabellarische Uebersicht des Systems hat das nicht auszuführen, aber Anleitung und Anregung dazu zu geben, und der Phantasie des Lesers zu überlassen, wie weit er seine Anschauung ins Besondere hinein ausfüllen will.

Wenn bis jetzt noch unerforschte Sprachen uns bekannter geworden sein werden, so wird es wahrscheinlich oft nicht möglich sein, sie blofs durch eine andere Combination der bisher gefundenen Merkmale zu bestimmen; sondern wir werden ganz neue Merkmale kennen lernen. So könnte die Zahl der letztern bedeutend anwachsen. Alle diese Merkmale aber beruhen ja zuletzt doch nur auf drei Fragen, und das ist doch einfach genug. Wir fragen bei jeder Sprache: 1) hat sie wahrhafte innere Form? 2) wo nicht, wie schafft sie Analoga von Formen? wenn aber ja, welches ist das Grundprincip derselben? 3) wie ist ihre Lautform beschaffen?

Die Classification der Sprachen soll das individuelle Formprincip der Sprachclassen angeben, aus welchem Princip die einzelnen Formen in einem gewissen Sinne sich müssen ableiten oder entwickeln lassen. Um diese Principien und ihr gegenseitiges Verhältniſs übersichtlich darzulegen, hat die Tabelle das logische Geschäft auszuführen, die Co- und Subordinationsverhältnisse anzudeuten. Zu dieser Subsumtion niederer Begriffe unter die höhern gibt es aber nicht einen Ausgangspunkt, sondern mehrere; und so werden mehrere Subsumtionsweisen möglich, die sich durchkreuzen und in dieser Kreuzung dargestellt werden müssen. Dabei wird sich doch immer ein Punkt als der wichtigste ergeben, den man der Klarheit wegen unverrückt im Auge behalten muſs. Dieser wird immer die innere Sprachform betreffen müssen.

Aus allen diesen Gründen wird klar, was ich schon in meiner Schrift über die Classification gesagt habe, daſs die Stufenleiter im Einzelnen nur relative Geltung hat. Eben darum wird es gut sein, nicht eine Stufenleiter aufzustellen, sondern mehrere. Auch die vergleichende Anatomie hat die Vorstellung aufgegeben, als liefe die Entwicklung des Formbaus der Thiere von den niedrigsten zu den höchsten in einer Linie fort. Das Insekt läſst sich nicht mit dem Säugethier vergleichen, sie haben einen ganz verschiedenen Typus. Damit klarer werde, wie ich es meine, will ich hier eine Tabelle entwerfen.

	Stoff und Form vermischende.			Formlose.		Form-Sprachen.
	Afrikanische.	Polynesische.	Asiatische.	Amerikanische.	Asiatische.	
nebensetzend	Yoruba?	östliche	Hinterindische	—	Chinesisch	—
durch Präfixe abwandelnd	Kaffern-Sprachen	—	—	—	—	—
agglutinirend	Mandingo	—	altaische Sprachen	Südamerikanisch?	—	Aegyptisch
viel-agglutinirend . . .	Kanuri?*)	—	—	Delaware	—	—
einverleibend	—	—	—	Mexikanisch	—	—
zusammenziehend . . .	—	—	—	Grönländisch	—	—
umbeugend: durch Lautwandel	—	—	Tübetisch	—	—	Semitisch
umbeugend: durch Zusätze .	Uolof	westliche	—	—	—	—
flectirend	Galla?	—	Finnisch	—	—	Sanskritisch

*) Vgl. Zeitschrift der deutschen morgenl. Gesellschaft 1850. S. 510 ff.

Einiges dürfte Ihnen in dieser Tabelle mehr gefallen als in der frühern. Besonders steht jetzt das Chinesische seiner Stammverwandtschaft gemäfs neben dem Hinterindischen, aber doch gänzlich isolirt. Von den afrikanischen Sprachen sind drei mit Fragezeichen versehen, weil mir vorzüglich zweifelhaft ist, ob sie nicht in die Reihe der formlosen gehören. Am auffallendsten aber wird es Ihnen sein, dafs ich jetzt jede Classe nur mit zwei Merkmalen bezeichne. Dies hängt zusammen mit meiner Ansicht über zwei Punkte, die Sie auch in Ihrer Kritik zur Sprache gebracht haben, nämlich zunächst das Verhältnifs der morphologischen Merkmale zu den physiologischen, woran sich aber weiter die Frage schliefst nach dem Verhältnifs der genealogischen zur physiologischen Classificirung der Sprachen.

Ich möchte behaupten, wiewohl ich es nicht für alle Fälle beweisen kann, dafs in beiden Verhältnissen beide Seiten sich vollständig decken, dafs also jede physiologische Verschiedenheit sich morphologisch offenbare, folglich auch genealogisch. Sonach müfste eine physiologische Gruppirung an sich selbst auch eine genealogische sein. Diese ideale Forderung ist heute nicht zu erfüllen. Aus dieser Unmöglichkeit folgt aber nur, dafs man keine vollkommne, entweder keine vollständig bestimmenden Merkmale enthaltende oder keine die volle Zahl der Sprachen der Erde umfassende Classification geben kann; dafs man sich vielmehr mit einer unvollkommnen, also nicht hinlänglich scharf bestimmenden oder nicht alle Sprachen umfassenden, begnügen müsse. Eine Classification aber, welche jene Forderung verletzte, wäre eine, ganz oder theilweise, falsche und mufs zurückgewiesen werden. Diese Voraussetzung schien mir bei Abfassung meiner Classification so natürlich und allgemein anerkannt, dafs ich nicht für nöthig hielt, sie besonders auszusprechen; auch habe ich nicht gesagt, Sie meinten, beide Classificationsweisen *dürften* neben einander laufen; aber faktisch geschieht es bei Ihnen. Andererseits aber folgt aus jener Forderung auch, dafs die genealogische Classification nicht blofs auf die Einheit des Sprachstoffes begründet, sondern auch in Einklang mit der physiologischen Verwandtschaft gebracht werde. Nun behaupte ich, dafs die von mir gegebene Classification zwar eine *höchst unvollkommene* ist, der gedachten Forderung

aber in keinem Punkte widerspricht, d. h. die genealogische Gliederung fällt mit ihr vollständig zusammen, und auch das andere könnte ich hinzufügen, dafs Physiologie und Morphologie sich, freilich nur mit einer gleich zu erwähnenden Beschränkung decken. Sie dagegen machen mir „völlige Aufserachtlassung des genealogischen Princips“ zum Vorwurf — ein Ausdruck, der jedenfalls übertrieben ist, da ich an verschiedenen Orten meiner kurzen Schrift das Verhältnifs jener beiden Principien erörtert habe.

Es würde aber aus der obigen Forderung folgen, dafs jeder besondere Sprachstamm ein besonderes physiologisches und morphologisches Princip habe, eine besondere Classe bilde. Man hat bisher viel etymologisirt und genealogisirt; aber was ist ein Sprachstamm? eine Sprachclasse. Negativ ausgedrückt liegt hierin ein Doppeltes: 1) weder darf eine Classe zwei Stämme umfassen, 2) noch ein Stamm in zwei Classen getheilt werden. Rücksichtlich des zweiten Punktes bin ich unangreifbar, weil wir uns in einem Zirkel bewegen. Wenn man mir vorwirft, dafs ich einen Stamm, den Altai-Uralischen in drei Classen zerreifse, so behaupte ich dagegen, man fasse drei Classen gewaltsam zusammen. Nur werde ich zugestehen müssen, dafs jede Sprachclasse nicht zu jeder andern in gleicher Fremdheit stehe, weder physiologisch noch genealogisch. Meine IV., V. und VI. Classe, d. h. Mandschu, Türkisch und Finnisch stehen einander näher als etwa die III., das Congo, dem erstern und VII., Chinesisch, dem letztern. Auf der, in diesem Sendschreiben gegebenen Tabelle habe ich dieser genealogischen Verwandtschaft so starke Rücksicht geschenkt, dafs ich Sie, verehrtester Herr, hiermit vollkommen zu befriedigen hoffe. Darum habe ich mir aber andererseits noch eine andere Scheidung erlauben zu dürfen geglaubt, welche der altai-uralischen ganz ähnlich ist, nämlich die des malayisch-polynesischen in eine polynesische oder östliche und malayische oder westliche Hälfte. Ich stütze mich hierbei auf Humboldt.

Gegen das erstere der eben genannten zwei Verbote habe ich vielleicht in meiner ersten und neunten Classe gefehlt, indem ich in jener die hinterindischen Sprachen, in dieser die nordamerikanischen zu einer Classe zusammenfafste, obgleich

ich die Verwandtschaft des Anamitischen mit den andern hinterindischen und chinesischen Sprachen für höchst zweifelhaft halten mufste und noch mufs. Die nordamerikanischen Sprachen aber habe ich in meiner gegenwärtigen Tabelle in zwei Classen geschieden, wie sie auch gewifs etymologisch zu scheiden sein werden. Aber in beiden Fehlern glaube ich nur eine Ungenauigkeit begangen zu haben, keinen Verstofs gegen obige Forderung: indem ich zwei der Verwandtschaft und Physiologie nach geschiedene Classen zu einer gemacht habe. Doch kann ich auch heute noch nicht angeben, wie sich das Anamitische in seinem morphologischen und physiologischen Principe vom Barmanischen scheide. Es existirt also entweder zwischen beiden Sprachen ein Unterschied, der sich mir entzieht, oder sie haben vielleicht dennoch etymologische Verwandtschaft, die noch nicht erkannt ist.

Wenn ich ferner dasselbe morphologische Merkmal zwei Classen zueigne, sowohl auf der alten, als auf der neuen Tabelle, wo „agglutinirend" von vier Classen ausgesagt wird, so ist das wieder eine Ungenauigkeit, indem wir in ihnen vier Arten der Agglutination scheiden müssen, weil jede Art Ausdruck einer andern innern Form ist. Hat man sich aber hierüber verständigt, so wird der Grundsatz der völligen Angemessenheit des physiologischen und morphologischen Princips, wonach man nur das eine zu nennen und das andere implicite mit genannt hätte, und wonach ich auch bei meiner neuen Tabelle verfahren bin, nicht verletzt, da es gleichgültig ist, ob ich die Unterschiede innerhalb des einen mit einfachen besondern Namen bezeichne, oder die Besonderung durch Combination des allgemeinern morphologischen und allgemeinern physiologischen Namens ausdrücke. Das halte ich fest, dafs zwei Sprachclassen oder Stämme nicht in derselben Weise agglutiniren; nur ist zuweilen der Unterschied morphologisch unausdrückbar. So nehmen wir das physiologische Merkmal zu Hülfe. Durch ihre Zusammenfassung wird ihre Bedeutung modificirt, und es entsteht ein eben so einfacher Begriff, wie durch jedes echte Compositum.

Sie haben Recht, verehrtester Herr, es sind noch viele Fragen zu beantworten rücksichtlich der wahren Classification. Nach unserer Auffassung aber schliefst diese ja auch die ganze

Sprachwissenschaft in sich. In meiner Schrift habe ich gewiſs so viel berührt und so weit erörtert, als nur immer von einem Erstlingsversuch, selbst nach Humboldt, billiger Weise zu erwarten stand; nur muſs in meiner so gedrängten Schrift jeder Satz beachtet werden. Sie fragen z. B. „ob der physiologische Trieb in der Sprache je, man begreift schwer wodurch, zu so feindseliger Stärke gegen sich selbst vermag anzuwachsen“, daſs er ein völlig anderer wird? Diese Frage hatte ich mir rücksichtlich des Finnischen vorgelegt. Meine hierauf bezügliche Anstrengung (S. 76. 78. 81. 87. 88.) können Sie nicht übersehen haben, wie auch nicht, daſs ich diese Frage nicht gelegentlich, sondern im Verlauf der principiellen Erörterung betrachtet habe. Ich habe drei Punkte zur Beantwortung hingestellt. Erstlich daſs in Wahrheit das Finnische durch die Macht seines Triebes noch gar nicht in eine entgegengesetzte Bahn geführt wurde, sondern trotz allem keine Formsprache geworden ist. Man hat sich hier vor zwei Uebertreibungen zu hüten: wenn einerseits derjenige, welcher das Finnische mit dem Mandschu in eine Classe bringt, völligen Mangel an Sinn für Sprachunterschiede bekundet, so ist es andererseits noch lächerlicher, wenn Schleicher das Finnische höher stellt als unsere „verschlissenen“ Flexionssprachen. Was sagt wohl hierzu Grimm, der das Englische die vollkommenste Sprache nennt! Auf Humboldts Zustimmung hätte aber Schleicher noch viel weniger zu rechnen. Zweitens aber ist zuzugestehen, daſs allerdings dennoch im Finnischen eine geniale Erhebung vorliege, die nie ganz zu erklären, aber doch immerhin mit Rücksicht auf innere und äuſsere Revolutionen theilweise begreiflich wird; und drittens habe ich ganz bestimmt auf indogermanischen Einfluſs hingedeutet, also auf ein neues, von auſsen gekommenes Moment. Auf die Analogie der Sprachen mit den organischen Naturwesen werden Sie nichts begründen wollen, verehrtester Herr, da jede Analogie die Consequenz zurückweist.

Ich beabsichtigte, meiner Schrift noch einen schon ausgearbeiteten Abschnitt über die weitere Unterordnung der Classen nach Familien, Gattungen und Arten beizugeben. Hier fand ich aber so wenig vorgearbeitet (ich gab darin die Kritik der Ansicht Giese's über die griechischen Dialekte), daſs

ich zu keinen so zuverlässigen Ergebnissen gelangte, dafs ich sie hätte veröffentlichen mögen.

Jetzt wissen Sie, verehrtester Herr, wie ich über Ihre Kritik denke, für die ich schliefslich noch einmal von Herzen danke. Ich werde Niemanden böse, der mir Bitteres sagt, sobald er mir beweist, dafs er sich mit der Sache Mühe gegeben hat. Nur den Leichtsinn gegen die Sache und den daraus entspringenden Hochmuth halte ich für züchtigungswerth.

Sie haben Recht, verehrtester Herr, ich, so leidenschaftlich für die Wissenschaft eingenommen, bedarf der Aufmunterung von aufsen nicht. Fahren Sie fort, mir wohlwollend Zaum anzulegen; ob ich je lernen werde mich zu zügeln, weifs ich nicht. Nur bitte ich, ein wenig meine Mühe zu berücksichtigen, um mir nicht eine Gesinnung zuzuschreiben, die mir zu fern ist. Vielleicht, dafs wenn ich älter und alt geworden sein werde, ich auch vorsichtiger sein und ruhiger schreiben werde. Was thut aber diese Aeufserlichkeit? Wenn wir nur immer für die Sache frisch bleiben!

DIE
ENTWICKELUNG DER SCHRIFT.

Wir können, wir dürfen keinen sprachwissenschaftlichen Gegenstand untersuchen, ohne sogleich zu fragen, was hat Wilhelm von Humboldt über ihn gelehrt? Wenn wir auch, nach allem was wir schon von ihm wissen, nicht hoffen können, bei ihm eine genügende Darlegung der Sache zu finden, so steht doch allemal mit Gewiſsheit zu erwarten, daſs wir von ihm fruchtbarste Anregung und auch wirkliche tiefste Belehrung erhalten werden — nur wird sie nicht von der Oberfläche zu schöpfen sein; wir sind sicher, Humboldt nicht anders zu verlassen, als ungemein durch ihn bereichert — nur wird es nicht geschehen, ohne uns zuvor durch Dunkelheiten und Widersprüche hindurchgearbeitet zu haben; kurz, kräftig zersetzende Kritik ist die einzige Weise geistiger Aneignung.

Wir besitzen zwei Arbeiten von Humboldt über Schrift: „Ueber die Buchstabenschrift und ihren Zusammenhang mit dem Sprachbau“ (Akad. Abh. gel. am 20. Mai 1824.) und: „Ueber den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache“. Diese letztere Arbeit, dem zweiten Bande über die Kawi-Sprache und dem besondern Abdrucke der Einleitung in dieses Werk beigefügt, soll nach Angabe ebenfalls in der Akademie und zwar am selben Tage wie erstere gelesen sein! Es ist mindestens eben so wichtig, das Verhältniſs dieser beiden Arbeiten zu kennen, wie das zweier Werke eines alten Classikers. Wir haben hier wieder ein Beispiel, wie selbst in unsern Tagen philologische Schwierigkeiten entstehen können, und ein Sei-

tenstück zu dem bekannten Streit der beiden berühmtesten Philosophen neuerer Zeit, wem von ihnen ein in ihrer Zeitschrift abgedruckter Aufsatz gehöre. Das Verhältniſs aber der beiden Humboldt'schen Arbeiten zu einander, in deren keiner auf die andere verwiesen wird, scheint uns folgendes. Die letztgenannte ist unvollendet geblieben. Ursprünglich für die Lesung in der Akademie bestimmt, wie die Worte zeigen (S. 7.): „Ich habe zu einer andern Zeit in dieser Versammlung zu zeigen versucht" muſste sie doch bald die Bestimmung einer besondern ausführlichern Schrift erhalten haben, da es zwei Seiten weiter heiſst: „Diesen Weg werde ich nun in diesen Blättern verfolgen." Die nach diesen Worten ausgesprochene Aufgabe der Arbeit, „nach einander von der Bilder-, Figuren- und Buchstabenschrift und der Entbehrung aller Schrift zu handeln" überschreitet die Gränzen einer akademischen Abhandlung bei weitem, der man auch keine Einleitung vorzusetzen pflegt. Die Erörterung der Bilderschrift ist für eine solche schon zu weitläufig (38 S. 4°.), und doch ist sie noch nicht vollendet. Zur Bestimmung des Zeitverhältnisses beider Arbeiten muſs der Standpunkt der Entzifferung der Hieroglyphen dienen. In der im März 1824 gelesenen Abhandlung: „Ueber die phonetischen Hieroglyphen des Herrn Champollion des jüngern", wird nur dessen „Lettre à Mr. Dacier" citirt. Desselben „Précis du système hiéroglyphique" war ihm also damals noch unbekannt. Dieses Werk ist nun in demselben Jahre erschienen. Es ist ihm aber auch bei der Abfassung der Arbeit über den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache noch nicht bekannt gewesen. Diese muſs also ebenfalls aus dem Winter $\frac{23}{24}$ stammen, wie nicht bloſs aus dem Mangel der Citirung des Précis, sondern aus Humboldt's in ihr sich äuſsernden geringen Kenntniſs der Hieroglyphen hervorgeht. Dennoch wird gerade am Anfange der Arbeit (S. 12.) das „Précis" angeführt. Hieraus folgt, daſs dieses Werk kurz nach Lesung der Abhandlung im März Humboldt zugekommen sein muſs. Es war ferner natürlich, daſs er jetzt seine Arbeit anfangs zu verbessern gedachte, bald aber liegen lieſs, weil

des Précis Aussichten eröffnete, die jedes bestimmte Urtheil über das Wesen der Hieroglyphen unmöglich machten. Jetzt mochte Humboldt zu seiner ursprünglichen Absicht, die allgemeinen Punkte über das Wesen der Schrift in der Akademie vorzutragen, zurückkehren. So entstand die oben genannte akademische Abhandlung, welche den Inhalt der Einleitung der erstbeabsichtigten Arbeit in sich aufnahm und auch ungefähr den Gang inne hält, der jener bestimmt war.

In diesen Arbeiten lehrte der Gründer der Sprachwissenschaft zuerst eine tiefere Auffassung des Wesens der Schrift, eine vor ihm ungeahnte; und bedenken wir, wie die Sprache sich beinahe von selbst schon als etwas dem Innern entspringendes ankündigt, wie ihr Zusammenhang mit dem Volkscharacter schon seit langem nicht unbeachtet geblieben ist, die Schrift dagegen sich zunächst als etwas ganz Aeufserliches darbietet und immer so angesehen wurde, so mufs uns die Schärfe des Blickes, durch welche Humboldt sie mit der Sprache in innigern Zusammenhang brachte, die Genialität, mit der er ihren Grund in den geheimnifsvollsten Tiefen des Volksgeistes fand, noch mehr unsere Bewunderung erregen, als seine Verdienste um die Sprachbetrachtung. Diese Bewunderung soll und kann durch die folgende Kritik nicht verkümmert werden; aber sie soll dadurch aus der warmen, doch energielosen, unfruchtbaren Unbestimmtheit in die klarere Erkenntnifs erhoben werden. Einen andern Dank als diesen verlangt Humboldt nicht oder weist er vielmehr zurück.

Wir können aber schon die Ueberschrift der Abhandlung nicht unangefochten lassen: „Ueber die Buchstabenschrift und ihren Zusammenhang mit dem Sprachbau." Warum lautet sie nicht überhaupt: über die Schrift? da doch die erste Seite schon zeigt, dafs in ihr auch von den andern Schriftarten die Rede ist, und der Schlufs der Abhandlung, welcher an geschichtlichen Beispielen den behaupteten Zusammenhang nachweisen soll, nur den Mangel der Schrift bei den Amerikanern bespricht. Was soll ferner das Und? Wird denn hier noch in anderer Beziehung von der Buchstaben-

schrift gesprochen, als die in ihrem Zusammenhange mit der Sprache liegt? Nein! denn wenn auch noch der Erfindung, Annahme und Bearbeitung des Alphabets gedacht wird, so geschieht dies eben nur mit Rücksicht auf dessen Zusammenhang mit dem Sprachbau, nicht dafs diese Gegenstände an sich betrachtet würden. Gegen die Unbestimmtheit des Wortes Zusammenhang dürfen wir aber nichts einwenden, da wir nur verlangen können, dafs sie im Laufe der Abhandlung gehoben werde.

Wer das nun wieder „chicaniren" nennt, mag zusehen, wie er ohne dies Humboldt verstehen will. Mir scheint, dafs eine solche Unsicherheit in der Angabe des Themas, der Aufgabe, durch die Ueberschrift nicht ohne, und vielleicht nicht ohne tiefste Bedeutung sein kann. Wir machen weiter darauf aufmerksam, wie diese Ueberschrift ganz in derselben Form gebildet ist, wie die der Einleitung in die Kawi-Sprache: „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einflufs auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechtes." Die Vergleichung beider mufs beiden Licht bringen. Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues — nicht über den Sprachbau; denn Humboldt konnte sich diesen gar nicht anders denken als in Verschiedenheit. Das hatte er freilich zuvor zu begründen, und darum mufste er der Bestimmung des Begriffs, des Wesens der Sprache an sich einen grofsen Abschnitt seines Werkes widmen, dem Zusammenhange der Sprache überhaupt mit dem Geiste überhaupt. Man hätte darum wohl erwarten können, dafs auch der Titel dies aussprechen und in umfassender Weise andeuten würde, dafs von dem Einflusse der Sprache auf den Geist gehandelt werden solle. Es liegt demnach in beiden Ueberschriften dasselbe Vorgreifen des Ziels, ein Verfahren, welches dadurch erklärlich wird, dafs Humboldt überhaupt seine bedeutsamsten Sätze weniger mit klarer Reflexion aussprach als unter dem unzergliederten Eindrucke, den die Gesammtwirkung, das Endergebnifs seiner Einzelforschungen auf ihn übte. Dieses war darum so mächtig drängend, weil der geniale Instinct dieses

Endergebniſs schon am Anfang vorausgegriffen, und dieses Interesse am Ziele die ganze Arbeit veranlaſst hatte. Die Erscheinung der Sprachverschiedenheit war es, die Humboldt zur Sprachwissenschaft getrieben hatte, und sie muſste sich auch in der Ueberschrift seines abschlieſsenden Werkes vordrängen. So lieſse sich wohl sagen, daſs hier, und noch deutlicher bei der Abhandlung über die Buchstabenschrift die Benennung a potiori genommen sei. Denn was Humboldt zeigen wollte, daſs wegen des Zusammenhanges der Schrift mit der Sprache die Buchstabenschrift allein allen Anforderungen der Schrift genüge, das wollte sich schon im Namen kund geben.

So scheint uns nun auch das Und erklärlich. Es dient dazu — doch dient ist nicht der treffende Ausdruck; denn nicht der Absicht sondern dem Drange des wissenschaftlichen Gefühls verdankt es seinen Platz — es wirkt, sollte ich sagen, daſs jene bedeutsamsten Begriffe, Sprachverschiedenheit und Buchstabenschrift, wie sie in Humboldt's Gefühl in vorherrschender Kraft lebten, so auch im Ausdrucke selbständig hervortreten, indem es ihnen eine absolute Stellung gibt. Das Und ist also mehr als ein bloſses „nämlich, und zwar“ — mit welcher Erklärung sich vielleicht mancher gern unsere Chicane erspart hätte —; seine volle Umschreibung wäre vielmehr die: über die Wichtigkeit der Buchstabenschrift, gefolgert aus dem Zusammenhange der Schrift mit der Sprache; und: über die Wichtigkeit der Sprachverschiedenheit, bewiesen aus ihrem Einflusse auf die Entwickelung des menschlichen Geistes.

Die Gleichheit der beiden Titel ist nicht vollständig; dies würde der Fall sein, wenn statt: „über die Verschiedenheit des Sprachbaues“ gesagt wäre, über die Flexion; denn nur diese stellt das Wesen der Sprache vollkommen dar, wie die Buchstabenschrift das der Schrift, was zu beweisen Humboldt's Bemühen war. Da aber der gewählte Titel der bessere ist, so sollte man vielmehr wünschen, Humboldt hätte der Abhandlung den Titel: über die Verschiedenheit der Schrift ge-

geben. Umgekehrt ist im Titel der Abhandlung der Ausdruck „Zusammenhang“ dem im Titel der Einleitung gewählten: „Einfluſs“ vorzuziehen, da nur jener Humboldt's wahren, tiefen Gedanken bezeichnet. Denn es ist gar nicht der einseitige Einfluſs der Sprache auf die geistige Entwicklung, was ihn beschäftigt; sondern „der wechselseitige Einfluſs des einen auf das andere“, wodurch er sogleich auf den tiefer liegenden Punkt gewiesen wurde, in welchem beide zusammenhängen. Die Betrachtung des einseitigen Einflusses statt des Zusammenhanges würde nur eine mangelhafte Anschauung der Sache gewähren. Diesen Fehler hat Humboldt in der Einleitung, seinem reifsten Werke, nicht begangen, wohl aber in unserer Abhandlung nicht genug vermieden.

Denn hier betrachtet Humboldt in der That viel mehr, als erlaubt zu sein scheint, die Schrift als eine selbständige Macht, welche nicht etwa schon an sich mit der Sprache zusammenhängt, mit ihr gegeben ist, sondern als eine ihr gegenüberstehende und aus eigenthümlichem Quell auf sie einfliessende Kraft. Und auch dies, diese der Schrift ertheilte Absolutheit spricht sich unbewuſst in dem besprochenen, nicht verbindenden, sondern trennenden „Und“ aus.

So liegt also in der Ueberschrift der Abhandlung schon ihr Fehler, der nur dadurch erzeugt ist, daſs Humboldt seinem eigenen Grundgedanken untreu geworden ist, und der sich so ausdrücken läſst, daſs er den Zusammenhang einer Erscheinung mit einer andern, der Schrift mit der Sprache, in einen Einfluſs verwandelte und zwar nicht, wie in der Einleitung rücksichtlich der Sprache und des Geistes geschehen ist, in einen wechselseitigen, wobei die primäre Natur des in Wahrheit primären Moments, dort des Geistes, hier der Sprache, festgehalten und dem secundären, dort der Sprache, hier der Schrift, nur eine passive, rückwirkende Kraft zuerkannt worden wäre, sondern in einen mehr einseitigen, wobei gerade das in Wahrheit secundäre Moment, die Schrift, eine active selbstthätige Wirkung erhielt, und das primäre, die Sprache, passiv angesehen wurde.

Unsere Kritik hat daher die Aufgabe, Humboldt's Grundgedanken unverrückt festzuhalten, und was sich ihm unter der Hand verschoben hat, wieder seinem eignen Principe gemäfs zurecht zu rücken. Vor allem jedoch ist dies Princip selbst genau anzusehen; denn es läfst sich nicht vorstellen, dafs Humboldt ihm in auffallender Weise hätte zuwider denken können, wenn ihm sein Princip klar und fest vor der Seele gestanden hätte. Dafs dies nicht der Fall war, läfst sich um so eher befürchten, als wir gezeigt haben (Classification S. 25—28.), dafs ihm auch in der Einleitung der Zusammenhang zwischen Sprache und Geist nicht so klar und bestimmt war, als ein sicherer Gang der Untersuchung erfordert hätte.

„Zusammenhang, Beziehung, Verhältnifs", diese Ausdrücke, welche in der Abhandlung über die Buchstabenschrift gebraucht werden, sind zu unbestimmt und werden durch die Attribute „engster, durchgängige, genaues" nicht bestimmter, weil diese nur quantitativer, nicht, wie nöthig wäre, qualitativer Art sind. Humboldt bemüht sich in der That viel zu wenig, die Art des Zusammenhanges von Schrift und Sprache darzulegen, und eilt vielmehr, diesen voraussetzend, sogleich zur Abwägung des Einflusses der Schrift auf die Sprache und vermittelst dieser auf den Geist, ohne auch nur diesen, in Wahrheit doch nur rückwirkenden Einflufs von dem primären der Sprache auf die Schrift übersichtlich zu scheiden. Diese für die ganze Abhandlung nachtheilige Unterlassung kann ich mir nur durch eine ungünstige Stimmung erklären: — bei Humboldt's systemlosen, immer frei schöpferischen Denken ist die Stimmung natürlich von gröfstem Einflusse (Classification S. 22.) — da in der kurzen Einleitung zu seiner Arbeit über den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache trefflich der Einflufs dieser auf jene und jener auf diese geschieden und wohl erkannt wird; wie, während letzterer, der der Schrift auf die Sprache, in der Zeit der niedergeschriebenen Literatur offenbar wird, ersterer, der der Sprache auf die Schrift, „in Zeiten zurückführt, in welchen von schon erfundener Schrift noch gar nicht die Rede ist", d. h. in die Zeit des Werdens der Sprache

oder in die zeitlose, innerste Natur, in das Princip der Sprache. Nämlich, so bestimmt hier Humboldt den tiefern Zusammenhang beider (S. 7): „es kann schwerlich geläugnet werden, dafs die Eigenthümlicheit der Sprachen in Vorzügen oder Mängeln gröfstentheils von dem Grade der Sprachanlagen der Nationen und den fördernden oder hindernden Umständen, die auf sie einwirken, abhängt.... Dies ist nun auch für die Schrift nicht gleichgültig. Denn da diese sich am meisten der Vollkommenheit nähert, wenn sie die Wörter und ihre Folge in eben der Ordnung und Bestimmtheit wiedergibt, in welcher sie gesprochen werden, so mufs der Sinn einer Nation in dem Grade mehr auf sie gerichtet sein, in dem es ihr darauf ankommt, nicht blofs, wie es immer sei, den Gedanken auszudrücken, sondern dies auf eine Weise zu thun, in welcher die Form sich, neben dem Inhalt, Geltung verschafft. Mit diesem Sinn versehen wird ein Volk, wenn man auch nicht von der in undurchdringliches Dunkel gehüllten Erfindung reden will, die ihm dargebotene eifriger ergreifen, zweckmäfsiger für die Sprachen benutzen, auf den Gebrauch solcher Schriftarten, die der Ideenentwicklung wenig förderlich sind, nicht gerathen, ihre Spur nicht verfolgen, oder sie zu einer vollkommnern umformen. Die Wirkung des Geistes wird also gleichartig sein auf Sprache und Schrift, sie wird auf die Erlangung und Wahl der letztern Einflufs haben, und vollkommnere Sprachen werden von vollkommnerer Schrift, und umgekehrt, begleitet sein.“ Von diesem „innern in der Anlage des spracherfindenden Geistes gegründeten Zusammenhange der Sprache und Schrift“ will Humboldt vorzüglich reden.

Hiermit hat Humboldt den eigentlichen Mittelpunkt der Sache in seiner Tiefe getroffen. Freilich läfst diese Darlegung noch Zweifel über ihren Sinn zu. Denn wir fragen, was heifst das: „die Wirkung des Geistes auf Sprache und Schrift ist gleichartig“? Soll hiermit gesagt sein, dafs beide dem Geiste gegenüber in völlig gleicher Unterordnung stehen, oder ist das Verhältnifs der Schrift zum Geiste doch ein anderes,

wenn auch gleichartiges, verglichen mit dem der Sprache zum Geiste? Oder wenn überhaupt die Schrift gar nicht unmittelbar zum Geiste in Beziehung steht, sondern nur erst durch die Sprache, so fragen wir, verhält sich die Schrift zur Sprache ganz ebenso wie diese zum Geiste, oder sind beide Verhältnisse verschiedener, wenn auch ähnlicher, gleichartiger Natur? Eine bestimmte Antwort auf diese Frage würde eine sehr deutliche Anschauung von der Identität der hier genannten Momente voraussetzen, wie sie sich in Humboldt's Werken nicht findet. Nur scheint unläugbar, daſs Humboldt beide Verhältnisse als volle Einheit und Selbheit gefaſst hatte, so daſs Sprachsinn und Schriftsinn eines Volkes ein und dasselbe sind. Nur so konnte er von Schrift vor der Erfindung der Schrift reden. Diese Einheit, aus seiner Gesammtanschauung flieſsend, spricht sich gelegentlich ganz unzweideutig aus, z. B. in Folgendem: „Wo vermöge der Schärfe des Sprachsinnes in einem Volke die Sprache in ihrer echten geistigen und tönenden Eigenthümlichkeit empfunden wird, da wird dasselbe angeregt, bis zu ihren Elementen, den Grundlauten, vorzudringen, dieselben zu unterscheiden und zu bezeichnen, oder mit andern Worten, Buchstabenschrift zu erfinden, oder sich darbietende begierig zu ergreifen“ (Bchstbschr. S. 176.). Daher konnte er auch weiter behaupten, daſs die Schrift nur der letzte, durch das Wesen und die Richtung der Sprachthätigkeit nothwendig geforderte Schritt der sprachschöpferischen Kraft selbst des Menschen ist, so daſs ihm ohne Schrift die Sprache nicht zur vollen Entwickelung gelangt zu sein scheint. So wird ihm die Schrift zu einem Maſsstabe für die Vollkommenheit der Sprache. Denn „Richtigkeit der intellectuellen Ansicht der Sprache, von Lebendigkeit und Feinheit zeigende Bearbeitung ihrer Laute, und Buchstabenschrift erheischen und befördern sich gegenseitig und vollenden vereint die Auffassung und Bildung der Sprache in ihrer echten Eigenthümlichkeit“ (S. 177.).

„Nur“, bemerkt Humboldt, „geht es mit der Schrift wie überall in der Weltgeschichte: die reine und natürliche Wirk-

samkeit der schaffenden Kräfte nach ihrer innern Natur wird durch äufsere, zufällig scheinende Begebenheiten unterbrochen und verändert. Die Einführung einer unvollkommnen Schriftart kann eine vollkommnere Sprache, die einer vollkommnern eine unvollkommnere treffen; obgleich ich am Erstern beinahe zweifeln möchte, da der richtige und kräftige Sprachsinn einer Nation eine mangelhafte Schrift vermuthlich zurückstofsen würde. Indefs darf, dieser Unterbrechung ungeachtet, die Betrachtung des reinen Wirkens der Dinge nicht aus den Augen gelassen werden; jede geschichtliche Untersuchung kann vielmehr nur gelingen, wenn sie von dieser Grundlage ausgeht" (Zush. d. Schr. S. 7). „Die Entwickelung aus Begriffen mufs die Prüfung der Thatsachen begleiten, und ihr die Punkte der Untersuchung bestimmen helfen. Nach dem im Vorigen über den Zusammenhang des Sprachbaues mit der Buchstabenschrift Gesagten werden erschöpfende Untersuchungen über die Verbreitung der letztern nicht von der Geschichte der Sprachen selbst getrennt werden dürfen, und es wird überall auf die Frage ankommen: ob es die Beschaffenheit der Sprache, und die sich in ihr ausdrückende Sprachanlage der Nation oder andere Umstände waren, welche wesentlich auf die Art der Erfindung oder Aneignung eines Alphabets einwirkten? inwiefern diese Entstehungsweise die Beschaffenheit derselben bestimmte oder veränderte, und welche Spuren es bei allgemein gewordenem Gebrauch in der Sprache zurückliefs?" (S. 177.)

Ueber die Genialität dieser begrifflichen Erörterung wie der daran geknüpften Frage brauchen wir kein Wort zu verlieren. Aber ist wohl jene genügend zur Beantwortung dieser? Ist diese auch nur durch jene vorbereitet, ihre Möglichkeit begründet? Nein! Wenn bei der Prüfung einer Schrift auch noch andere Umstände, als die Sprachanlage und was überhaupt in dem eigenen Wesen der Schrift liegt, in Betracht kommen soll, so müfste zuvor begrifflich bestimmt sein, ob wohl überhaupt solche äufserlichen Einflüsse, welche wesentlich auf die Schrift sollen einwirken können, denkbar;

und wenn dies, in wie weit wohl annehmbar sein mögen. Nach Humboldt's begrifflicher Entwickelung des Zusammenhanges der Schrift nicht mit der Sprache, sondern mit der Sprachanlage der Nation, wäre folgerecht anzunehmen, daſs Schrift und Sprache in ihrer Ausbildung gleichen Schritt halten. Der indoeuropäische Stamm z. B. müſste mindestens von dem Augenblicke an, wo seine Sprache ihr specifisch flectirendes Princip annahm, auch die Schriftbildung begonnen, und mindestens als dies Princip in einer genügenden Fülle von Formen verwirklicht war, auch ein vollkommen seinen Sprachlauten anpassendes Alphabet erhalten haben. Kurz die Verwirklichung seiner eigenthümlichen Sprachanlage muſste auch zugleich die Schöpfung eines Alphabets sein. Nun nennt das nur immerhin wieder Chicane; aber besser thätet ihr, ihr suchtet mich zu widerlegen. Oder ist euch nicht bekannt, daſs Lepsius, sei es durch eigenes Denken, wie es in der That scheint, oder durch obige Sätze Humboldt's angeregt, eine Ansicht ausgesprochen hat, die der hier aus Humboldt gefolgerten sehr nahe kommt oder mit ihr zusammenfällt? Aus der Geschichte des semitischen Alphabets folgert er, daſs seine Anordnung nicht nur nach einem organischen Principe entstanden sei, sondern auch „genau und vom ersten Buchstaben an mit der historischen Entwicklung des Sprachorganismus übereinstimmt", woraus er weiter schlieſst, daſs es „sich nur allmählich und zugleich mit der Sprache selbst so gebildet haben kann, wie wir es vorfinden" (Zwei sprachvergleichende Abhandlungen S. 17. 39.). So lange ihr nicht zeigt, daſs eine solche Ansicht sich mit Humboldt's Entwickelung nicht vertrage oder auch nur nicht nothwendig aus ihr sich ergebe, werde ich behaupten, daſs Humboldts einlenkende Rücksichtnahme auf äuſsere Einflüsse bloſs aus seiner Reflexion stamme, die wieder nicht die Kraft hat, die geniale Anschauung durchzuführen, wie unter ganz ähnlichem Verhältniſs die Reflexion auch rücksichtlich der Sprachbildung sich auf äuſsere Umstände und eine nicht in der Sprache selbst liegende Schranke beruft, durch welche diese in ihrem Schaffen dennoch bedingt

werde (Einleitung S. CCCXLV.). Ich würde aber auch hier wieder mit Humboldt's genialer Praxis antworten (das. S. CXI): „Eine mit der erforderlichen Kraft geschleuderte Kugel läſst sich nicht durch entgegenwirkende Hindernisse von ihrer Bahn abbringen." Also muſs die Schuld, wie dort in der Sprachanlage, so hier im Wesen der Schrift liegen; es sei denn daſs gezeigt wäre, daſs solche Hindernisse oder eine mangelhafte Kraft zum Wesen der Schrift gehöre.

Humboldt hat die Consequenz viel mehr geliebt, als man glaubt, und hat, um sie in unserm Falle zu retten und doch der Thatsache, daſs die geistvollsten Völker mit den reinsten Sprachen keine Schrift selbständig gebildet haben, gebührende Rücksicht zu schenken, eine Scheidung zwischen innerm und äuſserm Alphabet gemacht, deren Berechtigung und Wesen näher zu betrachten ist. Er sagt nämlich (Bchstschr. S. 174.): „Bei der Würdigung des Einflusses der Buchstabenschrift auf die Sprache ist vorzüglich das zu beachten, daſs auch in ihr eigentlich zweierlei liegt, die Sonderung der articulirten Laute und ihre äuſseren Zeichen". „Wo auch noch ohne den Besitz alphabetischer Zeichen durch die hervorstechende Sprachanlage eines Volks jene innere Wahrnehmung des articulirten Lauts (gleichsam der geistige Theil des Alphabets) vorbereitet und entstanden ist, da genieſst dasselbe, schon vor der Entstehung der Buchstabenschrift, eines Theils ihrer Vorzüge." So sei es z. B. bei den Griechen gewesen, wie der Rhythmus ihrer alten aus der vor-schriftlichen Zeit stammenden Verse beweist. „Das reine und volle Hervorbringen der Laute, die Sonderung der einzelnen, die sorgfältige Beachtung ihrer eigenthümlichen Verschiedenheit kann da nicht entbehrt werden, wo ihr gegenseitiges Verhältniſs die Regel ihrer Zusammenreihung bildet." Das ist gewiſs nicht bloſs richtig; sondern es liegt hierin abermals ein genialer Blick Humboldt's, aus dem Zusammenhange der Schrift mit den Sprachanlagen folgend, und von derselben Bedeutung für die Erforschung der Schriften, wie seine Erkennung der innern Sprachform für die Betrachtung der Sprachen. Wir fragen aber jetzt nur um so

mehr, warum mufsten oder wie konnten solche Völker so lange ohne Schrift bleiben und erst warten, bis man sie ihnen von aufsen bringen würde, um sie dann allerdings nicht blofs passiv aufzunehmen, sondern der Natur ihrer Sprache gemäfs umzugestalten? Warum ist nicht auch bei ihnen geschehen, was wie Lepsius behauptet, bei den Semiten geschehen ist? Humboldt legt fast das ganze Gewicht auf das innere Alphabet, seinen geistigen Theil, und wie ohne diesen die Annahme der Lautbezeichnung nicht den vortheilhaften Einflufs auf die Sprache zu üben vermag, so könne schon dieser allein ohne äufsere Schrift wohlthätig auf die Sprache wirken. Nun meint er aber, dafs die bei wenigen, vorzüglich glücklich organisirten Völkern schon vor dem Gebrauche einer Schrift gefundene hohe Vortreflichkeit in der rhythmischen Behandlung der Sprache „unläugbar durch das Hinzukommen des Alphabets gewinnen mufste; und vor dieser Epoche zeugt sie selbst schon von einem solchen Gefühl der Natur der einzelnen Sprachlaute, dafs eigentlich nur das Zeichen dafür noch mangelt, wie auch in anderen Bestrebungen der Mensch oft erst von der Hand des Zufalls den sinnlichen Ausdruck für dasjenige erwarten mufs, was er geistig längst in sich trägt."

Lepsius kann sich demnach nicht auf Humboldt berufen. Wie hätte dieser nach Obigem der Schrift, insofern sie mehr ist als die blofs innere, den äufsern Schriftzeichen, ein organisches, d. h. naturwüchsiges, reflexionsloses, durch unbewufst und mit Nothwendigkeit wirkende Kräfte gebildetes, Werden zugestehen können! Für wen sollen wir uns aber entscheiden?

Mit dem allgemeinen metaphysischen Satze, dafs Inneres und Aeufseres relative Begriffe sind, von denen keiner ohne den andern weder wirklich sein noch gedacht werden kann, reichen wir nicht aus, da die Anwendung desselben auf den besondern vorliegenden Fall erst begründet und besonders bestimmt sein will. Wir fragen also, ist rücksichtlich der Schrift das Verhältnifs zwischen dem Innern und Aeufsern, wie Lepsius will, so eng und unmittelbar, dafs jenes sich zu diesem, einem

organischen Triebe gleich verhält, der von dem organischen Stoffe unzertrennbar, ihn schaffend und lediglich in ihm wirkend, mit ihm entstehend und wachsend, an sich eine reine Abstraction der Lebendigkeit von dem todt gedachten Stoffe ist? einer Kraft gleich, die mühelos in ihrem Sein wirkt, oder wirkt, indem sie nur eben ist, deren Sein und Wirken sich deckt? Oder ist ihr Verhältnifs vielmehr, wie Humboldt annimmt, so lose, dafs das Innere vorhanden sein und sein Aeufseres vom Zufall erhalten sein kann?

Keins von beiden! Gegen Humboldt's Dualismus ist in der That festzuhalten, dafs das Innere, sowie es wirklich ist, unfehlbar, dem Triebe gleich, äufserlich sich verwirklichen mufs; gegen Lepsius aber — wir lassen hier das semitische Alphabet, worauf er sich als Thatsache stützt, unberücksichtigt; denn Thatsachen beweisen nichts, weil es gar keine gibt, weil das, was man so nennt, allemal schon das Erzeugnifs eines objectiv Gegebenen und der subjectiven Auffassung ist, diese aber vor allem den begrifflichen Beweis ihrer Berechtigung fordert — gegen Lepsius also spricht, dafs das innere Lautgefühl, auch als kräftigster Trieb gedacht, seine volle Befriedigung in sich selbst findet, d. h. in der Reinheit und scharfen Lautsonderung der Aussprache. Die Finnen z. B. haben, wie kaum ein anderes Volk, das feinste Gefühl für Lautunterschiede; denn nicht blofs haben sie regelmäfsigen Rhythmus des Verses; sondern die Verschiedenheit der Vocale und die Abstufung der Consonanten nach Härte und Hauch ist in ihre grammatische Flexion als wesentliches Moment eingedrungen; hierin aber lag kein Trieb zur Schrifterfindung; sondern es bewirkte nur, dafs das finnische Volk, wie Humboldt sagen würde, „schon vor dem Empfang der Buchstabenschrift eines Theils ihrer Vorzüge genofs."

Mögen beide das Verhältnifs der Schrift zum Sprachtriebe der Völker als noch so nothwendig fassen, sie haben nicht gezeigt, warum dieser nicht in seiner Aeufserung durch die Laut-

sprache seine Befriedigung findet, sondern noch weiter zur Schrift drängt. Sie haben beide darin gefehlt, nicht bewiesen zu haben, daſs das innere, sprachliche Gefühl der Lautsonderung sich zur Schrift in dem unmittelbaren Verhältnisse eines Innern zum Aeuſsern befindet. Gegen die Annahme dieser Unmittelbarkeit spricht aber die einfache Ueberlegung, daſs Alles, was in der Sprachanlage einer Nation liegt, in ihrer gesprochenen Sprache seine vollkommen genügende Aeuſserung finden muſs, daſs also ein feines Articulationsgefühl in der scharf gesonderten Aussprache der Laute aufgehen muſs; es kann kein Ueberschuſs bleiben für eine ganz verschiedene Thätigkeit, die Schrift. Hiermit stimmt das Beispiel der Völker überein, welche mit dem schärfsten Lautgefühl ohne Schrift waren. Es muſs also zum innern Gefühl der Laute, als etwas von ihm verschiedenes und ganz unabhängiges, noch ein Drang zur Schrift hinzukommen. Dieser erst ist der wahre Quellpunkt der Schrift. Er kann allerdings durch äuſsere, nur nicht — abgesehen von bloſser Uebertragung der Schrift — zufällige Verhältnisse geweckt werden — gegen Lepsius —; er ist aber — gegen Humboldt — wenn das innere Lautgefühl ein inneres, ideelles Alphabet werden soll, ihm selbst ganz unerläſslich und eine erst zu ihm hinzutretende Macht. Die Betrachtung dieses ganz eigenthümlichen Dranges zur Schrift unterlassen zu haben, macht die Inconsequenz Humboldt's, wie die Consequenz von Lepsius ungerechtfertigt. Die Natur dieses Dranges nach seiner Entwickelung und Verwirklichung soll Gegenstand der folgenden Untersuchung sein.

Wir haben oben schon Humboldt's Abhandlung über die Buchstabenschrift mit seiner Einleitung in die Kawi-Sprache zusammengestellt und in beiden denselben oder sich entsprechenden Grundgedanken gefunden. Wir können jetzt hinzufügen, daſs, wie in der Einleitung die Auffindung der innern Sprachform, dieses nie genug zu rühmende Verdienst, für seine theoretische Betrachtung dadurch fruchtlos wird, daſs er ihr Verhältniſs zur Denkform nicht hinlänglich bestimmt oder gar

wieder innere Sprachform und Denkform zusammenfallen läſst, so hier das innere Alphabet zwar gefunden, aber doch wieder mit dem innern sprachlichen Lautgefühl vermischt wird.

Wir halten also wohl das nothwendige Verhältniſs der Schrift zur Sprache fest und behaupten ebenfalls, daſs der Bildung oder auch nur — wenigstens wenn sie fruchtbar auf die Sprache einwirken soll — Aufnahme einer Buchstabenschrift das Gefühl der gesonderten Laute vorangehen muſs, ein Gefühl, welches zur Sprachanlage der Nation selbst gehört und insofern wie die Sprache selbst organisch heiſsen kann; wir vermeiden aber die Folgerung, welche sich daraus für die unmittelbare Entstehung der Schrift ergäbe, indem wir für die Bildung der Schrift dieses organische instinctive Lautgefühl nicht als hinlänglich anerkennen, sondern dazu noch die Erhebung dieses Gefühls in das Bewuſstsein, in die Wahrnehmung fordern. Nicht die instinctiv sprachliche, sondern die wahrgenommene Lautsonderung bildet das innere Alphabet und ist der Trieb der Schrift. Diese Wahrnehmung der Laute steht zur äuſsern Schrift in jener unmittelbaren Beziehung eines Innern zum Aeuſsern, entsteht und wächst mit ihr in gleichem Verhältniſs.

Wenn wir das eigentliche Merkmal des Geistes, in seinem Gegensatze zur Natur, in der Freiheit finden; wenn wir die Hoheit der Sprachwissenschaft, die wir mit Humboldt bekennen, darin sehen, daſs sie, der Ethik die festeste Grundlage bereitend, durch das Eindringen in das Wesen der Sprache, des Erzeugnisses instinctiver, natürlicher Freiheit, zeigt, daſs der Mensch von natürlicher Seite her zur Freiheit bestimmt ist: so soll doch damit keinesweges gesagt sein, daſs nicht auch der Geist in seiner Entwicklung, in seinen Schöpfungen an Gesetze gebunden sei. So frei oder zufällig ist ja keine einzige bedeutungsvolle Erfindung gemacht, daſs sie nicht noch in den wesentlichen Umrissen des Ganges ihrer Bildung die Natur eines mit Nothwendigkeit sich entwickelnden Werdens

bekundete. Diese Voraussetzung einer gesetzlichen Wirkungsweise des Geistes ist für die Psychologie unerläſslich; sie wird aber erst durch die Ausführung dieser begründet.

Wir beabsichtigen nun hier, indem wir die Schriftbildung als eine geistige That des Menschengeschlechts zu erforschen, den Fortschritt in der Wahrnehmung und Bezeichnung des Sprachlautes darzulegen unternehmen, einen Punkt aus der Völker- oder historischen Psychologie*) zu erörtern. — Je heller die Freiheit, desto dunkler freilich die Gesetze; und die Schrift bietet sich zunächst wenigstens so sehr als das Werk eines bewuſstvollen, zergliedernden, Mittel ersinnenden, erfinderischen Geistes dar, daſs es scheint, als wagten wir uns hier in das Gebiet, wo der Geist schon mehr in Willkür schaltet, als daſs seine gesetzliche Gebundenheit noch erkennbar wäre. Wenn wir auch festhalten, daſs der ursprünglichste Grund zur Schrift in der Sprachanlage des Volkes liegt, so haben wir nach der obigen Erörterung doch mehr darauf zu achten, wie der besondere Drang der Schrift sich gestaltet; und ist dieser auch nichts Aeuſserliches, Zufälliges, sondern liegt er im Inhalte und in der Entwicklungsstufe des Geistes selbst, so ist diese Stufe, auf welcher er wirklich wird, doch eben nicht die erste. Wie es scheint, muſste ein Volk, welches Schrift bilden konnte, abgesehen davon, daſs seine Sprache schon ihren bestimmten Stamm-, Familien- oder noch engern Typus tragen muſste, nicht bloſs ein gewisses Zusammenleben nur überhaupt kennen, nicht bloſs gewisse religiöse Vorstellungen besitzen, sondern auch schon über das Unentbehrliche des menschlichen Lebens hinausgehende, selbstgeschaffene, bewuſste Bedürfnisse haben, muſste also schon auf den ersten Stufen der Civilisation stehen, staatliche Einrichtungen, eine gegliederte Gesellschaft, eine Gesetzgebung kennen. Es muſste Thaten vollbracht haben im Reiche des Ge-

*) Ueber diese neue Disciplin der Völker-Psychologie kann ich nur verweisen auf einen im Deutschen Museum 1851 abgedruckten Aufsatz meines Freundes Lazarus, wünschend und hoffend, daſs es ihm bald gelinge, jene durch eine den gegenwärtigen Verhältnissen gemäſse Lösung der dort gestellten Aufgabe sicher zu begründen.

dankens und der Wirklichkeit und vom Streben ergriffen sein, die Hinfälligkeit des Menschen und seines Werkes durch Verehrung seines Andenkens zu überwinden. Wie viele Völker sind von der Erde geschwunden, wie viele Völker gibt es noch heute, welche diese Vorbedingungen zur Schriftbildung nicht erreicht haben! Diese Bedingungen sind aber unerläſslich; denn man konnte nicht schreiben wollen, bevor der Aufzeichnung Werthes geschehen war. Man wolle nur ja nicht die Schrift von Bedürfnissen des Verkehrs ableiten; nicht Krämer haben sie gebildet, sondern Priester und Könige.

Wie nun ferner der Schrift so manches vorausgehen muſste, so war bei ihrer Bildung selbst jeder Schritt nur durch absichtliches Sinnen auf Mittel und Wege zu ermöglichen. Es liegt in der That eine gewisse Erkenntniſs in der Schrift und auſserdem noch eine andere von jener verschiedene Seite, nämlich die Versinnlichung der Erkenntniſs durch äuſserliche, sichtbare Zeichen. Es kommt hinzu, daſs der Gegenstand, auf den das Sinnen gerichtet war, die Sprache ist, also etwas Innerliches, das selbst in seiner äuſsern Erscheinung, raumlos, ein schnell dahin fliegendes Sein in der Zeit hat, also dem Nachdenken so geringen Angriffspunkt bot; — ein Wesen, dessen Elemente, die Laute, so in einander verflieſsen, daſs die Scheidung derselben nur durch die sorgfältigste und geübteste Beobachtung zu vollziehen war.

Es ist uns hier nicht darauf angekommen, zu zeigen, wie schwer die Schrifterfindung gewesen sein müsse, und daſs sie darum nur in langer Zeit habe zu Stande kommen können; sondern nur das wollten wir uns vorhalten, daſs sie ein bis zu einem gewissen Grade schon entwickeltes Bewuſstsein, Erwägungsfähigkeit vorauszusetzen, und also zu wenig an psychologische Gesetze gebunden zu sein scheine, nicht nur um ein organisches Produkt genannt werden zu dürfen, sondern auch nur um einen allgemeinen Gang derselben als aus der Natur des menschlichen Geistes und der Sache mit einer gewissen Nothwendigkeit sich ergebend zeichnen zu können.

Andererseits aber zeigt der Umstand, daſs die Schrift

aus einer jenseits aller Geschichte liegenden Zeit stamme; dafs keine zuverlässigen Berichte über ihre Entstehung und Fortbildung vorliegen, ihr Ursprung vielmehr in das Dunkel der Sage gehüllt ist; dafs wir sie blofs fertig kennen und ihr Werden, wie das erste Werden einer Naturgattung, des Menschengeschlechts, der Völkergruppirung, der Sprache, der Religion, nur aus den vorliegenden Thatsachen rückwärts zu erschliefsen vermögen: alles dies zeigt an, dafs auch die Schriftbildung als eine Urthat des menschlichen Geistes, als etwas zum Wesen, zur Substanz des Geistes unmittelbar Gehörendes, daher aber auch als mit einer gewissen Nothwendigkeit auftretend und sich bildend anzusehen sei. Ist auch die Schrift eine Erkenntnifs und keine instinctive, so kann sie doch nicht von einer schon bestehenden Cultur und Civilisation erfunden sein, der sie ja vielmehr vorangehen mufs; sie mufs eine Erkenntnifs ganz eigenthümlicher Art sein.

In Wahrheit, wie die Schrift ihrem unzeitlichen Begriffe nach die unerläfsliche Ergänzung des fliegenden Wortes ist, so ist sie es auch in der zeitlichen Entwicklung des Menschengeschlechts; und wenn das Werden der Sprache so sehr mit dem des Geistes selbig ist, dafs weder dieser vor jener noch umgekehrt jene vor diesem ist, wenn vielmehr das Werden der Sprache und das des Geistes durchaus Eins ist: so fällt die Entstehung der Civilisation und Cultur so vollständig mit der Schriftbildung zusammen, dafs vor dieser jene nicht vorhanden sein konnten, und diese selbst als das erste Hervorbrechen jener, als ihre erste Grundlage gelten mufs. Die Schriftbildung zeigt uns das nothwendige Werden der Civilisation und Cultur, nach welcher diese erst ihren freiern Lauf nehmen können. So liegt hier eine ganz ähnliche Schwierigkeit vor, wie bei dem Begreifen der Sprachschöpfung. Wie diese den Geist voraussetzt, der doch wieder vor der Sprache undenkbar ist: so kann man die Schrift nicht ohne Civilisation und Cultur und diese nicht vor der Schrift da sein lassen, mufs diese aus jener und jene aus dieser erklären. Die Kreisbewegung, in welcher man bei der Betrachtung der Entstehung der Sprache

immer von dem einen Moment zum andern als dem schöpferischen, erzeugenden Vorgänger hingewiesen wird, wiederholt sich uns hier und ist auch hier nur dadurch zu bannen, dafs man das eine in das andere setzt, die Entstehung des einen im andern erkennt, das Werden beider in Eins fallen läfst.

Was wir oben als Vorbedingung der Schriftbildung erwähnten, mufs also nach der soeben gegebenen Darlegung die Beschränkung erfahren und darf in Wahrheit nur den Sinn haben, dafs der geistige Zustand eines Volkes, welches jene That eben zu vollziehen hatte, wenn auch noch kein wirklich civilisirter und cultivirter, allerdings doch ein ganz anderer gewesen sein mufste, als der der wilden Völker, die nie zu einer wirklichen Schrift, also nie zur Cultur gelangt sind: ganz wie im ähnlichen Falle der Zustand des Wesens, welches Sprache schaffen sollte, noch kein wirklich menschlicher, aber darum doch auch kein thierischer sein konnte. Wenn wir an einem andern Orte (vergl. unsern Aufsatz: Ueber die Sprache der Taubstummen, Deutsches Museum 1851. S. 908. ff.) den Unterschied zwischen dem vorsprachlich gedachten menschlichen und dem thierischen Zustande darzulegen suchten, so könnte man hier erwarten, wir sollten den Zustand der cultivirten Völker vor der Schrift mit dem der Wilden vergleichen. Wir wüfsten aber nichts weiter zu sagen, als dafs jene weit besser organisirt, geistiger sind, wie sie auch eine höhere Sprache, höhere religiöse Anschauungen u. s. w. haben. Nur kann weniger aus diesen Schöpfungen des Geistes die darauf folgende Schriftbildung erklärt werden; sondern immer zum geistigen Urquell des Volkes zurückgehend, haben wir die höhere Vortrefflichkeit derjenigen Ausflüsse, welche sich im Wesentlichen, aber unvollkommener auch bei Wilden finden, wie das Vorhandensein anderer höchst bedeutsamer, welche bei Wilden gar nicht sind, nur aus dem Vorzuge jenes Urquells zu erklären; und wenn auch diese verschiedenen Ausflüsse nicht gleichgültig neben einander laufen, doch vorzüglich jedem seinen besondern Quellpunkt anzuweisen und in

seinem selbständigen Laufe zu verfolgen. Wie die Sprache das Heraustreten aus thierischem Zustande in menschlichen ist, so die Schrift der Uebergang aus menschlicher Wildheit in Civilisation. Dieser, wie er in der Schriftbildung vorliegt, ist eine mit Nothwendigkeit erfolgende Bewegung, die auf ihrem eigenen Boden vor sich geht und aus sich selbst zu erklären ist. Da wir übrigens nicht unterlassen dürfen, die Anfänge zur Schrift bei den Wilden zu betrachten und dieselben Anfänge als erste Keime zur Schrift bei den Völkern, welche wirklich Schrift erhalten haben, wiederfinden, so werden wir in der Vergleichung dieser Anfänge den Unterschied zwischen wilden und, zwar noch nicht civilisirten, aber zur Civilisation bestimmten Völkern, darzulegen Veranlassung haben.

Die folgende geschichtlich-psychologische Untersuchung wird, hoffen wir, diese allgemeine Betrachtung eben so sehr bestätigen, als sie durch dieselbe ihre wahre Bedeutung erhält. Wenn wir nämlich den Gang der Schrifterfindung bei mehreren, vorzüglich aber zwei Völkern untersuchen, bei Chinesen und Aegyptern, die durchaus in keiner geschichtlichen Verbindung standen; wenn wir bei beiden auf Thatsachen stoſsen, die ganz auffallend scheinen, aber neben und trotz aller Verschiedenheit beider Schriftarten eine in Verwunderung setzende Gleichheit zeigen: so wird man hieraus die genügende Bestätigung entnehmen, daſs die Schriftbildung nach gewissen Gesetzen des menschlichen Geistes, die den Völkern als Menschen inwohnen muſsten, vor sich gegangen sei, wie wir oben aus allgemeinen Gründen annahmen; und daſs sie nicht sowohl das Werk eines künstelnden Grübelns ist, wodurch nie eine groſse weltgeschichtliche That hervorgebracht ist, am wenigsten eine Urthat, wie die Schriftbildung, als sie vielmehr eine nothwendige und sehr charakteristische Stufe in der Entwicklung des menschlichen Geistes bezeichnet.

Hierdurch wird nun aber gar nicht erfordert, daſs ihr Gang ein durchaus einfacher habe sein müssen; die natürliche Entwickelung schlieſst mannigfache Verknüpfungen viel weni-

4*

ger aus als ein: zumal da das, was wir heute einfach nennen für den Geist in seinem ursprünglichen Zustande oft das geradezu Unmögliche ist, wie für uns heute unmöglich, was einst nothwendig.

Ob man die Schrift eine Erfindung nennen solle oder könne, darüber mögen wir nicht streiten, wenn man nur festhalten will, dafs sie nicht eine Erfindung wie das Feuergewehr und die Dampfmaschine ist. Ihr Werden ist freilich eben so wenig in der Weise organisch und nothwendig wie das der Sprache; das Bewufstsein aber hat ja verschiedene Stufen der Klarheit und überall sind Uebergangspunkte, die immer die anziehendsten Erscheinungen darbieten. Die Schriftbildung ist ein solcher. Sie geht gar nicht mehr auf dem Boden des Instinkts vor sich, sondern ist das eigentliche Losreifsen und Erheben von demselben.

Vor allem haben wir noch den Begriff und die Factoren der Schrift näher zu bestimmen. Um eine Definition zu geben, die allerdings in Wahrheit nur in der ganzen folgenden Entwickelung liegen kann, würden wir sagen, Schrift sei die Uebertragung der Sprache*) aus dem Reiche des Ohrs in das des Auges; oder Andeutung der Rede durch sichtbare Zeichen; oder am allgemeinsten: theoretische Mittheilung durch den Gesichtssinn. Man wird diese Definitionen, die auch gar nicht neu sein sollen, zu eng und zu weit finden; es kann uns wenig an ihnen liegen. Sie sollen nur zur Anknüpfung des Folgenden dienen. Wie man sie nämlich auch geben mag, immer wird man in der Schrift drei Factoren unterscheiden, parallel denen, die auch in der Sprache und der künstlerischen Darstellung liegen, nämlich: die Rede oder das Mitzutheilende,

*). Humboldt (Zsh. d. Schrift S. 5.): Da „auch da, wo die Schrift Gedanken bezeichnet (nicht eigentlich Laute) ihr in dem Sinne dessen, von dem sie ausgeht, doch immer einigermafsen bestimmte Worte in einigermafsen bestimmter Folge zum Grunde liegen", so „ist Schrift ursprünglich immer Bezeichnung der Sprache, nur nicht immer für den Entziffernden, der ihr oft eine andere Sprache (man denke nur an die Zahlzeichen) oder andere Worte derselben unterlegen kann, und nicht immer in gleichem Grade der Bestimmtheit von Seiten des Schreibenden." In der andern Definition, die wir gaben, haben wir doch den Ausdruck Rede vorgezogen, weil er sowohl den Inhalt als die sprachliche Darstellung bezeichnet, also unbestimmter ist.

ferner das sichtbare Zeichen oder die äufsere Form der Schrift, und die innere Schriftform oder die Weise, nach welcher die Rede als etwas äufserlich zu Bezeichnendes aufgefafst wird. Wie für die Erforschung der Sprache weder der Gedankeninhalt, noch der äufsere Laut, so ist auch für die Schrift weder der darzustellende Inhalt, noch das äufsere Zeichen das wahrhaft Wesentliche; sondern wie dort die innere Sprachform, so hier die innere Schriftform. Wir haben aber auch hier festzuhalten, was als Axiom für die Erforschung jedes Innern feststehen mufs, dafs in diesem nur sein kann, was in einer äufserlichen Form ausgeprägt ist.

Hieraus folgt allerdings gegen Humboldt, dafs weder die Griechen noch sonst ein Volk das innere Alphabet besafsen, bevor sie das äufsere hatten, eben weil sie dieses noch nicht hatten. Lautgefühl ist noch nicht Lautwahrnehmung; sondern diese ist das in das Bewufstsein erhobene Gefühl. Wir wiederholen, Schrift ist eine zergliedernde Erkenntnifs, die aber so lange noch nicht dasein kann, als das äufsere Zeichen für dieselbe fehlt.

Was werden wir aber Humboldt entgegnen, wenn er uns auf Homer und wo sonst noch Rhythmus vor der Schrift sich findet, verweist? Dafs auch hier nur Gefühl der Lautverhältnisse, nicht bewufste Wahrnehmung vorhanden ist. Etwas Anderes ist, einen guten Vers machen, etwas anderes ihn scandiren. Nicht nur haben die Homeriden keine Vorlesungen über Metrik gehört, sondern auch zu allen Zeiten haben die Dichter den Vers im Drange des Gefühls gebildet und nicht erst nöthig gehabt, sich von der Richtigkeit desselben durch Abzählen der Silben zu überzeugen. Die Form des Verses geht von dem auf das Lautgefühl und die laut- oder sprachschaffende Kraft selbst sich erstreckenden Schönheitssinne aus, ohne eine bewufste Sonderung der Laute vorauszusetzen. Das Bauen des Verses ist künstlerisches Gestalten; das Alphabet ist erkennendes Scheiden. Der Hexameter ist dem homerischen Dichter oder überhaupt ein bestimmter Vers dem Dichter nicht eine aus so oder so vielen, in dieser oder jener Ordnung aneinander gereiheten, Sylben bestehende Zeile, sondern

ein so oder anders auf sein Gefühl wirkender einheitlicher Lautcomplex, dessen Bestandtheile er nicht auseinander löst. Dieses Unterscheiden quantitativer Verhältnisse als einheitlicher Ganzen nach ihrer quantitativen Wirkung auf das Gemüth, das eben darum kein Messen ist, welches ein Zusammensetzen aus Einheiten enthält, ist eine der anziehendsten psychologischen Erscheinungen und bildet ein Analogon für unsere Unterscheidung der Töne nach Höhe und Tiefe. Obwohl nämlich dieser Unterschied lediglich auf Zahlenverhältnissen beruht, auf der Anzahl der Schwingungen des tönenden Körpers in einem bestimmten Zeitraum, so fassen wir die verschiedenen Töne im Gehörgefühl doch durchaus als qualitativ verschiedene Einheiten auf. Wie die Akustik sich zu unserm Ohr verhält, so die Metrik zu des Dichters versschaffender Kraft. So wie wir nicht zu wissen brauchen, worauf Höhe und Tiefe der Töne beruht, um sie aufs schärfste zu unterscheiden, so brauchte der Dichter nichts von Metrik zu verstehen, brauchte kein zeichenloses Alphabet im Kopfe zu tragen, um die Verschiedenheit der Versmaſse zu fühlen. Das Alphabet aber wäre als erster Schritt der Metrik anzusehen.

Die Entwickelung der Schrift als einer allgemeinen, geschichtlich psychologischen Erscheinung beruht vorzüglich auf der immer vollkommner werdenden innern Sprachform, bis sie zum innern Alphabete wird. Die Stufen dieser Entwicklung sind in den verschiedenen Schriftarten der Völker, wie die Entwicklung der Sprachidee in den verschiedenen Sprachen gegeben.

Der Unterschied der Schriftarten liegt, wie Humboldt (Zsh. d. Schrift S. 5.) sagt, „in der gröſsern oder geringern Bestimmtheit der ihnen ursprünglich mitgetheilten Gedankenform“ d. h. in dem Grade der Bestimmtheit, in welcher die dem Gedanken durch die Sprache verliehene Form bezeichnet wird. Diese Erklärung des von Humboldt gebrauchten Ausdruckes läſst sich aus ihm selbst, bloſs lexikalisch und grammatisch genommen, nicht begründen; wohl aber läſst sich aus dem Zusammenhange des Ganzen zeigen, daſs dies Humboldt's Meinung war, und daſs er dies hat sagen wollen müs-

sen. Der folgende Zusatz: „und in dem Grade der Treue, mit welcher sie dieselbe (die Gedankenform) auf dem Wege der Mittheilung zu bewahren im Stande sind", fügt nichts eigentlich Neues hinzu, sondern spricht nur eine unmittelbare Folge des Vorangehenden aus. Wir fragen aber weiter, worauf die gröſsere oder geringere Bestimmtheit der Bezeichnung und Treue der Mittheilung beruht? Hierauf läſst sich Humboldt nicht näher ein; er hielt wohl diese Frage schon für beantwortet mit dem ausgesprochenen Zusammenhange der Schrift mit dem Sprachsinne des Volkes. Dieser Zusammenhang aber ist, wie wir gesehen haben, kein so naher, wie er annahm. Indem er in der theoretischen Erörterung von dem äuſsern Schriftzeichen zum Sprachsinne eilte, übersprang er die innere Schriftform, wie bei der Betrachtung der Sprache die innere Sprachform, hob aber in der praktischen oder historischen Untersuchung beide hervor, jene z. B. in dem Briefe an Jaquet, wo jedes Alphabet, wie jede Sprache ein System genannt wird, das aus einem Principe entwickelt worden sei (S. 92.). Wie die innere Sprachform das Princip ist, nach welchem die Kategorieen der sprachlichen Auffassung der Objecte oder vielmehr der von diesen gewonnenen Anschauungen gebildet werden, so die innere Schriftform das Princip, nach welchem die Rede sichtbar gemacht wird*), Von diesem Princip hängt die Stufe ab, welche eine Schrift in der Reihe der Entwicklungsformen der Schriftidee einnimmt.

Diese Reihe läſst sich in einer Classification der Schriftarten darstellen, wie die Entwickelung der Sprachidee in der der Sprachen. Wir wollen sie hierher setzen, weil sie dazu dienen wird, die Uebersichtlichkeit des Folgenden zu vermehren. Wir bemerken nur noch zum vorläufigen Verständniſs, daſs wir mit Humboldt Figuren von Bildern scheiden: während nämlich diese einen leicht erkennbaren Gegenstand darstellen, erscheinen jene als bedeutungslose Zeichen, sei es nun, daſs sie dies schon ursprünglich waren oder durch Entstellung

*) Innere Form und Princip der Sprache oder Schrift sind selbig und nicht selbig; sie verhalten sich nämlich zu einander wie die Gesammtheit der Einzelnen zum Allgemeinen. Diese Andeutung möge genügen, da hier nicht der Ort zur weitern Ausführung dieses Punktes ist.

aus Bildern geworden sind. Unter Ideenschrift verstehen wir die Darstellung von Gedanken, welche diese ohne Vermittlung der Sprache wiedergibt. Sobald aber die Schrift alphabetisch geworden ist, nennen wir die Figur Zeichen.

A. Ideenschrift.	1. Ideenschrift durch Bilder	a) rein	in Nordamerika und Sibirien u. s. w.
		b) gemischt mit 2. 3.	Mexico.
	2. Ideenschrift durch Figuren — Knotenschnüre		Peru.
B. Lautschrift.	3. Lautschrift durch Bilder (nur gemischt)		—
	4. Lautschrift durch Figuren (gemischt mit 2.)		China (Wortschrift).
C. Alphabetische Schrift.	5. Sylbenschrift.	a) durch Bilder nur gemischt	—
		b) durch Figuren oder Zeichen	Japan.
	6. Buchstabenschrift.	a) durch Bilder (gemischt mit 1. 2. 5a)	Aegypten.
		b) durch Zeichen (gemischt mit 5b)	die Keil- u. indischen Schriften.
		c) rein durch Zeichen (α) mit mangelhaft. Vocalen.	die asiat. semitischen.
		c) rein durch Zeichen (β) mit vollkommn. Vocalen.	die europ. semitischen.

Die Congruenz dieser Schrifteintheilung mit meiner Spracheintheilung, wie mit der geschichtlichen Bedeutung der genannten Völker, leuchtet von selbst ein. Ferner bemerkt man leicht, daſs die drei ersten Classen von den folgenden durch eine wirkliche Kluft geschieden sind. Ich hätte dies schärfer bezeichnet, wenn ich streng logisch nicht eine Dreitheilung, A. B. C., sondern eine Zweitheilung in Ideen- und Lautschrift und diese in zwei Unterabtheilungen, Wort- und alphabetische Schrift eingetheilt hätte. Durch die Dreitheilung wird aber jene Kluft gemildert, und die chinesische Schrift darf in der That nicht so eng mit den folgenden zusammengefaſst werden, wie diese mit einander, in historischer Hinsicht nicht minder, als in principieller.

Verfolgen wir jetzt die Schriftarten nach der oben angedeuteten Auffassung.

Ideenschrift.

Es entsteht mit Recht die Frage, in wie fern wohl die reine Ideenschrift durch Bilder Schrift genannt werden kann, da einerseits dieselbe mit der Malerei zusammenzufallen scheint, und andererseits die Gebärdensprache eben so gut Schrift genannt werden könnte. Humboldt bemerkt hierüber (Zush. d. Schr. mit d. Spr. S. 4.): „In der That ist die von Lauten entblöſste Gebärde eine Gattung der Schrift. Nur gehen die Begriffe von Schrift und Sprache sehr natürlich in einander über. Jede Schrift, welche Begriffe bezeichnet, wird, wie schon öfter bemerkt worden ist, dadurch zu einer Art von Sprache. Sprache dagegen wird oft auch, obgleich immer uneigentlich, von einer Gedankenmittheilung ohne Laute gebraucht. Der Sprachgebrauch konnte überdies den in unmittelbarer Lebendigkeit vom Menschen zum Menschen übergehenden Gedankenausdruck unmöglich mit der todten Schrift zusammenstellen.“ Thut aber der Sprachgebrauch recht hieran? oder ist im Gegentheil die Gebärdensprache als eine lautlose Gedan-

kenmittheilung nur uneigentlich Sprache und vielmehr wesentlich Schrift zu nennen? Dieses Oder, müssen wir antworten, ist schief; denn der Sprachgebrauch hat eben nicht den Laut, sondern „die unmittelbare Lebendigkeit“ zum Merkmale der Sprache, und nicht die Lautlosigkeit, sondern die „todte“ Ruhe zum Merkmale der Schrift gemacht — und hat wohl daran gethan. Wir können nicht zugestehen, daſs die Gebärde eine Gattung der Schrift, noch irgend eine Schrift eine Art Sprache sei, noch überhaupt, daſs Schrift und Sprache in einander übergehen.

Man wird dem Sprachgebrauch nicht vorwerfen können, es sei etwas Unwesentliches, daſs der Sprechende immer mit seinem Leibe gegenwärtig ist; denn es ist wohl bezeichnend für das Wesen der Sprache, daſs in ihr die dem Geiste als Aeuſserungsmittel dienende Körperlichkeit ihm selbst gehört und ihm unmittelbar gehorcht, daſs er hier in seinem Wirken ein ihm angeborenes Mittel oder Material, die eigene Leiblichkeit, verwendet. Die Gebärde, die Laut-Sprache begleitend, ist ja selbst eben so instinctiv, so physiologisch nothwendig, wie der Laut; und was ist am Ende der Laut weiter als eine Gebärde der Stimmorgane? Wenn man, wie wir oben gethan haben, den Sprachtrieb vom Triebe zur Schrift scheidet, so wird man gewiſs die Gebärde nur jenem zuschreiben können.

Schrift und Sprache scheiden sich also erstlich scharf genug dadurch, daſs diese die Gegenwart des Sprechenden, weil die Verwendung des eigenen leiblichen Materials, voraussetzt, jene aber räumliche und zeitliche Entfernung des Schreibenden vom Lesenden. Hieraus folgt weiter, daſs die Sprache vom Sprechenden nicht ablösbar, nur in der gegenwärtigen Thätigkeit des Sprechenden ist, die Schrift dagegen gerade nur abgelöst vom Schreibenden ein ruhendes, dauerndes Dasein hat, das durch die Trennung des Raumes und der Zeit hindurch dem Lesenden als etwas äuſserlich Körperliches gegeben werden kann. Die Entstehungsweise und das Verhältniſs zum Erzeugenden ist also für Sprache und Schrift verschieden, und zwar derartig, daſs die Gebärde nur ersterer gehören kann.

Mit diesem ersten Unterschiede, dem der Entstehung, ist auch schon der zweite gegeben: der der Wirkung. Denn weil die Schrift ablösbar ist, aufbewahrt werden kann, darum bewahrt sie den Gedanken für entfernte oder zukünftige Entzifferung auf. Auch in dieser Beziehung ist sie von der verfliegenden Sprache scharf geschieden, und gehört die Gebärde nur dieser an.

Drittens aber ist auch das Verhältnifs der Schrift zum mitgetheilten Gedanken ein anderes als das der Sprache zu demselben. Denn Humboldt hat richtig bemerkt (S. 5.) „dafs auch da, wo die Schrift Gedanken bezeichnet, ihr in dem Sinne dessen, von dem sie ausgeht, doch immer einigermafsen bestimmte Worte in einigermafsen bestimmter Folge zum Grunde liegen“ — es ist deswegen richtig, weil wir nicht denken können ohne Sprache, mit jedem Gedanken vielmehr schon an sich eine sprachliche Form gegeben ist, in welcher er ausgedrückt liegt. Das Verhältnifs von Sprache und Gedanken ist ein unmittelbares, das der Schrift zu demselben ein vermitteltes — vermittelt durch Bedürfnifs, durch Entfernung und durch die Sprache. Die Gebärde nun steht wie die Sprache in unmittelbarer Beziehung zum Gedanken. Der Taubstumme spricht in Gebärden, weil er in Gebärden denkt. Gedanke und Gebärde entstehen zugleich und in einander; es liegt nichts zwischen ihnen. Der Taubstumme übersetzt nicht eins ins andere. Zwischen der Schrift und dem Gedanken aber liegt das Wort, oder die Gebärde, und man übersetzt die Schrift in Sprache, selbst da, wo, wie bei der Ideenschrift, die Schrift sich an den Gedanken und nicht an die Sprache lehnt.*)

Wir haben hier immer hervorgehoben, dafs keine Art Sprache je Schrift wird; wiewohl aus den angegebenen Unterschieden auch erhellt, dafs keine Schrift je in Sprache über-

*) Wir haben oben nur ganz allgemein die Gebärdensprache als Sprache im Gegensatze zur Schrift festhalten wollen. Das Nähere über ihre sprachliche Natur sehe man in unserm oben angeführten Aufsatze über die Sprache der Taubstummen.

fahrungsweise dieser Schrift. Wenn aber der Nordamerikaner eine menschliche Gestalt, spielend auf einer Zaubertrommel, zeichnet, so glaubt er damit den Vers seines Liebesliedes geschrieben zu haben: höre die Stimme meines Gesanges, oder: ich singe, höre mich. Mit dem Bilde eines Herzens meint er geschrieben zu haben: ich spreche zu deinem Herzen. — Ich will hier zur Probe ein Kriegslied mittheilen: Bild eines Mannes mit Flügeln statt der Arme = o hätte ich die Schnelligkeit des Vogels; ein Krieger unter einem blau gemalten Stern = ich sehe nach dem Morgenstern; bewaffneter Krieger unter dem Himmel = ich weihe meinen Leib dem Kampfe; ein Adler über dem Himmel = der Adler fliegt in der Höhe; ein Krieger liegend mit dem Pfeil in der Brust = ich bin zufrieden, wenn ich unter den Erschlagenen liege; ein himmlischer Genius = die Geister oben rühmen meinen Namen.

Die Tschippiwes sagen, sie hätten eine doppelte Schrift, eine allgemein verständliche: kekiwin, und eine nur den Eingeweiheten verständliche: kekinowin. Diese umfaſst die Liebes-, Jagd- und Kriegslieder, welche alle Zauberlieder sind. Aus der gegebenen Probe wird man allerdings ersehen, daſs es unmöglich ist, so geschriebene Lieder zu lesen, wenn man sie nicht schon kennt. Die Einweihung in diese Schrift geschieht also dadurch, daſs man durch mündliche Ueberlieferung die Lieder auswendig lernt. Man wird aber aus der folgenden Darstellung der allgemein verständlichen kekiwin ersehen, daſs sie auf demselben Princip wie jene mystische beruht, daſs sie aber dort unverständlich wird, weil sie zu Darstellungen verwendet wird, zu denen sie nicht ausreicht. Denn diese mystischen Gesänge waren gewiſs nicht das erste, was man zu schreiben suchte; von ihnen ging die Schrift nicht aus. Ich kann nicht mit Humboldt annehmen, weder daſs die Absicht, dem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, noch daſs Wohlgefallen an bildlicher Darstellung zur Schrift führe. Diese ging von der Absicht der Mittheilung aus oder von dem Streben, die Erinnerung an ein einzelnes Factum oder an eine Person zu verewigen. Daher enthalten Briefe oder die Auf-

zeichnung von Thatsachen auf Denkmälern, Leichensteinen die ersten Schriftversuche, die auch wegen der Einfachheit des Dargestellten und der Gemeinsamkeit des Vorstellungskreises unter wilden Völkern allgemein verständlich sind. Hier finden wir die Schreibweise der Nordamerikaner und anderer wilden Völker auf einem ihr angemessenen Boden.

Zwei Jäger, die den Fluſs hinauf gefahren waren, lagern am Ufer desselben, tödten einen Bären und fangen Fische. Das war eine That, würdig, daſs Niemand ihres Volkes vorübergehen durfte, ohne von ihr unterrichtet zu werden; auf einem Brette wird sie niedergeschrieben, und dieses als Denkmal aufgestellt. Der Vorübergehende sieht darauf zwei Kähne und über jedem ein Thier, welches das Kennzeichen der Familie (Totem) eines jeden jener beiden Jäger ist, und er weiſs nun, daſs zwei Personen aus diesen so bezeichneten Familien (die besondern persönlichen Namen scheinen nie mitgetheilt zu werden) hier gelandet sind. Ferner sagen ihm ein Bär und sechs Fische, was jene hier vollbracht haben.

Auf einer hölzernen Grabsäule sieht man ein mit dem Kopf nach unten, den Füſsen nach oben gezeichnetes Rennthier; links davon sind sieben Queerstriche, darunter drei senkrechte; abermals darunter der Kopf eines Elenthiers, endlich Pfeil und Pfeife. Der Vorübergehende erfährt hieraus, daſs ein Anführer aus der Familie, deren Totem ein Rennthier ist, hier begraben liege. Die umgekehrte Stellung des Totemthiers deutet den Tod an. Er hat seinen Stamm in sieben Kriegen angeführt und drei Wunden davon getragen, auch einmal einen gefährlichen Kampf mit einem Elenthier bestanden und ist im Kriege und Frieden von hoher Bedeutung gewesen. — Auf andern Grabsäulen zeigen dicke Queerstriche an, wie viele Friedensverträge der hier Ruhende abgeschlossen hat.

Eine Expedition der Vereinigten Staaten nach den Quellen des Missisippi aus 18 Personen bestehend, unter denen zwei indianische Führer waren, hatten sich trotz der letztern verirrt. Nach einem Nachtlager errichteten diese eine Stange mit einem Streifen Birkenrinde, worauf Folgendes zu sehen

war: eine Person mit einem Schwerdte in der Hand, eine andere links daneben mit einem Buche, eine dritte mit einem Hammer, eine vierte und fünfte ohne besonderes Zeichen, eine sechste mit einem Zeichen (ich vermuthe einer Zunge) neben dem Kopfe; sie stellen den befehlenden Officier, den Schreiber, den Geologen, zwei Attachés und den Dolmetscher vor, alle durch Hüte als Europäer bezeichnet. Zwei Personen daneben ohne Hüte, mit einem Stabe in der Hand bedeuten die beiden indianischen Führer. Darüber acht Personen, und neben diesen acht Flinten, zeigten eben so viele Soldaten an. Unter jenen dagegen war ein Prairie-Huhn und eine grüne Schildkröte gezeichnet; denn diese Thiere hatte man an einem der vorhergehenden Tage gefangen und beim Lagern gegessen. Rechts neben den Soldaten in der obersten Linie deutete ein Zeichen (es wird nicht gesagt, was es darstellt) an, daſs jene um ein besonderes Feuer gelagert und besonders gegessen hätten. Dasselbe Zeichen finde ich auch links neben den beiden indianischen Führern in der mittlern Linie, wo es dasselbe bedeuten muſs. Es steht aber auch rechts neben den beiden Thieren unten; es deutet also wohl nur überhaupt essen an. Es scheint übrigens das Bild des Feuers zu sein. Die Stange selbst, woran diese Schrift befestigt wurde, stand etwas geneigt in der Richtung, in welcher man davonzog; und drei Einschnitte in demselben sollten die vermuthete Entfernung vom St. Louisstrom andeuten.

Wir geben endlich noch ein sehr authentisches Beispiel, eine Petition mehrerer Tschippiwe-Häuptlinge an den Präsidenten der vereinigten Staaten aus dem Jahre 1849. Sie war auf fünf Streifen Birkenrinde geschrieben. Auf dem ersten sieht man sieben verschiedene Thiere, welche als Totems die Namen der Stämme bezeichnen. Aus dem Auge des vordersten sind sechs Linien nach dem Auge der übrigen Thiere gezogen, um die Gleichheit der Absicht aller sieben Stämme anzudeuten. In den der Wirklichkeit entsprechend gefärbten Thieren ist das Herz roth gemalt und von dem des vordersten gehen abermals Linien nach denen der andern, gleichfalls

um Einheit des Gefühls und der Absicht auszudrücken. Noch zwei Linien gehen aus dem Auge des vordern Thieres, eine nach vorn frei auslaufend, um den Lauf der Reise, und eine andere rückwärts über alle Thiere hinweg zu vier mit einander verbundenen kleinen Seen, welche unter dem hintersten Thiere blau gemalt sind. Zwischen diesem und jenen Seen ist ein dicker blauer Strich, der sich auch unter alle übrigen Thiere hin erstreckt, Darstellung des Obern Sees. Zwei Parallellinien gehen etwa aus der Mitte dieses blauen Strichs schräg nach hinten abwärts an die kleinen Seen, um einen Weg anzudeuten vom Obern See an die kleinen, in deren Nähe die Indianer sich niederlassen und der Civilisation ergeben wollten, was eben der Gegenstand der Petition war. — Auf dem zweiten, vierten und fünften Streifen sind noch andere Totems von Stämmen, welche dieselbe Absicht haben, wie die, deren Gesandte erscheinen. Auf dem dritten Streifen sind mehrere Adler, andeutend mehrere Personen eines Stammes, dessen Totem dieser Vogel ist. Von dem Kopfe des vordersten gehen zwei kurze Linien nach oben, wodurch er als Hauptmann dargestellt wird, worauf auch deutet, dafs er einen längern Schnabel als die andern hat. Sein Auge ist mit dem der andern durch Linien verbunden. Vor ihm ist der Präsident der Vereinigten Staaten in seiner Amtswohnung zu Washington. Auch sein Auge ist mit dem des vordersten Adlers verbunden, und Beide strecken einander die Hände entgegen als Zeichen der Freundschaft. Unter den Adlern sind drei kleine Häuser. Man will ja eben das Jagdleben aufgeben und sich in festen Häusern niederlassen.

Diese Beispiele, dem prachtvollen Werke Schoolcrafts (Historical and statistical information of the Indian tribes of the united states. Part I. 1851. 568 S. fol. mit 76 prächtigen Tafeln*)) entlehnt, werden eine genügende Anschauung von dieser malenden Schrift geben. Wir bemerken noch, dafs die Zeichnungen der Art sind, wie wir sie bei unsern fünfjährigen

*) S. 420 des oben genannten Werks wird das Wort Totem erklärt als do-dem Familiensitz.

Kindern finden. Ein Kopf ist ein Kreis mit zwei Punkten und einem senkrechten Strich, oder bei kleinern Zeichnungen überhaupt nur ein Kreis; ein Strich daran nach unten ist der Hals; daran ein kurzer Queerstrich, von dessen beiden Endpunkten zwei sich kreuzende Linien laufen, und der Mensch ist fertig. Die Zauberlieder sind mit lebendigen Farben gemalt.

In dieser Schrift sind, wie wir gesehen haben, nicht blofs eigentliche, kyriologische Bilder, sondern auch sehr viel symbolische. Das Symbolisiren fehlt keinem Volke, sondern liegt wesentlich in der Natur des Menschen, der selbst ein Symbol Gottes genannt werden mag. Er sieht in oder an sich die Zweiheit des Innern und Aeufsern, und dieses wird ihm ein Symbol für jenes. Sprechen und Schreiben sind ganz und gar Symbolisiren. — Aber nicht blofs das Symbol überhaupt ist allgemein menschlich; sondern auch die bestimmte Form desselben stimmt oft derartig überein, dafs man den Grund davon in dem menschlichen Instincte*) suchen mufs. Das Händegeben ist auch den Wilden Zeichen der Freundschaft. Die Hand aber ist theils überhaupt nach und neben dem aufrechten Gange das bedeutsamste morphologische Merkmal des Menschen, theils ist es der entwickeltste Sitz des Tastsinnes und also Mittel der unmittelbarsten, lebendigsten theoretischen Aneignung, die Fortsetzung und Ergänzung des Auges. Sehen und Betasten steht bei Ungebildeten und Kindern, in denen die physiologische Mitleidenschaft noch nicht durch Absichtlichkeit gezähmt ist, in unmittelbarem Zusammenhange. Sie haben nicht genug an dem Tasten ihres Auges, sie wollen den Gegenstand mit der Hand sehen. — Das Herz ist auch den Wilden Sitz der Wünsche, und Freundschaft Einheit der Herzen. — In den Zauberliedern ist die Symbolik oft sehr fernliegend und eigenthümlich, mit den religiösen Anschauungen jener Völker zusammenhängend. Doch diese Besonderheiten gehen uns hier weniger an, als das überall Wiederzu-

*) Es scheint mir sehr von der Kindheit unserer Psychologie zu zeugen, dafs in ihr die obige Kategorie, vom thierischen Instincte durchaus geschieden, fast noch gar nicht erörtert ist.

findende. Man wird sich auch wohl überzeugt haben, daſs jene Lieder nicht nach einem andern Principe geschrieben sind, daſs nur die Unvollkommenheit desselben bei ihnen zu sehr an den Tag kommt. Man lernt immer nur das Ding kennen, um das es sich handelt, nicht was von ihm ausgesagt wird; wir sehen lauter Subjecte ohne Prädicate. Wo diese leicht aus jenen errathen werden können, ist solche Schrift zu entziffern; das ist aber bei jenen Liedern und Bibelversen unmöglich. Da man nun doch einmal darauf verzichten muſste, die Lieder entzifferbar zu schreiben, so schrieb man sie wohl mit mehr oder weniger Absicht noch unvollkommner, als man wohl gekonnt hätte. Man kann hierin ein fernes Analogon zum Unterschiede eines höhern und niedern Styls finden, der ja auch bei den Chinesen in ihrer Sprache so groſs ist, daſs ersterer nicht unmittelbar verständlich ist. Wie man im alten erhabenen chinesischen Styl alle Beziehungswörter wegläſst, so lassen die Indianer in ihrer Zauberschrift manche Zeichen oder Bilder weg, wodurch das von den gemalten Dingen Gesagte deutlich würde; freilich vielleicht auch nur deswegen, weil man nicht genug Bilder besitzt.

Blicken wir nun auf die innere Form dieser Schrift, so ist zunächst negativ zu bemerken, daſs sie in wahrem Sinne genommen überhaupt fehlt. Denn ein Verhältniſs dieser Schrift zur Sprache besteht gar nicht; es bleibt aber auch die Form des Gedankens völlig unbezeichnet; der bloſse Stoff wird überliefert. Es bleibt z. B. durch sie sogar Das unbestimmt, ob das Bild einen seienden, einen vergangenen oder gewünschten Gegenstand darstellen soll. Ein Eingeborener der Karolinen-Inseln will einem europäischen Kaufmanne einige Muscheln schicken, die er ihm für ein Paar Beile und ähnliches Geräth zu liefern versprochen hatte. Er gab erstere dem Schiffscapitain mit folgendem Brief: oben in der Mitte steht ein Mann mit ausgebreiteten Armen, das ist der Vermittler oder Böte, der Capitain; er hat Strahlen um das Haupt, welche seine hohe Würde andeuten. Unter ihm ist eine Weinrebe, Zeichen der Freundschaft. Links sind die übersandten Muscheln nach

Zahl und Art abgebildet, rechts die zur Bezahlung gewünschten Gegenstände: sieben Fischangeln, drei gröfsere und vier kleinere; zwei Beile und zwei Stück Eisen (ein solches ist gezeichnet durch vier dicht unter einander laufende Linien). Nichts deutet an, welches dieser Dinge das Gewünschte, und welches das Uebersandte ist. Hier ist blofser Stoff, nicht blofs ohne alle Form; sondern selbst materielle Bestimmungen fehlen. Alles also was als innere Form dieser Schrift angesehen werden kann, ist die Symbolik und die Situation der Bilder, wie man es nennen kann, wenn man nur nicht an künstlerische Situation denken will. Denn so roh stofflich ist hier Alles, dafs nicht blofs die Schrift, sondern auch der Stoff, worauf sie sich findet, und die ganze Räumlichkeit, in der das Denkmal errichtet ist, mitreden mufs. Ich erinnere an die Stange, an welche man die Inschrift in Betreff des Lagers der nordamerikanischen Expedition befestigt hatte; ihre Neigung mufste etwas aussagen. So wenig entsprechen diese Bilder dem Wesen der Schrift, dafs sie selbst die Ablösbarkeit vom Raume, etwas für die Schrift so Bedeutsames, nicht haben; jene Stange darf nicht verrückt werden.

Fragen wir endlich nach der psychologischen Stufe, welche sich in dieser Schrift ausspricht, so ist diese lediglich die sinnliche Anschauung des ganz einzelnen Gegenstandes. Diese ist eben nur der umgeformte Stoff der sinnlichen Wahrnehmung, die thierische Stufe des Bewufstseins. Das einzelne sinnliche Ding ist der Inhalt dieser Anschauung, und nur das gibt diese Bilderschrift. Sie ist in der Reihe der Schriften, was die Sprache der Taubstummen in der der Sprachen. Aber die gröfsere Lebendigkeit und Leichtigkeit der Gebärdensprache gibt ihr einen Vorzug vor der viel schwerfälligern, auch viel zeichenärmern Bilderschrift; und auch die viel gröfsere Gegenständlichkeit der letztern ist ihr nachtheilig, indem sie dadurch zu sinnlich wird. In beiden ist das Ding und seine Eigenschaften, Subject und Prädicat noch nicht geschieden. Wo aber Das noch nicht geschehen ist, da ist überhaupt noch keine Gedankenform erfafst und ausgedrückt, also noch

keine eigentliche, geformte Vorstellung, sondern sinnliche Anschauung. Diese lebt hier noch im Bewufstsein als feste Masse vieler ungeschiedenen Elemente; sie umfafst also noch nicht einmal ein einzelnes, aus allem Zusammenhange mit andern gesondertes Ding, sondern ganze Vorgänge zwischen Personen und Dingen, wie diese in ihrem äufserlichen Vorhandensein sich geben. Man möchte behaupten, der Anblick einer Zeichnung, wie die oben beschriebene, zwei Totems, ein Bär und Fische, erregt im Wilden gar nicht diese drei getrennten Vorstellungen: Jäger, Bär, Fisch; sondern er hat hier nur die beiden Vorgänge in der Anschauung: die Erlegung eines Bären durch einen Jäger und einen Fischfang. Die Thiere leben ihm gar nicht für sich selbst, sondern nur für seine Jagd, seinen Fang; nur in diesem Verhältnisse denkt er sie sich. Daher auch die vielen Möglichkeiten von Verhältnissen der gezeichneten Gegenstände, die uns hindern, sogleich diejenige zu finden, welche die wirklich vom Schreibenden gemeinte sei, für den Wilden gar nicht existiren. In unserm Bewufstsein liegen jene Gegenstände jedes für sich vereinzelt und fähig sich mit jedem zu verbinden; im Bewufstsein des Wilden liegt der Gegenstand oft vielleicht gar nicht einzeln, sondern nur in einer geringen Anzahl von Complexionen, von denen jede, sobald zwei ihrer Elemente der Anschauung geboten werden, als Ganzes und sogleich ins Bewufstsein tritt. Daher die Verständlichkeit dieser Schrift.

Das ist die Schrift eines wilden, sinnlichen Volkes, dessen Geistigstes sogar, die Religion, in sinnlicher Zauberei aufgeht, das gerade so weit Mensch ist, als nöthig ist, um nicht Thier zu sein; so weit Mensch, wie die Natur selbst ihn schafft, instinctiver Mensch.

Alexander von Humboldt, dessen Werk „Vues des Cordillères et Monumens des peuples indigènes de l'Amérique*)"

*) Wir haben die Octav-Ausgabe vor uns. Bei Citaten werden wir für diejenigen, die etwa blofs die prächtige Folio-Ausgabe zur Hand haben, die Nummer der Tafel angeben.

wir die beste Belehrung über mexikanische Alterthümer verdanken, sagt im Eingange zu seiner Betrachtung der mexikanischen Schrift (pl. XIII. I. p. 202.): „Les Kamtschadales, les Tongouses et d'autres tribus de la Sibérie peignent des figures, qui rappellent des faits historiques: sous toutes les zones, comme nous l'avons observé plus haut, l'on trouve des nations plus ou moins adonnées à ce genre de peinture; mais il y a bien loin d'une planche chargée de quelques caractères, à ces manuscrits mexicains, qui sont tous composés d'après un système uniforme, et que l'on peut considérer comme les annales de l'empire." Das mag man zugestehen, ohne damit behauptet zu haben, dafs die mexikanische Schrift in eine höhere oder auch nur andere Classe gehöre, als jene ursprünglichste, wie es scheint, überall bekannte malende Schrift. Unsere Classification drückt die viel gröfsere Nähe der mexikanischen Schreibweise zu den besprochenen Materien als zu den folgenden, wirklich organisirten Schriften aus. In der That, sie ist von diesen durch eine Kluft getrennt und hat vielmehr dasselbe Princip wie jene, allerdings reicher entfaltet. Der Unterschied von ihnen ist nicht principiell, sondern nur graduell, hervorgebracht nicht durch tiefere Auffassung des Wesens der Schrift selbst, sondern lediglich durch das reichere mannigfaltigere Leben einer Halbcivilisation, verglichen mit jener völligen Uncivilisation. Für uns aber ist es hier sehr gleichgültig, ob wir ein Brett oder einen langen im Zickzack zusammengefalteten Papierstreifen vor uns haben, einige oder unzählige Bilder, die Jahrbücher eines Reiches oder das gewöhnlichste Jagdabenteuer, wenn nämlich hier wie dort dasselbe Princip herrscht. Nicht der Inhalt, noch weniger der Umfang, sondern die Auffassungsweise des Inhalts als eines schriftlich zu Bezeichnenden ist es, was uns hier angeht; und in dieser Rücksicht wissen wir keinen wesentlichen Fortschritt der Mexikaner gegen die Nordamerikaner anzugeben. Allerdings ist das gegliederte staatliche Leben der Mexikaner und ein damit verbundenes gewisses geschichtliches Bewufstsein, wie auch gröfsere Geschicklichkeit und Fertigkeit in Handar-

beiten aller Art, nicht ohne Einflufs auf die Schrift geblieben, und der ist hier darzulegen, besonders noch um zu zeigen, wie wenig diese äufserliche Civilisation zur Vollführung von Thaten beiträgt, zu denen innere Geistesbildung und überhaupt lebendiges Streben der Gesammtkraft der Seele erforderlich ist. Denn jede wahrhafte Schöpfung, nicht blofs die Poesie, entspringt nur aus der geistigen Ganzheit; nur wenn diese unter den Mexikanern einen höhern Schwung genommen hätte, wäre auch die Schrift zugleich gehoben worden. Das vielfarbigere Leben der Mexikaner erforderte eine reichere, häufigere Anwendung der mit der Bilderschrift gegebenen Elemente, konnte aber dieselbe in keine neue Richtung bringen. Ein Paar Beispiele werden Dies bestätigen.

Während der Nordamerikaner ein unstätes Jägerleben führt, wohnt der Mexikaner in Städten und einem Staate. Er hat einen Besitz. Damit treten Rechtsverhältnisse und damit Rechtsstreitigkeiten auf. So fand man denn auch unter den mexikanischen Schriften besonders viele Prozefsacten. Advocaten nämlich gab es nicht; sondern die Parteien erschienen persönlich vor Gericht. Dieses aber sprach das Urtheil nicht gleich nach Anhörung derselben aus; und so lag es diesen daran, in den Händen der Richter eine Schrift zurückzulassen, durch die sie immer an den Gegenstand des Streites erinnert würden. Diese Sitte dauerte noch lange nach der spanischen Eroberung; denn dem ausländischen Richter gegenüber, dem sich der Mexikaner nur durch einen Dolmetscher verständlich machen konnte, war eine schriftliche Eingabe um so nöthiger. Humboldt theilt eine solche mit (pl. XII., V. de l'ed. in 8°.). Sie deutet auf einen Prozefs zwischen Eingeborenen und Spaniern, eine Meierei betreffend. Die Abbildung zeigt zunächst diese und den Weg, der zu ihr führt. Letzterer ist durch Fufsstapfen bezeichnet, welche auch auf den grofsen Darstellungen geschichtlicher Ereignisse den Weg der Völkerwanderungen andeuten. Rechts neben der Meierei, welche den gröfsten Theil des Raumes auf dem Bilde einnimmt, in der Mitte, ist ein Mexikaner, dessen Namen durch einen beigesetzten Bo-

gen geschrieben ist; über ihm ein Spanier, neben dem zwei Zeichen für Wasser und grün sind, der also wohl Aguaverde hieſs. Ueber der Meierei sitzen drei spanische Richter auf Stühlen und haben die Gesetze (zwei kleine Oblongen mit Zeichen gefüllt, die ungefähr wie lateinische Schrift aussehen) vor Augen. Die Spanier sind durch die Farbe der Kleidung und durch den Bart von dem Mexikaner unterschieden. Vor dem Gesichte jedes Richters sind drei Zungen; denn ihre Rede hat die gröſste Bedeutung. Von den beiden Parteien aber hat der Spanier zwei, der Mexikaner nur eine Zunge. Dieser wagt kaum seine Sache zu vertheidigen, während die fremden Eroberer viel und laut sprechen. — Was ist das für eine Schrift! Würde nicht der Tschippiwe, der Irokese eben so schreiben? Haben wir hier nicht dieselbe Unvollkommenheit wie bei Jenen? die Subjecte ohne Prädicate? die ungesonderten Complexionen sinnlicher Anschauung. Es mag aber wohl sein, daſs jeder Mexikaner jener Zeit, wenn er ein Prozeſsactenstück sah, auf dem eine Meierei, ein Mexikaner und ein Spanier gemalt war, sogleich wuſste, Dieser wolle Jenen aus seinem Besitze verdrängen: Das war vielleicht die einzige Weise der Verbindung, in welcher diese drei Vorstellungen in seinem Bewuſstsein waren. Die Mexikaner konnten Namen schreiben, weil diese immer sinnliche Bedeutung hatten. Der Nordamerikaner schreibt auch seinen Namen durch sein Totem. Und so ist hier nichts, was nicht auch Dieser hätte.

Betrachten wir jetzt eine der groſsen geschichtlichen Darstellungen: „Histoire hiéroglyphique des Aztèques, depuis le déluge jusqu'à la fondation de la ville de Mexico.“ (pl. XXXII.) Auf der linken Seite des Bildes sieht man ein Viereck von dicht unter einander laufenden Queerlinien durchzogen; die Erde ist von der Fluth bedeckt. Im untern Theile dieses Vierecks ist ein Kahn, in welchem Coxcox, der mexikanische Noah liegt; im obern Theile desselben ist ein Berggipfel, der mexikanische Ararat, der Spitzberg Colhuacan, welcher Namen durch ein Zeichen (ein Horn) an der linken Seite des Vierecks geschrieben ist. Innerhalb desselben am Fuſse des Ber-

ges sind zwei Köpfe, Coxcox und seine Frau. Auf dem Berge steht ein Baum, der über das Viereck mit seinen Aesten hinausragt; auf ihm eine Taube, welche den nach der Fluth stumm geborenen Menschen Zungen austheilt. Vor der Taube nämlich, deren Kopf nach rechts gewandt ist, und schon jenseits des Vierecks, steht ein Haufe Menschen, und zwischen ihm und der Taube sind viele Zungen. Unter dieser Menschenmenge, also zur Rechten des Vierecks stehen fünf menschliche Figuren und unter ihnen und dem Viereck noch zehn; die Menschen vertheilen sich nämlich nach der Verschiedenheit ihrer Sprachen und nur funfzehn Familienhäupter, die Ahnen der Tolteken, Azteken und Akolhuas, bleiben vereint. Diese funfzehn Figuren tragen ihre Namensbilder auf dem Kopfe. Sie kommen nach Aztlan (Flamingo-Land, angedeutet durch einen Vogel über Wasser), welches daneben gezeichnet ist. Von hier aus wird die Wanderungslinie gezogen, die sich durch den gröfsten Theil des Bildes, etwa noch drei Viertel des Ganzen, hindurchschlängelt, und an deren Seiten durch Bilder die Lagerungsstätten gezeichnet sind, bis sie nach Mexiko kommen. — Bei Schoolcraft kann man sehen, wie eine nordamerikanische Prophetin ihre visionäre Reise durch den Himmel ganz ähnlich schreibt.

So wird man denn, wenn man nur die innere Schriftform im Auge hat und von allem Aeufsern absieht, dem gelehrten und scharfsinnigen Zoega beipflichten, wenn er sagt (De obeliscis p. 528.): „Ejusdem vero classis ac Virginientium istae Jrokensiumque monumenta sunt etiam celebratae illae Mexicanorum picturae."

Was nun aber den Unterschied betrifft, der durch die Halbcivilisation dennoch hervorgebracht ist, so ist schon nicht zu übersehen, dafs die Mexikaner ungleich häufiger und mehr geschrieben haben, was durch ihre Verhältnisse nöthig und durch den Besitz einer Art Papier möglich geworden war. Auch sind die Zeichnungen ungleich besser, oder genauer würden wir wohl sagen, dafs überhaupt erst hier von Zeichnung die Rede sein könne, was bei den wilden Indianern wohl kaum

der Fall ist. Diese Völker haben keine Vergangenheit; bei ihnen ist Alles Sache des Augenblicks. Alle ihre Zeichnungen sind gleich kindisch und formlos: Das ist das Wesentliche ihrer Gemeinsamkeit. Die Mexikaner dagegen haben eine geschichtliche Tradition rücksichtlich des Staates, wie der Religion, wie der Kunst. So haben sich nun auch in ihrer Bilderschrift feste Formen gebildet; ihre Zeichnungen tragen alle ein bestimmtes Gepräge, das vor Jahrhunderten gebildet, bis zuletzt bewahrt wurde. Nur müssen wir, um Dies nicht zu überschätzen, Humboldt über diesen mexikanischen Typus hören (I. p. 198. pl. XIII.): „On doit être frappé de l'extrême ressemblance que l'on observe entre les manuscrits mexicains conservés à Vélétrie, à Rome, à Bologne, à Vienne et au Mexique; au premier abord on les croirait copiés les uns des autres; tous offrent une extrême incorrection dans les contours, un soin minutieux dans les détails, et une grande vivacité dans les couleurs qui sont placées de manière à produire les contrastes les plus tranchans: les figures ont généralement le corps trapu comme celles des reliefs étrusques; quant à la justesse du dessin elles sont au dessous de tout ce que les peintures des Hindoux, des Tibétains, des Chinois et des Japonais offrent de plus imparfait (ja sogar, fügen wir hinzu, unter den Bildern eines nordamerikanischen Stammes, nämlich der Irokesen, wie man sich durch die Abbildungen bei Schoolcraft überzeugen kann). On distingue dans les peintures mexicaines des têtes d'une grandeur énorme, un corps excessivement court, et des pieds qui, par la longueur des doigts, ressemblent à des griffes d'oiseau: les têtes sont constamment dessinées de profil, quoique l'oeil soit placé, comme si la figure était vue de face.“ Die Häfslichkeit ihrer eigenen Leiber erhielt in diesen Zeichnungen ihr noch häfslicheres Spiegelbild, und dieses wurde conventionell und religiös geheiligt. So sind die Zeichnungen der Mexikaner allerdings ganz anderer Art als die der Wilden, aber gewifs nur um so unerquicklicher.

Der Glanzpunkt, und vielleicht der einzige, der mexikanischen Halbcivilisation ist ihr Kalender. Ueber seine Ein-

richtung spricht ausführlich Humboldt; auch mag man hinzunehmen, was über dieselbe in den Transactions of the American Ethnological Society, I. 1845 gesagt ist. Wir können uns hier auf diesen Punkt nur insoweit einlassen, als er von Einfluſs auf die Schrift war. Da aber die Zeiteintheilung, wie man sehen wird, mit dem sprachlichen Ausdrucke der Zahlen zusammenhing, so kommen wir hier auch auf einen ganz speciellen Einfluſs der Sprache auf die Schrift.

Die Mexikaner hatten einen Zeitabschnitt von 20 Tagen, der also ungefähr unserm Monat entspricht. Das Jahr hatte 18 solcher Monate und fünf Ergänzungstage. Jeder Monat war in vier Theile, jeder zu 5 Tagen, unserer Woche entsprechend, getheilt. Ferner hatten sie einen Cyclus von 52 Jahren, welcher in vier Unterabtheilungen, jede von 13 Jahren, zerfiel.

Neben dieser bürgerlichen Zeiteintheilung gab es eine rituelle, deren sich die Priester bedienten und die in den Hieroglyphen angewandt ist. Hier ist die kleinste Periode von 13 Tagen, also ungefähr ein Halbmonat, wiewohl sie mit dem Erscheinen des Mondes nicht in Verbindung steht, wenn auch vielleicht ursprünglich gestanden hat.

Die 20 Tage hatten jeder einen besondern Namen, von Naturgegenständen entlehnt, der also leicht hieroglyphisch geschrieben werden konnte. Ebenso hatten auch die 18 Monate besondere Namen und Hieroglyphen. Zuweilen findet sich in der That ein Datum so geschrieben, daſs nach der Hieroglyphe des Monats eine Anzahl runder Punkte folgen, welche den Tag des Monats angeben. So sieht man auf einem Bilde einen spanischen Reiter, darunter die Hieroglyphe der Stadt Tenochtitlan und daneben das Zeichen des Monats Quecholli mit 13 Punkten. So wird die erste Ankunft der Spanier in Mexico bestimmt. Diese Bezeichnung ist jedoch selten. Man nimmt vielmehr zu einem verwickeltern Verfahren seine Zuflucht, welches aber in Hoch- und Ostasien seine sehr entsprechenden Analogieen findet.

Der Cyclus von 52 Jahren hieſs xiuhmolpilli, Band, und

wurde durch ein zusammengebundenes Bündel Rohr hieroglyphisch geschrieben. Dazu eine Anzahl kleiner Kreise gefügt gab an, wie viel Cyclen seit dem Jahre 1299 verflossen waren. Innerhalb derselben aber bezeichnete man das einzelne Jahr, indem man viermal 13 zählte; diese vier kleinern Cyclen unterschied man dadurch, dafs zur Zahl eine der folgenden vier Hieroglyphen der Reihe nach hinzugefügt wurde: Haase, Rohr, Feuerstein, Haus. Man sprach auch so. Das erste Jahr des Cyclus hiefs demnach: eins Haase, das zweite: zwei Rohr; das dritte: drei Feuerstein; das vierte: vier Haus; das fünfte fünf Haase. Das vierzehnte hiefs (zum Unterschiede vom ersten): eins Rohr; das funfzehnte: zwei Feuerstein u. s. w. Das siebenundzwanzigste: eins Feuerstein; das achtundzwanzigste: zwei Haus. So war jedes Jahr des Cyclus bestimmt benannt.

Durch eine ähnliche Combination zweier Reihen wurde nun auch der Tag des Jahres bestimmt: indem man nämlich die bürgerliehe Periode von 20 Tagen mit der rituellen von 13 verband. So hiefs der erste Tag des Jahres: eins Seethier; der vierzehnte: eins Tiger; der einundzwanzigste: acht Seethier u. s. w. Hierdurch jedoch wurden nur $20 \times 13 = 260$ Tage geschieden; das Jahr hatte aber 365 Tage. Um diese folgenden Tage von den frühern zu scheiden, nahm man eine dritte Reihe von 9 Nachtherren, deren Namen ebenfalls von natürlichen Dingen entlehnt war, zu Hülfe. So hiefs nun der 261. Tag: eins Seethier Feuer, u. s. w.

Wir kommen jetzt auf die Zahlen. Die mexikanische Sprache bildet die Zahlen 6, 7, 8, 9, schon durch Zusammensetzung $5 + 1$ u. s. w. Sie hat aber für 10, 15 und 20 einfache Wörter und zählt dann weiter nicht mit 10, sondern mit 20, also $40 = 2 \times 20$, $60 = 3 \times 20$, $100 = 5 \times 20$. Endlich hat sie für 400 und 8000 wieder einfache Wörter. Der Monat von 20 und die Woche von 5 Tagen steht hiermit in offenbarer Verbindung, eben so wie die Eintheilung des Heeres, welches in Abtheilungen von 20, 400 und 8000 Mann gegliedert war. Demgemäfs wird 20 durch eine Fahne bezeichnet. Die Einheit wurde durch einen kleinen Kreis, 400

durch eine Feder, 8000 durch einen Beutel geschrieben. War die Fahne durch zwei sich kreuzende Linien getheilt und zur Hälfte gefärbt, so bedeutete das 10; drei Viertel gefärbt, bezeichnete sie 15.

Diese Zeitbezeichnung ist das Wesentlichste, wodurch sich die mexikanische Schrift von der allgemeinen Bilderschrift vortheilhaft unterscheidet. Hiermit war ein Anfang gemacht, Zeichen ganz isolirt zu verwenden, nicht ganze Vorgänge durch Gruppen in einander greifender Elemente darzustellen, sondern den Vorgang zu zerlegen, die Elemente vereinzelt zu bezeichnen und abermals abgesondert die Beziehung derselben. Doch diesen Schritt haben die Mexikaner nicht gethan, obwohl immerhin nicht zu verkennen ist, dafs sie bei der Schreibung von Namen durch die Menge einzelner Hieroglyphen gefördert waren. Sie schrieben, um noch ein Beispiel zu geben, die Geschichte während zehn Regierungsjahre des Königs Chimalpupuca in folgender Weise: links in einem länglich von oben nach unten sich erstreckenden Oblongum waren in zehn Fächern unter einander die Jahre des Cyclus geschrieben. Der Name des Königs stand rechts daneben und war durch eine Linie mit dem ersten Jahresfelde verbunden. Diese Linie erinnert nun aber wieder ganz an die Linien der Nordamerikaner. Wieder weiter nach rechts drückten Schild und Pfeile die Eroberung der Städte Tequixquiac und Chalco aus, deren Namen abermals daneben geschrieben war. Neben dem zehnten Jahresfelde steht wieder Chimalpupuca und ist ebenfalls durch eine Linie mit jenem verbunden; es ist sein Todesjahr. Rechts gegenüber die Figur eines Mannes, der etwas in der Hand hält und durch eine Linie mit der Stadt Chalco verbunden ist, bezeichnet die Empörung dieser Stadt. Zwischen diesem Manne und dem Königsnamen sieht man vier Kähne und fünf Köpfe: die Empörer hatten vier Fahrzeuge zerschlagen und fünf Mexikaner getödtet. Ist Das nicht in derselben Weise geschrieben, wie wir oben das Jagdabenteuer aufgezeichnet fanden durch einen Bären und Fische?

Selbst der Vorzug der genauen Zeitbestimmung kommt

den Mexikanern nicht so unbedingt vor den nordamerikanischen Wilden zu, indem hier schon ein Analogon sich findet. In Virginien fand man auf, in Tempeln bewahrten, Häuten von den Priestern einen Kreis gezogen und in 60 Theile getheilt. Dieses Volk hatte einen Cyclus von 60 Jahren. In jedes Feld wurden die Ereignisse eines Jahres gezeichnet. Aehnlich stellten die Mexikaner ihre 52 Jahre in einem Kreise zusammen und schrieben die Ereignisse daneben. So sah man in Virginien in einem Felde eines solchen Kreises das Bild eines feuerspeienden Schwans, um die erste Ankunft der Europäer anzudeuten, deren Farbe, Reiseweg und verderbenbringendes Geschütz dadurch bezeichnet war. Wodurch man erkannte, welches Feld das erste sei, weiſs ich nicht. Bei den Mexikanern wurde eine in ihren Schwanz beiſsende Schlange um den Jahreskreis gezeichnet, welches Bild an ähnliche bei Aegyptern und Persern erinnert. Der Kopf dieser Schlange bezeichnete das erste Feld. Während aber in Virginien das Jahr selbst nicht durch eine besondere Hieroglyphe bezeichnet wurde, sondern die Lage des Feldes die Zahl andeutete, so hatten, wie wir sahen, die Mexikaner wirkliche Bezeichnung der Jahre, die für sich selbst, auch abgelöst aus dem Kreise, deutlich erkannt wurden*).

Es ist endlich noch daran zu erinnern, daſs in einigen mexikanischen Handschriften sich Zeichen finden, deren Bedeutung unbekannt ist. Es scheinen wirkliche Zeichen zu sein, nicht Bilder von Gegenständen. Es sind unregelmäſsige Felder, in denen Linien und Punkte in mannigfachster Form sich finden. Neben und zwischen diesen Feldern sieht man kurze Linien, einfach oder zwei und drei über einander und Punkte daneben. Wir müssen sie wohl für Zeichen ansehen, und hierauf besonders beruht unsere Bemerkung in der Clas-

*) Gelegentlich sei hier noch einer Uebereinstimmung der mexikanischen Schreibweise mit der nordamerikanischen gedacht. In jener wird nämlich der hohe Rang der Person oft durch eine gröſsere Nase bezeichnet; oben fanden wir Aehnliches mit dem Schnabel eines Adlers als Totem eines Häuptlings.

sification; doch fürchten wir nicht, dafs die Kenntnifs dieser Zeichen uns eine andere Ansicht von der mexikanischen Schrift geben würde, als wir den obigen Thatsachen entnommen haben. Es sind jedenfalls ideographische Zeichen, die den malend-gruppirenden Charakter dieser Schrift nicht verändern, wie auch die Zahlzeichen. Wir sollten sie darum nur isolirte Bilder nennen. Ihre Vereinzelung ist aber nicht durch eine sondernde Thätigkeit des Verstandes ausgeführt worden — dann hätten sie gewifs zu weitern Auflösungen der Bilder in einzelne Elemente, der Sprache analog, geführt und zur Wortschrift hingeleitet; sondern es sind Bilder für Dinge, die nun einmal ihrer Natur nach nicht anders als vereinzelt aufgefafst werden können, weswegen ihre Vereinzelung nicht beachtet wurde und nicht zu weiterer Thätigkeit anreizte. Die Beachtung solcher Zeichen ist darum für die mexikanische Schrift an sich weniger wichtig; wir hoben sie aber hervor, als ein sich von selbst darbietendes Moment, welches uns den Fortschritt der entwickelten Schriften gewissermafsen erklärlich macht. Wir sehen hierin die Anleitung der natürlichen Verhältnisse zur Wortschrift.

Eben darum scheinen uns solche, von selbst gebotene, Zeichen wichtiger noch als Folgendes, welches die Halbcivilisation veranlafste. Wir bemerkten oben, dafs die Bilderschrift keinen Unterschied mache zwischen wirklichen, vergangenen oder gegenwärtigen, und blofs gedachten, geforderten Dingen. Der Wilde kommt zu wenig in den Fall etwas zu fordern. Wo aber ein staatliches Zusammenleben vorhanden ist, wie in Mexiço, da gibt es Gesetze. Auch sie werden geschrieben, aber durch ein besonderes Zeichen, ein Amulett, als nichts Thatsächliches ausgezeichnet, so dafs wir hier in gewissem Sinne ein Moduszeichen für den Imperativ oder Optativ haben. Nur soll eben das Zeichen nicht auf eine sprachliche Form, sondern auf ein Sachverhältnifs hinweisen. Darum ist auch Dieses für eine weitere Entwicklung und Erhebung der mexikanischen Schrift unwirksam geblie-

ben; doch kann man sich vorstellen, wie durch recht viele solcher Zeichen der Geist eines Volkes wohl Anregung zu einer ganz andern Auffassung der Schrift finden konnte.

Bei Schriftarten, die blofs den Stoff, nicht die Gedankenform, beachten, läfst sich vermuthen, dafs die blofse Farbe an sich bedeutungsvoll würde. Nur einen solchen Fall haben wir kennen gelernt, oben bei der Bezeichnung der mexikanischen Zahlen 10 und 15. Ganz wesentlich aber wird die Farbe bei den Knotenschnüren, wo Zahl, Verschlingung und Farbe der Knoten sprechen müssen. Diese peruanischen Quippus sind aber rein conventionell, verabredete, an sich sinnlose Zeichen, und sind darum wohl die unvollkommenste Schrift, obwohl künstlicher, und insofern höher, als die malende. Näheres über ihren Gebrauch wissen wir nicht.

Wenn wir schliefslich auf das Verhältnifs der nordamerikanischen und mexikanischen Bilderschrift zur Sprache hinblicken, so könnten wir in dem wesentlichsten Merkmale jener, dafs sie nämlich ganze, unzerlegte Vorgänge vor die Anschauung führt, insofern das Abbild der Sprachen dieser Völker erkennen, als auch in diesen der Satz nicht durch selbständige Wortelemente, sondern durch ein langes zusammengesetztes Wort gebildet wird, so dafs jeder Anschauung eines Vorganges ein Wort entspricht. Bedenken wir aber, dafs die Bilderschrift nicht blofs in Amerika heimisch ist, dafs sie überhaupt eigentlich in gar keinem Verhältnifs zur Sprache steht, so werden wir wohl allgemeiner und blofs negativ sagen müssen: wie alle jene Völker in ihren Sprachen das Element der Form vernachlässigt haben, so ist es auch in ihrer Schrift geschehen. Hatten sie einmal ihre Sprache formlos gebildet, so fanden sie auch in ihr keine Anregung zur Betrachtung der Form und der Gliederung des Gedankens*).

---

*) Was Humboldt in der Abh. „über die Buchstabenschrift“ (S. 179. ff.) rücksichtlich des Verhältnisses der amerikanischen Sprachen zum Mangel an Buchstabenschrift sagt, enthält neben einzelnen vortrefflichen Sätzen sehr viel, das einer durchgreifenden Modification bedürfte, wenn es richtig sein soll.

Lautschrift.

Aegypten ist der classische Boden der Inschriften und der Schrift. In keinem Lande sind jene so häufig, so umfangreich, so mannigfach an Inhalt, so fast eigentliche Literatur gewesen, wie hier; und die ägyptische Hieroglyphenschrift zeigt uns den ganzen Weg, den der Geist in seinem Streben, das geflügelte Wort festzubannen, genommen hat. Es lag nämlich im conservativen Charakter der Aegypter, jede Stufe der Schriftentwicklung vom wirklichen Bilde an festzuhalten und selbst dann noch nicht aufzugeben, als sie schon die höchste, ein eigentliches Alphabet, errungen hatten. Diese Stufen liegen in der Hieroglyphenschrift neben einander und lehren uns die Geschichte der letztern, wie wir die Bildungsgeschichte der Erde aus dem Stoffe der verschiedenen Schichten oder Lagen erkennen. Sie ist eine heilige und prächtige Schrift. Daneben bestand die hieratische, eine aus den Hieroglyphen gebildete Cursiv-Schrift. Die demotische, eine fernere Abkürzung entstand um die Zeit des Psammetich und unterscheidet sich von jenen beiden principiell in keinem Punkte, stellt aber einen andern Dialekt dar.

Die chinesische Schrift ist bei weitem nicht so vollkommen entwickelt, wie die ägyptische; aber so weit sie es ist, zeigt sie ähnliche Erscheinungen, so dafs wir hierin nicht nur eine Bestätigung für die Richtigkeit unserer Auffassung der einen wie der andern finden, sondern uns auch darum für berechtigt halten zu der Annahme, dieser gemeinsame Gang der Entwicklung sei ein der menschlichen Natur nothwendiger gewesen.

In diesen Schriften weht ein ganz anderer Geist, als in denen, die wir oben besprochen haben. Diese sind Nothwerke, Erzeugnisse des Bedürfnisses, erfunden zur Erreichung kleiner Lebenszwecke, zur Befriedigung kleiner Eitelkeit, in niedrigem Aberglauben, immerhin auch zur Aufbewahrung von geschichtlichen Thatsachen, denen nur so wenig geistige Bedeutung

innewohnt. Der Ausgangspunkt der chinesischen und ägyptischen Schrift ist ein von den Räthseln des Alls tief bewegtes religiöses Gemüth, ist philosophische Speculation. Die Schrift wurde bei den Aegyptern gesucht zum Ruhme der Götter, zum Schmucke der Tempel, zum Preise grofser Thaten; von dem Chinesen Fo-hi als Symbol für die metaphysischen Principien.

Wegen der gröfsern Geistes- und Gemüthstiefe dieser Völker ist ihre Symbolik viel bedeutsamer, nicht blofs dem Grade, sondern der Art nach verschieden. In Amerika wollte man malerische Darstellung von wirklichen oder vorgestellten Vorgängen. Weil sich aber nicht Alles unmittelbar malen läfst, so mufste man Umwege machen, und manches Bild und Zeichen stellte nicht einfach dar, sondern erinnerte an das Darzustellende. Es liegt darum hier oft eine Künstelei vor. Die Knotenschnüre gar, mit ihren nicht blofs an Zahl geringen, sondern noch mehr an eigentlicher Bedeutung leeren Modificationen, setzten gewifs eine sehr bestimmte, auf gewisse Fälle sich erstreckende Verabredung voraus. Der Aegypter dagegen, wie Humboldt (Zusammenh. d. Schrift S. 37.) bemerkt, „suchte nicht Zeichen für Wörter, nicht einmal für Begriffe, noch weniger malerische Darstellungen für etwas Vergangenes, ging mithin nicht von dem zu Bezeichnenden, sondern vielmehr in der nach Symbolen suchenden Geistesstimmung von dem Bilde aus zu dem Gedanken, und endlich dem Worte über. Mochte Dies auch nicht immer geschehen, so machte es doch offenbar einen wesentlichen und den charakteristischen Theil des Hieroglyphensystems aus. Dem symbolisirenden Geiste war die ganze Natur eine grofse Hieroglyphe; jeder Gegenstand forderte ihn auf, einem in demselben angedeuteten Begriffe nachzuforschen. Das Erste in seiner Vorstellung war daher „das Bild“, und aus ihm ward der Begriff gezogen. Die weifsen und schwarzen Federn des Ibis lehrten den Aegypter „den Begriff des halb Offenbaren und halb Ungesehenen, worauf man ohne das Symbol wohl schwerlich gekommen wäre“ (das. S. 38.). Ich glaube, es ist bei

uns allgemeines Sprachgefühl, Zeichen und Symbol so zu scheiden, daſs wir bei jenem an einen äuſserlichen, willkürlich gemachten, Zusammenhang mit dem Bezeichneten, beim fremden Worte an tiefere Mystik, an tiefe Gedanken erinnert werden. Demgemäſs kann man wohl sagen, der Amerikaner habe künstlich übertragene Zeichen, welche lediglich der Schrift gehören, zum Behufe derselben gemacht sind. Bei den Aegyptern lag ursprünglich schon das Symbolische in dem abgebildeten Gegenstande selbst. Wie in den Religionen die natürlichen Erscheinungen die Götter zu bilden anregten, so veranlaſste auch die Natur die schriftlichen Symbole. — Der phantasielose, abstracte Chinese lieſs sich durch die 64fache Combination von 6 unter einander laufenden Linien, deren jede entweder ganz oder gebrochen war, zu 64 Principien des Alls führen. Wenn nun auch der Zusammenhang dieser Kuas mit den eigentlichen Schriftfiguren dunkel ist, so zeigt doch auch die Bildung der letztern in so vielen Fällen das Streben, das tiefste Wesen des zu Bezeichnenden auszudrücken, wobei sich vorzüglich seine ethischen Anschauungen aussprechen.

An den ägyptischen Gebäuden finden sich auch malerische Darstellungen, die zwar von der eigentlichen Hieroglyphenschrift sowohl ihrem Wesen nach, als auch im Raume streng geschieden sind, dennoch aber andererseits nicht mit den griechischen und unsern Gemälden und Reliefs zusammengestellt werden können: insofern die Absicht der Erzählung und Mittheilung vielleicht mindestens eben so sehr in ihnen bemerkbar ist, als die der bloſsen Darstellung. Beide Absichten scheinen in ihnen noch vereint, ihr Gegensatz noch unentwickelt. Wir können in ihnen die Stufe der amerikanischen Schrift wiederfinden und in ihrer Anwendung neben der Hieroglyphenschrift den schon erwähnten conservativen Charakter der Aegypter erkennen. Sie stellten religiöse Handlungen, Mythen, auch geschichtliche Begebenheiten bildlich dar und schmückten heilige und weltliche Bauwerke. Durch das Entstehen der eigentlichen Schrift wurden jene Darstellungen, die ursprünglich gewiſs malende Schrift waren, von selbst

6*

mehr in die Bahn der eigentlichen Kunst getrieben; und daſs sie sich nicht zur vollkommnen Reinheit der Kunst erhoben, mag wohl an dem Ernste der Aegypter gelegen haben, dem das Wohlgefallen an der bloſs schönen, zwecklosen Darstellung, dem heitern Spiele abging.

Wir gehen also davon aus, daſs auch die Aegypter ursprünglich statt der Schrift Malerei hatten; die Chinesen hatten ursprünglich die Knotenschnüre. Schon hierin liegt die abstractere, phantasielose Richtung der chinesischen Schrift im Gegensatze zur ägyptischen ausgesprochen. Auch auf dieser Stufe, bei den Amerikanern, ist wohl der Absicht nach ein Unterschied zwischen Malerei und malender Schrift; aber diese Trennung liegt eben hier nur erst in der Absicht, ist erst, wie Hegel sagen würde, an sich vorhanden, noch nicht in der That. Ihre Schrift malt: hiermit ist die Indifferenz beider ausgesprochen.

Der erste Schritt nun, der hier zu thun ist, um aus der Malerei in die wirkliche Schrift überzugehen, ist ein höchst bedeutsamer, ein genialer, der eine neue Richtung einschlägt. Schon sogleich bei ihm nämlich ist nöthig, daſs Das geschehe, worauf das Wesen der Schrift ganz eigentlich beruht, daſs von dem darzustellenden objectiven Inhalte abgesehen und die Aufmerksamkeit auf die sprachliche Form des Gedankens gewendet werde. Hiermit ist sogleich der Boden der Anschauung, der Sinnlichkeit und ungegliederten Totalität verlassen. Man betritt das Reich der einzelnen gesonderten Vorstellungen, die wegen dieser Vereinzelung schon etwas Abstractes sind etwas bloſs Gedachtes (Sprache der Taubstummen S. 920—23.). Das Wort, sagen wir, i s t Vorstellung, bedeutet aber Anschauung und Begriff, weist auf diese hin. Die Anschauung ist eben so wie das Gefühl unmittelbar nicht auszusprechen, es ist das bloſse innere Abbild des Aeuſsern in seiner einfachen Ganzheit. Das Wort, die Vorstellung, ist nur ein Element, ein Glied dieses Ganzen, welches abgesondert vom Ganzen kein Dasein hat. In der Anschauung des Essens liegt der Essende, die Speise, das Gedeck und alles Dieses in be-

stimmter Bewegung in einander verflochten. Die sprachliche Vorstellung scheidet diese Elemente in den Wörtern. Die malende Schrift bleibt bei jener verflochtenen Einheit der Anschauung; ihr nächster Schritt ist der zur Auflösung dieser Einheit, womit sie in das Reich der Vorstellung, der Sprache tritt. Das Ding, wie es in dieser als für sich seiend bezeichnet wird, ebenso die Eigenschaften und Thätigkeiten für sich sind unwirklich; wirklich sind sie nur in beiderseitiger Complexion. Die malende Schrift stellt, wie die malerische Kunst, solche Complexe dar; das schreibende Bild mufs sich an jene abstracten Vorstellungen, an das Wort wenden. Diese Isolirung der Momente aus dem Complex der Anschauung, wie dieselbe durch die Aufmerksamkeit auf das Wort ideell, d. h. in der innern Schriftform vollzogen ist, offenbart sich äufserlich so, dafs die Bilder nicht mehr zu in einander verflochtenen Gruppen von Gestalten zusammentreten, sondern Bild gleichgültig neben Bild tritt. Die Totalität der concreten Anschauung wird zur Succession ihrer vereinzelten Momente. Man tritt aus dem Reiche des Raumes in das der Zeit, des Denkens.

Es ist uns ein Beispiel aus der ägyptischen Schrift aufbewahrt, das ganz auf dieser Uebergangsstufe aus der malenden Ideenschrift in die Lautschrift gebildet ist. Wir meinen die Inschrift, welche Plutarch und Clemens von Alexandrien mittheilen: ein Kind, ein Greis, ein Sperber, ein Fisch und das Nilpferd. Diese fünf getrennt neben einander gezeichneten Bilder drücken fünf Wörter aus und lassen sich wirklich lesen: Geborene, Sterbende! Gott hasset Schamlosigkeit. Der Fisch, Symbol des Hasses, obgleich ein Ding, bezeichnet eine Thätigkeit, was an die vielen Sprachen erinnert, welche Nomen und Verbum nicht scheiden. A. v. Humboldt bemerkt hierzu (Monumens I. p. 189. pl. XIII.): Pour exprimer la même idée, un Mexicain aurait représenté le grand esprit Teotl, châtiant un criminel: certains caractères placés au dessus de deux têtes auraient suffi pour indiquer l'âge de l'enfant et celui du vieillard: il aurait individualisé (d. h. in einen sinnlich bestimmten einzelnen Fall herabgezogen) l'action; mais le style

de ses peintures hiéroglyphiques ne lui aurait pas fourni de moyen pour exprimer en général (d. h. in der Abstractheit der Vorstellung) le sentiment de haine et de vengeance. Der Mexikaner hätte sogleich eine Gruppe gebildet, welche die Anschauung der Züchtigung dem sinnlichen Auge in allen ihren materialen Bestimmungen eines Thuenden, eines Leidenden und des Mittels, in ihrem sinnlichen Verhältnisse zu einander, nebst der Andeutung der Bewegung, vorgeführt hätte. Aus diesem Beispiele geht klar hervor, wie hoch die ägyptische Schrift in ihrem ersten Auftreten schon, auf einer Stufe, die noch jenseits der eigentlichen Hieroglyphenschrift liegt, über der mexikanischen steht. Man wird zugestehen, wir haben hier eine andere Gattung der Schrift.

In einzelnen Fällen kann es scheinen, als hätten auch die Mexikaner schon diese höhere Stufe gekannt. Wenn sie den sitzenden König mit seinem Namenszeichen malen, dann Schild und Pfeile, und daneben das Sinnbild einer Stadt, so liefse sich Das wohl in obiger Weise lesen: der König eroberte die Stadt. Da Dies aber nur ein einzelner Fall ist, der dem allgemeinen Charakter der Schrift, wie er in der Mehrzahl der Fälle sich zeigt, widerspricht, so bleibt es mehr als zweifelhaft, wird sogar unwahrscheinlich, dafs der Mexikaner das Bewufstsein und die Absicht gehabt habe, mit jenen Bildern getrennt drei Wörter zu schreiben. Es führt nichts eigentlich darauf, durch Schild und Pfeile die Thätigkeit des Eroberers als isolirte Vorstellung bezeichnet anzusehen und dazu den König als isolirtes Subject, die Stadt als Object anzunehmen. Das ganze Bild, wovon diese Gruppe ein Theil ist, zeigt die gewöhnliche mexikanische Schreibweise. Darum wurde wohl auch dieses nur so gefafst, dafs der König andeutete, es solle etwas berichtet werden, was unter ihm vorging. Die Waffen deuteten einen Krieg an, eine Eroberung, welche sich auf die Stadt bezog, deren Sinnbild daneben steht. Gewöhnlich wird die Eroberung durch zwei kämpfende Krieger, von denen der eine offenbar unterliegt, dargestellt; gelegentlich konnte es ja wohl einmal durch blofse

Waffen geschehen. Wir finden also hier eine Erzählung durch drei Gruppen dargestellt, die allerdings einfacher als gewöhnlich sind. In der obigen ägyptischen Inschrift dagegen ist die Beziehung jedes Bildes auf ein Wort unverkennbar, denn als Bilder herrscht zwischen ihnen keine Beziehung.

Genau genommen aber dürfen wir auch in dieser Inschrift noch nicht Wortschrift anerkennen; hier ist vielmehr erst Vorstellungsschrift, also noch immer Bedeutungsschrift, noch nicht Lautschrift: insofern man zwar nicht mehr die totale Anschauung, aber auch noch nicht die Sprache in ihrer eigenthümlichen Natur, sondern nur erst die partiale Anschauung bezeichnete. Eine solche enthält immer noch viel mehr concrete, sinnliche Elemente, stellt viel mehr einen einzelnen augenblicklichen Fall dar, als die allgemeine sprachliche Vorstellung. Diese Schrift gibt uns ein Bild, also nur ein Individuum mit seinen zufälligen Bestimmtheiten, während das Wort für dasselbe nicht mehr ist als der leere Punkt, an den sich alle möglichen Prädicate des bezeichneten Dinges anknüpfen lassen. Das Wort Kind ist das leere Band aller Prädicate des Kindes. So steht das Wort als Vorstellung in der Mitte zwischen der Anschauung einerseits, der immer nur der beschränkte einzelne Fall, die besondere augenblickliche Lage eines Dinges gehört, und dem Begriff andererseits, welcher die wesentlichen Momente in sich schliefst. Es ist zwar frei von den zufälligen Bestimmungen der Einzelheit, aber auch leer an wirklicher Erkenntnifs, reine Möglichkeit zur Aufnahme von Bestimmungen, welche es in seinem Prädicate erwartet. Ganz leer ist allerdings auch die sprachliche Vorstellung nicht; sie ist nicht reines Nichts, ein mathematischer Punkt. Denn entweder hebt der Laut onomatopoëtisch irgend ein sinnliches Merkmal hervor, oder auf höherer Stufe greift der sprachbildende Geist aus den vielen möglichen Prädicaten, nicht ohne Willkür, eins heraus — wie bei Kind das Erzeugte — um dieses als Grundlage für alle übrigen, als Substanz, hinzustellen. Von dieser sprachlichen Eigenthümlichkeit stellt das schreibende Bild nichts dar; es geht nicht

bloſs seinen eigenen Weg in der Kennzeichnung der Sache, sondern nimmt auch zu viel aus der sinnlichen Anschauung mit auf und beschwert dadurch das Denken mit überflüssiger sinnlicher Last.

Diese Vorstellungsschrift führt nun allerdings in der Hieroglyphenschrift, wie in der chinesischen nicht mehr die Alleinherrschaft; aber sie ist in beiden noch als Element und übt vorzüglich die malerische Wirkung, die beiden, besonders der erstern angehört. Zu diesem Charakter ihrer äuſsern Form kommt nun als der der innern ihre durchweg symbolische Natur. Denn es muſs schon sogleich das wirkliche Bild als Symbol der Vorstellung gelten, eben so wie die Onomatopöie. Denn in dieser Vorstellungsschrift ist ja zwischen dem Bilde und der bezeichneten Vorstellung eine viel gröſsere Entfernung als zwischen dem Bilde der Amerikaner und ihrer bezeichneten Anschauung. Zwischen diesen herrscht Congruenz, zwischen jenen in Wahrheit kaum eine gewisse Aehnlichkeit. Das Bild des Kukuks verhält sich zur Vorstellung von diesem Vogel nicht anders als dieses Wort Kukuk. Hieran schlieſsen sich die eigentlichen Uebertragungen, Symbole, an denen die Hieroglyphen so ungemein reich sind. Endlich aber entsprechen sich Hieroglyphe und Wortbildung darin, daſs wie diese ein Prädikat zur Benennung der Substanz verwenden, jene aus dem ganzen Bilde nur ein Glied, das gerade wesentliche, herausheben: statt einer ganzen menschlichen Figur werden bloſs die Arme, die Beine gezeichnet. Auch in dieser Beziehung zeigt sich die Ueberlegenheit der ägyptischen Hieroglyphe über die mexikanische. Jene gibt den charakteristischen Theil statt des Ganzen; diese gibt oft das Ganze um ein Glied verstümmelt, weil dieses gerade nicht nöthig ist. Wie unförmlich aber wird ein armloser Rumpf! Hier ist kein Symbol, sondern eine geschmacklose Abkürzung. Die demotische und chinesische Schrift gehen nun noch einen Schritt weiter. Indem sie nämlich das Bild in eine bloſse Figur umbilden, geschieht etwas dem Aehnliches, was in der Sprache vorgeht, wenn im Laufe der Zeit die Etymologie des Wortes

vergessen und der Laut ein an sich bedeutungsloses Zeichen der Vorstellung wird. Für unser Bewufstsein ist der Laut Kind nicht mehr als die chinesische Figur für den Chinesen; nur das Organ der Wahrnehmung ist verschieden.

Zusammenhängende Sätze in dieser Vorstellungsschrift geschrieben werden sich wohl nicht leicht finden. Darum ist die oben angeführte Inschrift so bemerkenswerth. Sie beweist, dafs man in einer gewissen Urzeit wirklich einmal so in Aegypten geschrieben hat. Es fehlt übrigens nicht an andern Spuren. Die Titel der Könige sind vielfach in derselben Weise geschrieben. So sieht man z. B. die Sonne (ein Kreis mit einem Punkt), eine Mauerzinne (ein Parallelogramm, dessen oberer Rand gezackt ist) und den Käfer und liest Dies: der König Befestiger der Welt*). Untermischt aber mit Lautzeichen sind diese Bilder vielfach in Gebrauch als Vorstellungszeichen.

Schon rücksichtlich dieser Vorstellungsschrift tritt zwischen der chinesischen und ägyptischen Schrift ein Unterschied auf. Sie ist nämlich in jener, man darf vielleicht nicht sagen mehr, sondern nur anders entwickelt, mit Rücksicht auf innere und äufsere Form; sie ist, wie wir es vielleicht am besten nennen, explicirter. Bleiben wir zunächst nur bei der ganz sinnlichen Vorstellung stehen, so kann schon diese nicht immer einfach bildlich dargestellt, sondern mufs umschrieben werden. Es reichen aber auch Metaphern, Zeichnung des Theils für das Ganze, des Werkzeugs für das Werk, der Ursache für die Wirkung nicht aus. Einfache Bilder wollen nicht genügen; so greift man zur Vereinigung mehrerer, um eine Vorstellung zu bezeichnen. Wie sollte z. B. Honig durch ein einfaches Bild dargestellt werden, ohne dafs Mifsverständnisse eintreten könnten? Der Aegypter wählte in dieser Absicht die Biene und ein Gefäfs. Durstig wurde geschrieben durch ein laufendes Kalb und Wasser (Champollion, Grammaire égyptienne p. 57.). Diese Schreibweise ist jedoch für Substantiva

*) Lepsius, Lettre sur l'Alphabet hiéroglyphique p. 25. Aus dieser, allerdings schon 1837 erschienenen Schrift wird man neben Champollions Werken auch wohl heute noch die beste Belehrung über das Wesen der ägyptischen Hieroglyphenschrift gewinnen. Vgl. auch das ausgezeichnete Werk von Bunsen, Aegyptens Stellung, Thl. I.

und Adjectiva selten angewandt, jedoch häufig genug für Verba. Der Grund hiervon liegt wohl nur in der äufsern Form der Schrift. Denn wenn vielfach eine Vorstellung durch zwei oder drei Bilder geschrieben worden wäre, so wäre unfehlbar die Schwierigkeit entstanden, dafs man nicht gewufst hätte, wie man die Bilder auf die Vorstellungen vertheilen solle, da man kein Mittel hatte, die Zusammengehörigkeit der Bilder und ihre Getrenntheit anzudeuten. Jedes besonders dazu verwandte Zeichen aber würde durch seine einförmige Wiederkehr die malerische Wirkung dieser Denkmälerschrift geschwächt haben. Dieser Uebelstand fällt bei der Darstellung der Thätigkeiten weg; denn indem man hier einen Menschen oder blofs die Arme desselben zeichnete, welcher eben die zu bezeichnende Thätigkeit ausübt, oder der das Werkzeug dazu in der Hand hält, oder überhaupt die erforderliche Stellung und Haltung des Körpers hat, war die Einheit oder Zusammengehörigkeit mehrerer Bilder leicht erreicht. So schrieb man z. B. schenken, opfern durch einen Arm, ein Weingefäfs haltend; führen, leiten durch einen Arm mit einer Peitsche; züchtigen durch einen aufrechtstehenden Mann, der einen hingestreckten oder knieenden schlägt; machen, bilden durch einen sitzenden Mann, der aus Thon ein Gefäfs dreht; säugen durch eine Frau, welche ein Kind an der Brust hält. Es werden jedoch einige Thätigkeitsvorstellungen durch zwei getrennte Bilder geschrieben: schneiden, schlachten durch Messer und Fleisch; libiren durch Vase und Wasser. Diese Weise ist aber wieder selten; sie fügt sich offenbar nicht recht in das ganze System der Hieroglyphenschrift. Diese Gruppen wird übrigens Niemand mit den mexikanischen zusammenstellen wollen. Der Unterschied ist innerlich der, dafs letztere einen wirklichen Vorgang bezeichnen sollen, erstere die blofse Vorstellung; und Dies offenbart sich auch äufserlich. Der Mexikaner würde nämlich um zu schreiben: Gott züchtigt den Frevler, diese beiden Persönlichkeiten in dem entsprechenden Verhältnisse zu einander zeichnen, und in einer Gruppe das Ganze, die Anschauung dargestellt haben. Für den Aegypter ist die oben angegebene Gruppe all-

gemeines Zeichen für die abstracte Thätigkeitsvorstellung des Züchtigens, zu der er in jedem besondern Falle das besondere Subject und Object getrennt daneben zu zeichnen hat.

Da also solche Gruppen in den Hieroglyphen selten sind, so liegt die ägyptische Symbolik bei weitem mehr und nach ihrer eigenthümlichen sinnvollen Weise in den einfachen Bildern. Bei den Chinesen im Gegentheil, deren Bilder früh Figuren wurden, waren die Zusammensetzungen leicht und sehr beliebt. So hatten sie ein Mittel, die Vorstellungen nach den ihnen inwohnenden Momenten zu bezeichnen, sie definitionsmäſsig analytisch darzustellen. Sie legten in ihrer Schrift poetische Anschauungen, metaphysische und ethische Ansichten nieder. Sie schrieben z. B. Thräne durch Auge und Wasser; fürchten durch Herz und weiſs; Zorn durch Herz und Sclave; Charakter, angeborenes Wesen durch Herz und geboren; Vorstellung, Meinung durch Herz und Ton; lieben, bedenken durch Herz und verbergen. Sogar drei Figuren werden vereinigt: Strafe wird geschrieben durch Verbrechen, Wort (Richterspruch) und Schwerdt (Execution). So finden sich die Ansichten der Chinesen über die natürlichen und sittlichen Verhältnisse der Welt in ihrer Schrift wieder. Nach den sprachlichen Etymologieen mag es kaum eine reichere und tiefere Quelle für vergleichende Völkerpsychologie geben, als diese Combinirung und Symbolik der Schriftfiguren. Dies auszuführen ist hier nicht unsere Aufgabe; wir haben nur den allgemeinen Standpunkt dieser Vorstellungsschrift zu bezeichnen, nicht in seinen Einzelheiten darzulegen. Wen diese anziehen, können wir auf die geistvollen Arbeiten Piper's verweisen: „Bezeichnungen des Welt- und Lebensanfanges in der chinesischen Bilderschrift."

Diese Vorstellungsschrift lehnt sich nicht an die Sprache, sondern läuft neben ihr her. Ihre Bilder und Figuren bezeichnen wohl Dasselbe wie das Wort, aber nicht das Wort; sie haben an sich selbst einen anderen Inhalt. Wir haben hier zwei Vorstellungsreiche neben einander, und nicht bloſs Dies, sondern die Begränzung der in beiden ausgedrückten Anschauungen und Begriffe fällt nicht immer zusammen; jedes von beiden hat seine eigene Symbolik und, so zu sagen, seine

eigene Synonymik. Wie niemals zwei Wörter aus verschiedenen Sprachen sich vollständig dem Inhalte und Umfange ihrer Bedeutung nach decken, so auch nicht das ägyptische und chinesische Wort und Schriftbild. Dies ist nun der Punkt, weswegen man die Vorstellungsschrift eine Art Sprache genannt hat. Es ist richtig, wenn Humboldt bemerkt (Zusammenhang d. Schr. S. 23.): „Fand nun die ägyptische Hieroglyphenschrift in der Welt, aus der sie ihre Zeichen entlehnte, feste und unveränderliche Bedingungen und einen auf ganz andern Gesetzen, als welche das System der Sprache im Denken befolgt, beruhenden Zusammenhang“ — was nach dem Obigen auch auf die chinesische Schrift paſst — „so ist die wichtigste Frage die, welches System sie in der Bezeichnung der Begriffe befolgte, um diese Verschiedenartigkeit zu verbinden und zu dem letzten Ziel aller Schrift zu gelangen, Zeichen, Laut und Begriff schnell, sicher und rein zu verknüpfen?“ — Dies ist richtig und die Beantwortung dieser Frage haben wir uns im Vorigen wie im Folgenden vorgesetzt; aber wir können es nicht billigen, wenn H. aus der dargelegten Natur der Vorstellungsschrift folgert, daſs (das. S. 34.) „sie wirklich eine eigene gedachte und geschriebene Sprache war,“ da uns vielmehr daraus nur hervorzugehen scheint, daſs die sichtbaren, äuſsern Zeichen jener Schriftarten nicht eigentlich die Sprache, sondern zunächst nur gewisse der Schrift ganz eigenthümlich angehörende Vorstellungen und erst mittelbar durch diese die Rede, kurz, daſs sie diese bestimmte innere Schriftform bezeichnete, welche allerdings in China und Aegypten eine ganze, der Schrift gehörende Weltanschauung umfaſste. Auch hier zeigt also Humboldt, daſs er die innere Schriftform nicht abgeschieden festhalten konnte. Wenn ihm das innere Alphabet mit dem Articulationsgefühl verschmolz, so verwandelte sich ihm hier die innere Form der Vorstellungsschrift in ein ganz fremdartiges Wesen, in eine Art Sprache.

Wir haben jetzt den Uebergang von der Vorstellungsschrift zur Lautschrift darzulegen. Dieser wurde jedenfalls durch folgende Eigenthümlichkeit der Sprache befördert, wel-

che gewissermafsen dazu einlud. In einer Sprache, wie die chinesische, welche so arm an Lautgebilden ist, dafs sie nur etwa 450 einsylbige Wörter besitzt, ist es nicht zu umgehen, dafs eine Lautform, ein Wort mehrere, ja sogar viele, ganz verschiedene Bedeutungen habe. Wie es sich in Wahrheit mit dieser Thatsache verhalten mag, haben wir hier nicht zu erörtern; um sie aber vielleicht richtiger auszudrücken, könnten wir sagen, dafs das chinesische Ohr ursprünglich wohl niemals tausend Wörter unterschied, so dafs wenigstens unter allen Umständen die Thatsache bestehen bleibt, dafs für das Ohr der Chinesen zu allen Zeiten viele Bedeutungen sich in einem Laute begegneten. Aber auch in dem reichen Sanskrit findet sich diese Erscheinung der Homonymie, nur in ungleich schwächerem Grade; doch drei oder vier Bedeutungen hat auch hier mancher Wurzellaut — und in welchem Sprachstamme möchte Dies nicht der Fall sein? Auch im Aegyptischen war es so, zumal da man die den Consonanten inwohnenden Vocale nicht beachtete. Nun haben wir heute leicht sagen, dafs dieser Umstand dazu führte, ein Bild mit Absehung von Dem, was es darstellt zum blofsen Zeichen eines ganz andern Gegenstandes zu machen, dessen Namen oder Wort eben so lautete, wie der Gegenstand des Bildes, also ein Bild als inhaltsleeres, abstractes Lautzeichen ohne Rücksicht auf die mannigfache Bedeutung dieses bezeichneten Lautes zu verwenden. Hierin läge der aufserordentliche Sprung von der Bedeutungsschrift zur Lautschrift — aber ein Sprung, der eine so starke Abstractionskraft voraussetzt, eine solche Uebung im Loslösen des Lautes von der Bedeutung, (und zwar eine um so gröfsere, als man durch das Bild immer so stark auf die Bedeutung hingewiesen wurde), dafs man nicht begreift, wie jene Völker sie plötzlich erlangt haben sollten, da sie ursprünglich immer nur die Vorstellung, nicht das Wort, bei ihrer Schrift im Sinne hatten. Hier nur kurzweg vom Homonymprincip reden, heifst einer vorliegenden Thatsache einen Namen geben, aber nicht dieselbe erklären. Die Kluft zwischen den beiden Hauptclassen der Schriften ist zu grofs, als dafs er sich ohne Wei-

teres begreifen liefse; wir verlangen eine Brücke, eine Mittelstufe, und diese scheint mir in der That gegeben in den Fällen, wo die Gleichheit des Lautes zweier Wörter mit einer verwandtschaftlichen Beziehung ihrer Bedeutung zusammentrifft. Wenn z. B. das Bild eines Uhu, eines Nachtraben zuerst diesen Vogel, der ägyptisch ba hiefs, und dann die Seele, ebenfalls ba gesprochen, bezeichnet, so war wohl die Beziehung der Vorstellungen — denn wie sollte man die Seele malen? — das ursprünglich mafsgebende; die Gleichheit des Lautes mufste sich aber wohl sehr bald aufdrängen. Wenn ferner gesagt wird, dafs der Geier wegen seiner vorzüglichen Liebe zu den Jungen für Mutter, mu, geschrieben worden sei, so mag Das wohl richtig sein, und in dem hebräischen Namen rācham liegt vielleicht etymologisch eine sehr ähnliche Beziehung; es ist aber auch schon vermuthet worden, dafs der Geier ägyptisch, wie die Mutter, mu hiefs und von der im Koptischen erhaltenen Wurzel mo stamme, welche nehmen bedeutet; sodafs hier eine ähnliche Anschauung zu Grunde läge, wie bei accipiter — obwohl mir nach Pott die Ableitung von accipere zweifelhaft scheint — und bei unserm Geier, zusammenhängend mit Gier. Die Gans steht, wie man sagt, ebenfalls wegen der Mutterliebe, für Sohn; Beide mögen aber auch den gleichen Laut schar gehabt haben. Am schönsten liegt ein solches Zusammentreffen von Laut- und Bedeutungsgleichheit in wahren Etymologien vor, wo die Gleichheit des Lautes nicht zufällig ist, sondern durch die der Bedeutung erzeugt. Dies mag der Fall sein, wenn das Bild eines sprossenden Keimes für jung, Kind und gebären gebraucht wird, welche alle mas gesprochen wurden. Wenn das Präfix zur Bildung von Ordnungszahlen: mah, und mah, anfüllen mit gleichem Bilde geschrieben wurde, so mag hier ebenfalls die richtige Etymologie leitend gewesen sein.

Wie es nun aber in der Natur der Sprache liegt, dafs die etymologischen Gründe der Wörter vergessen werden, so geschieht es auch in der Schrift mit den Gründen der metaphorischen Verwendungen der Bilder. In demselben Verhältnifs

aber, als in den obigen Fällen die Aufmerksamkeit auf den Grund der Uebertragung der Bilder abnahm, wuchs die auf den Laut, und so gewann man erst eigentlich mit dem Nachdenken über diese Lautverhältnisse Lautbilder. Wenn der Korb, neb, für Herr, neb, gesetzt wird, so war hier ursprünglich wohl eine Vorstellungsmetapher; diese trat in den Hintergrund, die Lautgleichheit drängte sich dem Bewufstsein auf, und nun wurde der Korb auch für das unbestimmte Fürwort neb, jeder, alles, gezeichnet. So gewöhnte man sich dann in dem Bilde weniger den Gegenstand, als den Laut zu sehen und die Vorstellungsschrift ward im Geiste der Aegypter zur Wortschrift. Man fing an einen Gegenstand durch ein Bild zu schreiben, blofs weil beide im Worte sich begegneten. Aus der chinesischen Schrift lassen sich für die dargelegte Entwickelung zahlreiche Beispiele nehmen; denn der gröfste Theil der chinesischen Schriftfiguren ist nach diesem Principe der Lautgleichheit gebildet. Wir kommen bald hierauf zurück.

Im Chinesischen sind alle Wörter einsylbig; aber auch im Aegyptischen ist der Stamm des Wortes gleichlautend mit der einsylbigen Wurzel. Die Wortschrift würde also sogleich Sylbenschrift sein. So schrieben die Aegypter den Namen eines fremden Fürsten rein syllabarisch Sa-pe-sche-ro durch vier Bilder, von deren gegenständlicher Bedeutung gänzlich abgesehen wurde*). Ebenso verfahren die Chinesen. Jedoch weder Diese noch Jene bildeten sich eine vollständige syllabarische Schrift aus, d. h. eine Schrift, die so viele Zeichen gehabt hätte, wie die Sprache Sylben hat. Dagegen liefert uns die japanische Schrift ein schönes Beispiel einer Sylbenschrift. Die Sprache der Japanesen ist nämlich aus nur 47 Sylben zusammengesetzt. Ihre Wörter sind natürlich meist mehrsylbig, und ihre Sylben bestehen blofs aus einem anlautenden Consonanten mit auslautendem Vocal. Als die Japanesen chinesische Schrift kennen lernten, entlehnten sie aus ihr für jede ihrer 47 Sylben ein Zeichen, vereinfachten dieselben noch und erhielten

*) Lepsius, das. p. 35.

so eine äufserlich sehr bequeme Schrift. Aber eben nur eine phonetisch so unentwickelte Sprache läfst sich mit einem solchen Syllabar schreiben; und indem sie es zuläfst, begünstigt sie ebensowohl die Bildung desselben, als sie den Trieb zur weitern Auflösung der Laute einschläfert. Die höher organisirte ägyptische Sprache, mit Sylben in den mannigfachsten Formen, hätte ein sehr unbequemes, weil an Zeichen sehr zahlreiches Syllabar erfordert; Dies hätte sogar für das Chinesische gegolten.

Indessen ist es gar nicht dieser Umstand, die Unbequemlichkeit der vielen Sylbenzeichen, welche Aegypter und Chinesen auf dem Wege zur Bildung einer syllabischen Schrift aufhielt, als vielmehr, dafs selbst das vollständigste Syllabar wegen der Vieldeutigkeit der Sylben immer noch durchaus ungenügend zu einer deutlichen Gedankenmittheilung geblieben wäre; denn jede Sylbe würde zu Mancherlei haben bedeuten können, als dafs die Lesung hätte leicht und ohne viele Mifsverständnisse von Statten gehen können. Dies gilt allerdings vorzüglich vom Chinesischen, wo manche Sylbe an 50 Bedeutungen und darüber haben mag, aber immerhin auch vom Aegyptischen, wo das Bild eines Bandes (bandelette) als Sylbenzeichen m a h, aufser dieser ihm angehörenden Bedeutung noch folgende gehabt hätte*): remplir, ceinture cubitus (l'aune), l'aile (la plume), nom d'une déesse und endlich noch das Ordinal-Präfix. Im Chinesischen bedeutet der Laut t s c h e u: kreisen und umschliefsen, Wasserwirbel, wanken und wogen, Wasserbecken, die krause Oberfläche des bewegten Wassers, Insel. Die Verwendung eines Bildes für diese Wörter — wie viel es sein mögen, wagen wir nicht zu bestimmen — wird durch die doppelte Beziehung des Lautes und der Bedeutung leicht erklärlich. Hatte man aber einmal das Bewufstsein, dafs die vorliegende Figur Zeichen des Lautes t s c h e u ist, so konnte und wollte man auch noch folgende Wörter, die ebenfalls tscheu lauten, damit schreiben: eine Pflanzenart, eine Baumart, eine

*) Lepsius, das. p. 51. 52.

Weinart, ein mythologisches Pferd, Eselin, Namen eines Thales und einer Dynastie, Seide, tief, helfen und trösten, Vogelgezwitscher und scherzen und zanken, spazieren gehen, Geschwätz, antworten. Eine chinesische Sylbenschrift, Das sieht man, war unmöglich.

Indessen bedurfte es nicht einmal dieser Vieldeutigkeit, um den ursprünglichen Schriftbildnern die Lautschrift als ungenügend erscheinen zu lassen. Es ist erst noch die Frage, in wie weit wohl jene Vielheit der Bedeutungen dem lebendigen Sprachbewufstsein gegenwärtig war und ist. Blicken wir nun auf uns selbst. Wenn wir in das Wörterbuch der deutschen, oder einer andern uns recht geläufigen Sprache sehen, so finden wir uns gewifs überrascht, wie viele verschiedene, theilweise entgegengesetzte Bedeutungen ein Wort hat. Denn hieran haben wir meist noch nicht gedacht, weil wir in der lebendigen Rede mit jedem Worte nur eine Bedeutung verbinden und nicht daran denken, dafs wir dasselbe Wort in einer andern Redeverbindung in ganz anderem Sinne genommen haben. Die Synonymik sogar ist noch älter als die Homonymik, d. h. man bemerke wohl eher, dafs zwei Wörter ungefähr Dasselbe sagen, als dafs ein Wort Verschiedenes sage. Ohne indessen hiermit der Homonymie für die Schriftbildung ihre Bedeutung absprechen zu wollen, sagen wir nur, dafs sie nicht allein, sondern dafs überhaupt die Vertretung eines Bedeutungsbildes durch ein Lautbild die Schrift undeutlich machte. Denn wir dürfen nicht unbeachtet lassen, wie fremdartig es einen Leser und Schreiber, der an reine Bedeutungsschrift gewöhnt war, berührt haben mufste, ein Bild vor sich zu sehen, das er unbeachtet lassen sollte, um, geleitet durch die blofse Vermittelung des Lauts, der gar nicht gegeben war, an etwas mit diesem Laut Verbundenes zu denken. Und war man auch schon darauf gefafst, Lautbilder zu finden, und wurde auch etwa besonders angedeutet, ob das Bild ideographisch oder phonetisch zu nehmen sei, so ist nicht zu übersehen, dafs für den Anfänger überhaupt Lautzeichen eine so gewaltsame Abstraction zu sein scheinen, dafs sie ihm nicht

leicht klar werden. Wir könnten wohl an den Kindern bemerken, dafs sie zwar schon im Stande sind eine einfache Geschichte nachzuerzählen, wenn man sie ihnen vorliest, aber nicht, wenn sie dieselbe selbst lesen.

Wir können nun drittens noch die blofse Gewohnheit, den Gegenstand eigentlich oder uneigentlich gezeichnet zu sehen, hinzunehmen, um die Erscheinung zu erklären, dafs, wenn man ein Wort durch ein für diesen Laut bestimmtes Bild geschrieben hatte, man noch das Bedeutungsbild hinzufügte. So behielt man Bedeutungs- und Lautschrift neben einander und schrieb Alles doppelt, phonetisch und ideographisch. Solche neben den phonetischen Bildern stehende ideographische nannte Champollion Determinativa und schied die der Art von denen der Gattung. Zu erstern gehören die besondern Thiere und Dinge, ein Ochs, Sonne u. s. w., welche entweder eigentlich oder uneigentlich gezeichnet wurden, indem man den Kopf des Ochsen statt des ganzen Thiers, die Sonne statt des Tages setzte; durch letztere wird die Gattung, die Classe bezeichnet, in welche der geschriebene Gegenstand gehört; z. B. der hintere Theil eines Ochsenfelles ist Gattungszeichen für alle vierfüfsigen Thiere. Ausgesprochen wurden natürlich diese Determinativa nicht.

Man mufs sich die Absichtlichkeit der Schriftbildner, ihre Ueberlegung, wie wohl die gröfstmögliche Deutlichkeit erlangt werden könne, ja nicht zu bestimmt denken. Sie schrieben in dem Drange, was sie im Bewufstsein hatten, sichtbar zu machen. Das war ein dunkler Gefühlsdrang, dessen Befriedigung der Mafsstab für die Deutlichkeit der Schrift war. Aus diesem Drange flossen gewifs die meisten Erscheinungen ganz unmittelbar; einzelne wenige mögen allerdings dadurch entstanden sein, dafs das unbefriedigte Gefühl schon mehr zum Nachsinnen auf Abhülfe anregte, ohne dafs indefs eine klare Erkenntnifs der Ursache der Unbefriedigung vorausgesetzt werden dürfte. Wir möchten in dem ganzen Verlaufe der Schriftentwicklung mehr ein Getriebenwerden, als ein Fortschreiten erkennen und in keinem Punkte mehr Absichtlichkeit

zugestehen, als z. B. bei der Schreibung einer unsinnlichen Vorstellung durch das Bild eines sinnlichen Gegenstandes unabweisbar ist. Hier liegt aber gewiſs weniger die Wirkung einer Absicht vor, als vielmehr bloſser Ideenassociation. Wegen dieser Absichtslosigkeit eben war das Festhalten am Alten so natürlich. War man durch die Sache selbst zu Lautbildern geführt worden, wie wir oben zeigten, so konnte es noch lange dauern, ehe man darauf verfiel, daſs durch dieselben die Bedeutungsbilder überflüssig geworden wären, und behielt auch diese bei. Darum scheint mir der Namen Atterminativ-Bilder insofern unpassend, als derselbe eine Absichtlichkeit andeutet, die besonders bei denen der Art gewiſs nicht vorhanden war. Die neue phonetische Schreibweise drängte sich vor; aber die Gewohnheit fügte das alte ideographische Bild hinzu. Später wurden sie vielleicht bloſs des Schmuckes wegen beibehalten. Denn dienten einmal die Inschriften zugleich zur Verzierung, so machte sich, wie wir auch noch unten in andern Fällen sehen werden, eine Schönheitsrücksicht geltend, die der Schrift als solcher fremd war. Wie mächtig aber die Gewohnheit war, und wie wenig diese Artbilder ursprünglich für das Bewuſstsein der Aegypter als Determinativa galten, sieht man an einem Beispiele, welches Champollion (Gr. p. 81.) mittheilt. Der Satz nämlich: er gebe Ochsen, Gänse, Wein, Milch, Wachs, der häufig auf Grabsteinen wiederkehrt, wird zwar meist so geschrieben, daſs den Lautbildern für die genannten Thiere und Dinge die ideographischen folgen; zuweilen aber stehen bloſs letztere (Wein, Milch, Wachs werden durch verschieden geformte Gefäſse bezeichnet).

Mit den Gattungsdeterminativen dagegen verhält es sich anders. Sie verdanken, wie mir scheint, ihre Entstehung eben so wenig einem bewuſsten Streben nach Deutlichkeit, wie die Artbilder, waren aber von vornherein das Erzeugniſs einer gewissen formellen Denkthätigkeit, welche sogleich mit der Vorstellung, wie wir sie oben als Stufe des Bewuſstseins von der Anschauung geschieden haben, auftritt. Ich vermuthe, daſs, wie es ja auch Sprachen gibt, besonders die sogenannten

einsylbigen, welche den Benennungen vorzüglich der lebenden Geschöpfe, aber auch der todten Dinge, regelmäfsig den Gattungsbegriff hinzufügen, gewifs nicht um deutlicher zu sprechen, eben so die ägyptischen Bildner der Schrift, vielleicht schon vor der Auffindung der Lautbilder, durch einen Trieb nach Bezeichnung von Kategorien, geleitet wurden, dem Artbilde das Gattungsbild beizugesellen. Da wir keine Ueberreste von rein ideographischer Schrift der Aegypter haben, so läfst sich diese Vermuthung nicht durch Thatsachen beweisen. Der Umstand jedoch, dafs wir so häufig neben der Lautbezeichnung nicht blofs das Art-, sondern auch das Gattungsbild finden; dafs ferner sogar, wo das Artbild ohne Lautbezeichnung steht, also die reine, alte ideographische Schrift auftritt, das Gattungsbild hinzugesetzt ist: (s. Champ. p. 83.) zum Löwen das Zeichen für Vierfüfsler, zur Lotusblume das Gattungszeichen für Pflanze (p. 89.), zum Bilde für Süd, Ost, West das Gattungszeichen für Gegend, Lage (p. 97,), zum Artbilde: Wasser das Gattungsbild Flüssigkeit (p. 99.): Dies macht unsere Vermuthung, dafs die Gattungsbilder älter als die Lautbilder, also gar nicht zur Deutlichkeit, sondern zur Bezeichnung einer Kategorie geschaffen sind, höchst wahrscheinlich. Wir können auch wohl noch hinzufügen, dafs wie in den oben genannten Sprachen die Determinativ-Nomina einen Ersatz oder ein Analogon für unsere Scheidung der Nomina und Verba, welche jene nicht vollzogen haben, darbieten, so dafs sie sich mit unsern Substantivendungen zusammenstellen lassen, eben so in der ägyptischen Schrift ursprünglich wohl die Gattungsbilder Zeichen für die Substanz waren, um so mehr, da in der alt-ägyptischen Sprache oft Nomen und Verbum in der Lautform zusammenfielen. Freilich finden wir dasselbe Gattungsbild oft bei Nomen und Verbum in gleicher Weise, z. B. das Bild für alles Verhafste, was sowohl auf Dinge als Handlungen sich erstreckt. Das kann indefs nicht Wunder nehmen, da ja die Gattungsbilder der Bedeutungsschrift angehören, welche, wie oben dargelegt ist, in ihren Kategorien und begrifflichen Sonderungen nicht mit denen der Sprache

zusammentrifft. Eine Kategorie wie die des Häfslichen, Schlechten gehört nicht in die Sprache. Dafs übrigens die Gattungsdeterminativa älter sind als die der Art, hat auch Lepsius (p. 60.) schon erkannt; wir möchten nur letztere überhaupt nicht als Determinativa ansehen und auch von jenen die Rücksicht auf blofse Deutlichkeit mehr fern halten. Insofern steht die Schriftbildung der Sprachschöpfung gewifs sehr nahe, wie alle jene Urthaten des Geistes, so dafs weniger ein bewufstes Zweckverhältnifs als vielmehr nur ein mehr ursächliches in ihnen anzunehmen ist.

Solche Determinativa hat auch die chinesische Schrift, nur mit dem äufsern Unterschiede, dafs in ihr Lautzeichen und Determinativ zu einer Figur zusammengesetzt werden. Ideell bilden beide Bilder auch für die Aegypter eine Einheit, und jener Unterschied zwischen der ägyptischen und chinesischen Schrift erinnert an den analogen zwischen den Sprachen, welche die grammatischen Wörter neben den Stamm setzen, und denen, welche dieselben mit dem Stamme verbinden. Um nun zu unsern obigen Beispielen zurückzukehren, so fügte der Aegypter dem Bande als dem Lautzeichen: mah, wenn es den Gürtel, die Elle, den Flügel bedeuten sollte, diese letztern ideographisch oder determinativisch hinzu; sollte es die Göttin bedeuten, so zeichnete er eine sitzende Frau daneben. Nur letzteres ist eigentliches, ursprüngliches Determinativ, Gattungsbild; die erstern Artbilder sind es nicht ursprünglich. Dafs aber der Aegypter sehr bald jedes ideographische, auch das Artbild, welches unausgesprochen neben einem Lautbilde stand, als Determinativ ansah, scheint aus der Stellung hervorzugehen, da auch die Art- wie die Gattungsbilder hinter die Lautbezeichnung treten. So würden wir uns ausdrücken, wenn sich nachweisen liefse, dafs ursprünglich das Artbild vor dem Lautzeichen stand; denn dann würde die veränderte Stellung die veränderte Auffassung des Artbildes, seinen Wandel aus einem ideographischen in ein blofs ergänzendes, determinativisches Element ausdrücken. Sollte aber von Anbeginn das Artbild nachgestellt worden sein, als nachträgliche Erinnerung der

ursprünglichen Ideographie, so könnte die Gleichheit der Stellung mit den Gattungsbildern erst darauf geführt haben, auch jenes wie diese als Determinativ aufzufassen. Im Chinesischen ist die Stellung gleichgültig und lediglich von der äufsern Form abhängig. Das Determinativ schliefst sich dem Lautbilde rechts, links, oben und unten an, tritt auch in die Mitte hinein, wie es dem Auge am wohlgefälligsten erschien. Nachdem nun aber einmal die Stellung fixirt ist, ist nur in sehr wenigen Fällen Willkür rücksichtlich derselben zurückgeblieben. Wenn das oben genannte Lautzeichen tscheu, kreisen, den Wasserwirbel bedeuten soll, so wird rechts das Zeichen für Wasser angeheftet; geschieht Dasselbe mit dem Zeichen für gehen, so bedeutet tscheu wanken, wogen.

Weder die Wahl des Determinativs, noch die des Lautbildes durfte der Willkür des Einzelnen überlassen bleiben; für jeden bestimmten Fall ist nur eins zulässig. Diese Beschränkung ist im Aegyptischen, wo die Homonymie überhaupt nicht zu sehr ausgedehnt ist, so grofs, dafs wohl für jede Sylbe nur ein Lautbild vorhanden ist. Man kann also wohl den Flügel durch das Band und den Flügel schreiben, aber nicht etwa auch umgekehrt das Band durch Flügel und Band. Im Chinesischen, wo die Homonymie so ausgedehnt ist, herrscht zwar gröfsere Mannigfaltigkeit, aber für jeden einzelnen Fall unwandelbare Bestimmtheit, d. h. die meisten Sylben haben mehrere Figuren, durch welche sie geschrieben werden; ja sogar mehrere Determinativa haben zwei Formen; für den bestimmten Fall jedoch, für ein Wort in bestimmter Bedeutung, ist Laut- und Determinativzeichen mit wenigen Ausnahmen ein für allemal festgesetzt. Diese Mehrheit der Zeichen für denselben Laut und dieselbe Gattung, durch die Menge der Homonymen unentbehrlich, bietet nun auch den Chinesen ein Mittel dar, die feinsten Abschattungen der Bedeutung der Wörter, die zarten synonymischen Unterschiede, in der Schrift gesondert zu bezeichnen. Dies ist allerdings ein Vortheil der Schrift, durch welchen sie sich aber vom Boden der Sprache, dem sie sich durch das Lautzeichen ge-

nähert hatte, wieder gänzlich losmacht und eine rein ideologische Bahn einschlägt. So hat die Schrift den Chinesen dazu gedient, begriffliche Unterschiede klar und fest in ihrem Bewufstsein zu erhalten, zu denen die Sprache ihnen nicht die geringste Anregung, den geringsten Anhaltepunkt gewährt. Darum hat auch die Schrift für den Geist der Chinesen eine Bedeutung erlangt, wie bei keinem andern Volke. Wir bleiben bei unserm Beispiel stehen. Nicht blofs Wasserwirbel, sondern auch Insel und Wasserbecken hiefsen tscheu. Man hätte zur Unterscheidung das Determinativ wechseln können; man änderte aber das Lautzeichen, und zwar so dafs, wie bei Wasserwirbel das Zeichen für tscheu, kreisen, sowohl phonetisch als auch ideographisch wirkte, eben so für Insel das Lautbild tscheu, welches an sich bewohnbares, reich bewässertes Land bedeutet, und für Wasserbecken das Lautbild tscheu, Kahn, mit dem Gattungsbilde Wasser zusammengesetzt wurde. — Auch für tscheu, wanken, wogen, ist das Lautbild tscheu, kreisen, nicht blofs phonetisch. Spazieren gehen heifst ebenfalls tscheu und wird durch das genannte Lautbild tscheu, Aue, bewohnbares Land, neben Wasser geschrieben. Hier ist sogar das Lautbild bedeutungsvoller, als das Gattungsbild. Tscheu, herumgehen, dagegen unterscheidet sich von tscheu wanken blofs dadurch, dafs eine Variante des Gattungszeichens gehen gewählt wird, allerdings keine reine Variante, da dieses an sich tschŭ, ire, jenes tschĭ progredi bezeichnete.

Die chinesische Schrift wurde mit dem Wandel der Bilder in an sich bedeutungslose Figuren immer conventioneller, wie es ähnlich der Sprache ergeht. Es kommt zuletzt nur noch darauf an zu scheiden, es sei wie es wolle, mit oder ohne Rücksicht auf die Bedeutung. Wenn tscheu Wasserwirbel durch ein zusammengesetztes Zeichen geschrieben wird, welches seine Definition, kreisendes Wasser, und den Laut enthält, so wird tscheu erwidern durch das gleichgültige Lautbild tscheu, Aue, mit dem Gattungsbilde, Wort, sprechen, also äufserlich dem Laute und blofs der Kategorie nach bezeichnet. Das Wort tscheu Geschwätz unterscheidet sich von

ihm nur dadurch, dafs ein anderes Lautbild, das ihm der Bedeutung nach eben so gleichgültig ist, wie jenem jenes, nämlich der Kahn dem Gattungsbilde beigefügt wird. Aendert sich nun im Laufe der Zeit die Aussprache, so wird auch diese nicht mehr eigentlich durch die unverändert gebliebene Figur angedeutet, und das Gattungsbild ist dann noch das einzig Bedeutsame, und auch dieses oft nur durch eine ferne Anspielung. Da aber die Veränderung der Aussprache, etwa die Erweichung der anlautenden Tenuis, immer in vielen Wörtern analog vor sich geht, so wird in den meisten Fällen das Lautzeichen in vielen Figuren gleichmäfsig die neue Aussprache andeuten, in andern die alte. Dies ist der vorzüglichste Grund, warum die chinesischen Lautzeichen fast alle mehrere Aussprachen haben. Wenn die chinesische Schrift, indem sie ganz unabhängig von der Sprache die Unterschiede der Bedeutung bezeichnet, durchaus keinen Anhaltspunkt für die Sammlung der Bedeutungen unter einen Laut, ein Wort, gewährt; so wird sie doch dadurch, dafs ein Lautzeichen die alte und die neue Aussprache angibt, ein Hülfsmittel zur Etymologie, das der Schreibung unserer neueren Sprachen, die von der neuen Aussprache abweicht, weil sie einen ältern Standpunkt der Sprache festhält, durchaus ähnlich wirkt.

Unter den chinesischen Gattungsbildern sind die häufigsten und anziehendsten: Mensch, Mund, Frau, Sohn, Dach, Herz, Hand, Seidenfaden, Pflanze, Gewürm, sehen, sprechen, Kostbarkeit, gehen, Kopf, Pferd, Fisch, Vogel, schwarz. Wenn man den verschiedenen Umfang dieser Begriffe betrachtet und noch hinzunimmt, dafs im Chinesischen gewöhnlich 214 Determinativa oder Gattungsbilder gezählt werden, während Champollion, abgesehen von den Artbildern, nur 18 aufstellt, so sieht man schon, dafs wohl in beiden Schriftarten die gleiche Tendenz nach solchen Determinativen herrschte, dafs aber die Ausbildung in ganz anderer Weise geschah. Der hauptsächlichste, hier in Betracht kommende, Umstand ist wohl der, dafs, während die ägyptische Schrift weiter auf der Bahn der phonetischen Bezeichnung fortschritt, die chinesische auf dem

Standpunkte, den wir eben besprechen, stehn geblieben ist. Der gröſste Theil der chinesischen Zeichen ist eine Zusammensetzung eines phonetischen und eines ideographischen Zeichens. Es wurde aber, eben weil man in der Lautbezeichnung auf der untersten Stufe stehen blieb, nicht einmal zwischen Laut- und Bedeutungszeichen scharf geschieden; sondern beim Streben nach Lautbezeichnung erhielt sich immer noch die Neigung, den Begriff des zu schreibenden Wortes durch Angabe seiner charakteristischen Momente, gewissermaſsen in einer Definition, wie wir oben gesehen haben, zu schreiben. So bildete sich eine Menge von zwitterhaften Zusammensetzungen der Figuren, deren phonetisches Element zugleich auch ideographisch wirkt. Die Fülle von Homonymen unterstützte diese Zwitterbildungen. Andererseits ist zwar ein gewisses Bewuſstsein von Gattungsbildern beim Schreiben der Thier-Namen und ähnlicher, die sich für die Anschauung leicht classificiren, sehr bemerkbar: man schrieb z. B. die Namen der Fische, indem man mit Fisch das betreffende Lautzeichen mit Absehung von dessen Bedeutung verband; man schrieb Wolf, Fuchs, ebenso durch ein Lautzeichen und die Figur für Hund; aber man schied erstlich nicht zwischen Art- und Gattungsbild, wie man schon an diesen und obigen Beispielen sieht; und zweitens blieb auch dieses Determinativ nicht rein ein solches, sondern wurde auch symbolisch dazu verwandt, das Moment eines Begriffs bei der definitionsweisen Schreibung zu bezeichnen. Das Bewuſstsein vom Laute drang im Geiste der Chinesen nicht durch; es fehlte ihm an Kraft, weil an Nahrung aus der Sprache: da die chinesische Sprache, phonetisch betrachtet, die armseligste auf Erden sein mag. Wegen der lautarmen Sprache also, wegen der daraus folgenden schwachen, unlebendigen Auffassung des Lautes, sonderten sich Laut- und Bedeutungszeichen nicht genug, und damit war die weitere Entwicklung jener wie dieser abgeschnitten. Wir haben es in der folgenden Entwicklung nur noch mit der ägyptischen Hieroglyphenschrift zu thun.

Nachdem wir gesehen haben, wie das Bewuſstsein von

der Sylbe entstanden ist, kommt es auf die Auflösung derselben in die Urelemente (πρῶτα στοιχεῖα) an. Man hat sich auch hier des Denkens überhoben, indem man sich mit dem Worte Akrophonie begnügte, welches die Thatsache, dafs gewisse Bilder den Buchstaben bezeichnen, mit welchem der Name des dargestellten Dinges beginnt, wohl bezeichnet aber nicht erklärt. Wie soll man darauf verfallen sein, die Eule für den Buchstaben m zu zeichnen, weil dies Thier muladsch (so heifst es auf koptisch) genannt wurde! den Adler oder das Schilfblatt für den Vocal a, weil sie ahem, ak auf ägyptisch hiefsen! Kurz, es ist die Frage, wie gerieth man auf die Analyse der Sylben in einfache Laute? Die Sprachen mit einfachem, besonders immer gleichförmigen Sylbenbau, die Sprachen, deren Sylben alle mit Consonanten anlauten und auf Vocale auslauten, sind sehr geeignet zur Sylbenschrift, regen aber nie zur Buchstabenschrift an. Dagegen erscheint offenbar der mannigfaltigste Sylbenbau in der ägyptischen Sprache, welche consonantisch an- und auslautende und vocalisch an-, in- und auslautende Sylben besitzt, als die kräftigste Anleitung zur Zergliederung. Hatte man ein Lautzeichen für men und eins für en, so konnte bald die Aufmerksamkeit sich darauf richten, dafs ersteres um m dem letztern überlegen sei. Die Gemeinsamkeit des k in ka, kam, kat und ska (opfern, schwarz, bauen, pflügen) mochte das Bewufstsein auf dieses k lenken, besonders wenn solche Vorstellungen aus irgend einem Grunde mit einander associirt waren. Ferner mufsten auch die einconsonantigen Prä- und Suffixe mit stumpfem Vocal, wie die reinvocalischen, die Aufmerksamkeit der Schreibenden auf sich lenken und das Bewufstsein von Buchstaben erwecken. Nur ein Lichtstrahl brauchte in einen empfänglichen Kopf zu dringen, und es mufste schnell immer heller und heller werden.

Ursprünglich mochte man die Zeichen für grammatische Partikeln, z. B. das Genitivzeichen n mit vorschlagendem dumpfen e, für Sylbenzeichen ansehen. Man hat bis jetzt etwa 70 Sylbenbilder aufgefunden. Der Gebrauch derselben war beschränkt: man konnte nicht jedes men durch die Mauer-

zinne, jedes ur durch die Bachstelze, jedes ūn durch den Hasen schreiben. So schrieb man gewiſs auch anfangs nicht jedes en durch die gezackte oder gerade Linie. Man wollte nun etwa die Sylbe men durch die Mauerzinne schreiben, vielleicht in einem Falle, welcher bisher immer in anderer Weise geschrieben wurde. Da mochte es nöthig scheinen, durch irgend etwas besonderes diese neue Anwendung hervorzuheben und zu verdeutlichen. Es können aber noch viele andere Antriebe, von denen wir heute keine Ahnung mehr haben, dazu gewirkt haben, zur Mauerzinne noch einmal das lautliche Zeichen für die letzte Hälfte seiner Aussprache, für en, hinzuzusetzen. So stand nun eigentlich men + en da. Doch der Aegypter wuſste bald, daſs das beigefügte en so wenig besonders zu lesen sei, wie das Determinativ, und sah gewiſs in diesem en nur ein lautliches Bestimmungsbild. Das Gattungsbild drückte ja in gewissem Sinne ebenso einen Theil des Artbildes aus, wie das nachgesetzte einfachere Lautbild einen Theil des vorangehenden Sylbenbildes. Durch das hinzugefügte en verlor aber die Mauerzinne von ihrem Lautgehalte men so viel als dieser Zusatz betrug, d. h. sie galt bloſs für m.

Die Entstehung der Zeichen für die einfachsten Lautelemente liegt jenseits aller Geschichte und aller erhaltenen Inschriften. In welcher Weise in Wirklichkeit jeder einzelne Consonant und Vocal abstrahirt, aus der syllabarischen Verbindung losgelöst ward, ist nicht mehr nachzuweisen. Wir können nur, da uns so mancherlei Stufen der Schriftentwicklung in den einzelnen Erscheinungen der Hieroglyphen vorliegen, diese in solche Beziehung zu einander zu bringen suchen, daſs wir eine ideale Entwicklung einer Stufe aus der andern, und also endlich die allgemeine Möglichkeit der Entstehung der Consonantenzeichen erkennen. Mehr als diese Möglichkeit, als die verschiedenen Anregungen, die der Aegypter in seiner Sprache und vorherigen Schrift zur Entdeckung der einfachen Laute hatte, wagen wir hier nicht zu geben. Diese lagen nun in den verschiedenen Mittelzeichen zwischen den in we-

nigen bestimmten Fällen angewandten Sylbenbildern und den freien Consonanten.

Ein solches Mittelverhältniſs zeigt sich also in den Zeichen, die, wie das obige men, dadurch, daſs man das letzte Glied des Lautes besonders hinzusetzte, zur Bezeichnung des Anfangslautes herabgedrückt wurden. So wurde das Sylbenzeichen mas oder mes mit unbestimmtem inlautenden Vocal dadurch ebenfalls zu bloſsem m, daſs man noch ein s hinzufügte, welches man vielleicht zuerst schuf, um das Causal-Präfix der factitiven Verba s zu schreiben. Denn die Gleichheit und Verschiedenheit von Wörtern wie: sprechen und sprechen machen u. s. w. konnte den Aegyptern nicht entgehen, und gerade, wenn man solche Thätigkeiten ideographisch schrieb, muſste man beim präfixirten s, welches die Stammbedeutung so eigenthümlich änderte, stehen bleiben und eine Bezeichnung desselben suchen.

Die hier angedeuteten Punkte scheinen schon fruchtbar genug, um schnell ein ganzes Alphabet zu entwickeln. Es treten hier factisch die mannigfaltigsten Erscheinungen auf. Wurde z. B. die gebratene Gans (Lepsius p. 76.) dadurch zum s, daſs man, da es ursprünglich die Laute snt in sich schloſs, n und t noch besonders hinzufügte, so konnte man vor die Gans noch ein s hinzufügen, und so war das Wort zwei Mal geschrieben, in Wort- und in Consonantenschrift. Die Gans konnte in zweiter Stelle stehen, aber auch in letzter.

In der angedeuteten Weise gewann man für jeden einzelnen Laut mehrere Zeichen. Kalligraphische Rücksicht beförderte Dies. Denn nicht jedes Bild schlieſst sich in einer dem Auge wohlgefälligen Weise an jedes andere. Man muſste nach dem Verhältnisse der ganzen Gruppe wählen können. War man aber in der dargelegten Weise auf Akrophonie gerathen, die gewiſs ursprünglich von einsylbigen Wörtern ausging, so konnte man später mit Bewuſstsein auch von zweisylbigen Wörtern, wie von muladsch, Eule, das m ablösen und durch das Bild dieses Vogels schreiben. Höchst wahrscheinlich waren hierbei gewisse Vorstellungen leitend, die

wir hoffen dürfen, später noch mit Wahrscheinlichkeit errathen zu können.

Der allgemeine Gang in der Entwicklung der hieroglyphischen Lautzeichen ist also der, daſs diese von äuſserster Beschränktheit zu immer gröſserer Freiheit des Gebrauchs vorschritten. Ein kleines Gefäſs z. B. ist in der alten Zeit noch beschränktes Sylbenzeichen: nu, in der mittlern schon als n in freier Anwendung.

Gewohnheit und Determination sind die beiden polarischen Kräfte der Hieroglyphenentwicklung; erstere erhielt das Alte, letztere drängte zum Fortschritt. Durch das Zusammenwirken beider entsteht oft eine wunderlich gehäufte Schreibung. Wahrheit, Gerechtigkeit, z. B. wurde symbolisch durch das Bild der Elle geschrieben; diese Ideographie genügte ursprünglich gewiſs vollständig. Das Lautbewuſstsein erwachte; man wollte den Laut für Wahrheit: ma, ebenfalls sehen und fügte zur Elle die Sichel als Sylbenzeichen ma. Diese Determination schien bald auch zu schwach und man fügte den Arm als Vocal a hinzu, wodurch die Sichel zu bloſsem m ward. So liegt in der Schreibung des einen Wortes die ganze Geschichte der Schrift.

Hiermit ist unsere Betrachtung der Schrift, in der Auffassung und dem Umfange, wie wir zu Anfang derselben angegeben haben, geschlossen. Bei unserm Streben, Ideen aus Thatsachen zu entwickeln, können wir uns höchstens mit der Hoffnung schmeicheln, so viel geleistet zu haben, als nach dem heutigen Stande der Erforschung der Thatsachen möglich ist. Diese aber, Das mögen unsere Beurtheiler bedenken, ist auf allen Gebieten, die wir hier berührt haben, noch unvollkommen. Zu einer wissenschaftlichen Bearbeitung der Geschichte der chinesischen Schrift ist noch nicht einmal ein Anfang gemacht. Rücksichtlich der ägyptischen Schrift waren wir auf Champollions Grammatik beschränkt, welches, für die Umstände, unter denen es entstand, bewundernswür-

dige Werk leider durch viele Druckfehler unzuverlässig geworden ist. Der öfter citirte Brief des Hrn. Prof. Lepsiusaber ist eben nur ein Anfang zu einer tiefern Auffassung. Hätten wir die Thatsachen auch nur vollständiger vor uns liegen gehabt, so würden unsere Ideen klarer, unsere Entwicklung weniger lückenhaft geworden sein. Jetzt können wir nur wünschen und hoffen, daſs wir weder falsche Thatsachen zu Grunde gelegt, noch Lücken durch subjective Einbildungen ausgefüllt haben.

Es lag nicht in unserer Aufgabe, nach der psychologischen Entwickelung noch die historische zu geben, obwohl wir nicht verkennen, daſs auch diese manche wissenschaftlich, und sogar psychologisch wichtige Erscheinung entdecken lassen würde. Aber noch ist das Dunkel, welches die Verbreitung der Schrift umhüllt, von keinem Strahl der Erkenntniſs durchdrungen. Sollten wirklich, wie vermuthet worden, alle semitischen und auch indischen Schriften aus Aegypten stammen, oder, um es vorsichtiger und wohl auch richtiger auszudrücken, mit der ägyptischen in Verbindung stehen?

Zum Verständniſs unserer Classification sei noch bemerkt, daſs ich unter Sylbenschrift eine Schrift verstehe, wo ein Zeichen zwei Consonanten oder mindestens einen Consonanten mit einem ihm inwohnenden Vocal bezeichnet. Dies ist in der persischen Keilschrift, wo z. B. von einem Diphthongen, ai, au nur das zweite Element ausdrücklich geschrieben zu werden braucht, weil das erste dem Consonanten selbst inwohnt, und auch im indischen Devanagari, welches kein Zeichen z. B. für r, sondern nur für ra hat, welchem ein besonderes Zeichen hinzugefügt werden muſs, um es in r zu verwandeln — wohl der Fall, aber nicht in den orientalisch-semitischen Schriften, wo der Consonant ohne einen bestimmten Vocal in sich zu haben, mit jedem gesprochen werden kann, wo also nur der Vocal unbezeichnet bleibt. So verhält es sich sogar mit dem äthiopischen Alphabet. Die persische und indische Sylbenschrift mag genauer bezeichnend sein, als die semitische; aber reinere Buchstabenschrift ist diese.

Jene beiden sind offenbar aus einer Sylbenschrift ent-

wickelt. Es ist gefragt worden, ob es möglich sei, dafs eine Buchstabenschrift mit einem Schlage erfunden werden könne, oder ob sie nothwendig durch das Syllabar-hindurchgehen müsse. Lepsius (S. 37.) sagt: La preuve la plus évidente, pour qui a compris l'absurdité de la supposition qu'on aurait jamais pu inventer une écriture à consonnes pures, est celle que l'écriture hiéroglyphique et hiératique ne se servent point d'un des signes crus voyelles comme complément d'une consonne précédente à une syllabe entière. Humboldt dagegen sagt (Lettre à Mr. Jaquet S. 94.) nachdem er anerkannt hat, dafs das Devanagari die Fortentwicklung aus einer Sylbenschrift sei, dennoch: Je ne crois pas que l'écriture alphabétique ait dû être nécessairement précédée de l'écriture syllabique; une telle supposition me paraît trop systématique. Lepsius harter Vorwurf, der sich blofs auf eine empirische Thatsache stützt, ist schon deswegen ungerechtfertigt, weil möglicherweise eine andere Thatsache das Entgegengesetzte sicher beweisen könnte; und es ist eine schöne Ironie, dafs Humboldt dem Empiriker zu strengen Systematismus vorgeworfen hat. Wir freilich werden Dies nicht nachsprechen. Wir suchen den Fehlern des Systematismus zu entgehen; aber unsystematisch ist nur der Verrückte. Wer denkt, denkt zusammenhängend, d. h. systematisch. Die Frage ist nur, ob etwas richtig und wahr, oder falsch sei. Nun nehme ich allerdings, mit Humboldt, die Möglichkeit an, dafs ein Volk auf einen Wurf Buchstabenschrift erzeugen könne. Ich lasse mich hiervon nicht abbringen durch die Thatsache der Hieroglyphen, auch nicht dadurch, dafs ein Tschirokese und ein Neger des Vei-Stammes in ihrem Suchen nach Schrift erst auf Wortschrift verfielen und dann bei der Sylbenschrift stehen blieben. Es ist jedenfalls bemerkenswerth, dafs die Sprachen beider einen der japanischen ähnlichen phonetischen Bau haben, der der Sylbenschrift so günstig, der Buchstabenschrift so ungünstig ist; es ist Dies um so bemerkenswerther, als vielleicht alle übrigen amerikanischen Sprachen aufser dem Tschirokesischen und viele afrikanische Sprachen einen entwickeltern

Sylbenbau haben. Immer aber bliebe die Frage, ob nicht, was dem Neger und dem Indianer und sogar dem Aegypter nicht gelungen ist, einem indogermanischen Volke habe gelingen können. Ich glaube in der That, den Deutschen hätte leicht dieser Ruhm zu Theil werden können. Sie hatten vor der Bekanntschaft mit den Griechen und Römern, d. h. bevor sie schrieben, eine eigenthümliche Art Alphabet in ihren Runen, ein Alphabet, dem um diesen Namen vollständig zu verdienen, nur die Anwendung als Schrift fehlte. Man höre hierüber Liliencron (zur Runenlehre, besonders abgedruckt aus der Allgemeinen Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur. 1852. S. 17 ff.). Er weist nach, dafs die Runen gemeinsames Gut aller deutschen Stämme seien und aus der Zeit vor der Trennung der Zweige herrühren. Man ritzte nämlich Runen und sang dazu Zauberverse zum Behufe von Zaubereien. Aus der Rune konnte man den Zaubervers erkennen; folglich mufsten jene „irgend etwas ausdrücken, welches einen wesentlichen Theil dieser bildete. Fragen wir nun, was zunächst formell die Grundlage des urgermanischen Verses bildet, so ist dies der Stabreim (Alliteration) d. h. der gleiche Anlaut zweier oder dreier Worte eines aus zwei Halbzeilen bestehenden Verses. Dieser gleiche Anlaut theilt aber in der alten Poëtik den Namen mit den Runen; beide heifsen mit ein und demselben Worte Stafr (Stab) . . . Das todte Zeichen an sich galt für nichts; es ward erst lebendig und wirksam durch Singen oder Sprechen des Verses, dessen Stab es war.“ Hierbei wird man an die Zauberlieder und Zauberschrift der Nordamerikaner erinnert. Doch wie könnte man den Unterschied übersehen! Ich will nicht davon reden, dafs letztere rohe bildliche Darstellungen hatten; vielleicht waren die Runen ursprünglich nichts Besseres; der innere Sinn ist das Wichtigere. Die Deutschen verstanden „unter der allen Dingen inwohnenden Rune die W a h r h e i t der Dinge; indem man also der gleichsam von den Dingen abgeschabten Rune durch den Zauberspruch Leben einhaucht, setzt man auf solche Art die Wesenheit der Dinge in zauberkräftig wirkende Bewegung. Wir

haben also nur die Runen als mystische Zeichen dahin zu bestimmen, daſs sie in ihrer Reihe nicht die Buchstaben in unserm Sinn, sondern die Zahl der Anlaute darstellten, auf deren Gleichklang die altgermanische Poesie gebaut ward ... Das Erkennen und Absondern des Anlauts der Worte war auf praktischem Wege durch ein Grundbedürfniſs der Poesie herbeigeführt worden" und so war in der innern Wahrnehmung der Laute ein Alphabet entstanden, dem auch das äuſsere Zeichen nicht fehlte. Durch die Alliteration waren die Deutschen auf ein nach dem Principe der Akrophonie gebildetes Alphabet gerathen, das eben nur auf seine schriftliche Anwendung harrete. Als daher die Deutschen die Römer schreiben sahen, so verstanden sie die Sache sogleich. Es brauchte Niemand erst ein Alphabet zu erfinden, sondern man griff schnell zu den Runen, die man schon hatte. Man war innerlich und äuſserlich zur Schrift ausgerüstet, bevor man das Bedürfniſs nach ihr hatte. Welches Volk kann ein Gleiches von sich rühmen?

O, wenn doch die Deutschen wüſsten, wer sie sind!

PHILOLOGIE, GESCHICHTE

UND

PSYCHOLOGIE

IN IHREN GEGENSEITIGEN BEZIEHUNGEN.

EIN VORTRAG
GEHALTEN IN DER VERSAMMLUNG DER PHILOLOGEN
ZU MEISSEN 1863

IN ERWEITERNDER ÜBERARBEITUNG

VON

Dr. H. STEINTHAL,

A. O. PROFESSOR FÜR ALLGEMEINE SPRACHWISSENSCHAFT AN DER UNIVERSITÄT
ZU BERLIN.

BERLIN,
FERD. DÜMMLER'S VERLAGSBUCHHANDLUNG
HARRWITZ UND GOSSMANN.
1864.

Vorrede.

Was mich zu einem Streifzuge auf das Gebiet der Geschichtswissenschaft überhaupt veranlaſste, war das Bedürfniſs, mir über die Stellung der Sprachwissenschaft zu derselben klar zu werden. Den Muth aber mit meinen Ergebnissen zunächst vor die Versammlung der Philologen und jetzt vor die Welt der Gelehrten, Denker und Gebildeten überhaupt zu treten, nehme ich aus Aeuſserungen, wie sie einer unserer bedeutendsten Historiker, Droysen, vor Kurzem that: „Die Aufgabe, das Wesen und die Gesetze der Geschichte zu bestimmen, hat auſser der besondern Bedeutung für geschichtliche Studien noch eine andre, allgemeinere und beginnt eben darum die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt zu beschäftigen. Sie scheint dazu angethan, der Mittelpunkt der groſsen Discussion zu werden, welche in dem Gesammtleben der Wissenschaften die nächste bedeutende Wendung bezeichnen wird.“ So glaubte ich, von meinem engen Standpunkt aus, zu dieser Discussion nach meinen Kräften beitragen zu dürfen, zu müssen. Möge es mir gelungen sein, dahin mitzuwirken, daſs Streitereien, die längst abgethan, und solche, die nie erhoben

sein sollten, endlich verstummten, und daſs dagegen die wahren Streitpunkte einen Lichtstrahl erhielten, durch welchen der echte Kampf belebt und so das wissenschaftliche Streben gefördert würde.

Berlin, den 1. Februar 1864.

Der Verfasser.

Hochgeehrte Herren!

Sie sind in diesen Versammlungen daran gewöhnt, die bewährtesten Forscher ihrer vieljährigen Bemühungen reifste Ergebnisse in entsprechender Form vortragen zu hören. Dagegen wage ich, Ihre Aufmerksamkeit in dieser Stunde nicht sowohl für etwas Fertiges in Anspruch zu nehmen, als vielmehr für etwas Begonnenes, und also vorzüglich für eine Aussicht, die ich Ihnen zu eröffnen hoffe, auf ein weites Gebiet von Aufgaben und möglichen Leistungen. Ich will von der Beziehung der Psychologie zur Philologie reden; d. h., um es sogleich bestimmter auszudrücken, ich werde die Frage zu beantworten versuchen: welche Aufgaben hat der Philologe und Historiker der Psychologie zu stellen? Es bedarf wohl kaum ausdrücklich hinzugefügt zu werden, daſs, wenn jener auf seinem eigensten Gebiete psychologische Aufgaben vorfindet, dann auch für ihn die Lösung derselben von nicht geringer Wichtigkeit sein muſs. Die angegebene Frage kann demnach auch so gestaltet werden: welche Hülfe hat der Historiker von der Psychologie zu erwarten? Und diese Frage schlieſst eben die dritte ein: welche Veranlassung hat der Historiker, der Psychologie seine Aufmerksamkeit zu schenken?

Zu beginnen habe ich mit einigen Bemerkungen über das Wesen der Philologie und ihre Stellung im Kreise der Wissenschaften überhaupt — Bemerkungen, die ich nicht machen kann, ohne mich zugleich über das Wesen der Philosophie und ihre Beziehung zur Empirie und Historie zu äuſsern.

Es gibt einen Kreis höchster wissenschaftlicher Begriffe oder Kategorieen, wie Sein und Werden, Wesen und Erscheinung, Stoff und Kraft u. s. w., und allgemeinster Formen wissenschaftlichen Denkens, wie Begriff, Urtheil, Schluſs, Induction, also einen Kreis von, wie man sie hergebrachtermaſsen nennt, metaphysischen Kategorieen und logischen Denkformen, der allen

Wissenschaften zu Grunde liegt, und der für immer auch an sich einen abgesonderten Gegenstand einer besonderen Wissenschaft bilden wird, welcher wir den altehrwürdigen Namen der Philosophie ruhig lassen müssen. Nehmen wir nun zur Metaphysik und Logik noch die Ethik und die allgemeine Aesthetik hinzu: so dürfte wohl der Umkreis fest abgegrenzt sein, innerhalb dessen die Philosophie die ihr eigenthümliche Vorlage hat und in voller Autonomie bearbeitet. Sie hatte ihre Befugniſs, sie hatte das Wesen des menschlichen Denkens verkannt, sie war in vollem Irrthum über ihr eigenes Wesen, als sie, die oben gezogenen Grenzen überschreitend, in das Gebiet der objectiven Erscheinungen, der Wirklichkeit, mit ausschlieſslich ihr selbst eigen sein sollenden Constructionen, eingriff. Dieses Gebiet der wirklichen Einzelheiten gehört den besonderen Disciplinen und zerfällt in zwei Haupt-Abtheilungen: Natur und Geist; und dem entsprechend verbinden sich die besonderen Disciplinen zu zwei groſsen Kreisen: erstlich zur Naturwissenschaft und zweitens zur Geschichte oder Philologie, d. h. zur Wissenschaft vom Geiste; und es kann nur e i n e Naturwissenschaft und nur e i n e Geschichte geben, nicht aber neben einer empirischen auch noch in ganz eigener Weise eine philosophische.

Der Dualismus von Philosophie oder Speculation einerseits und Empirie oder Historie andrerseits ist ein Erzeugniſs des Mittelalters und ist für die Denkweise desselben wie auch für die der letzten Jahrhunderte bis heute bezeichnend; aber wie er dem Alterthum unbekannt war, so scheint mir jetzt, meine Herren, die Zeit gekommen, wo der Gesammtgeist strebt, ihn zu überwinden und so zur alten Einfachheit zurückzukehren, aber natürlich, bereichert und vertieft, zu einer viel gehaltvollern Einfachheit.

Dem Alterthum, sage ich, war dieser Dualismus fremd, obwohl die gegensätzlichen Begriffe, mit denen man ihn näher bezeichnet: a priori und a posteriori, synthetisch und analytisch, Syllogismus und Induction, auf aristotelischen Sätzen und Terminis ruhen; denn Aristoteles verband mit ihnen nicht den Sinn, lieh ihnen nicht den Werth, den sie später erhielten. Die sinnlichen Wahrnehmungen, die einzelnen Dinge, galten ihm als das der menschlichen Erkenntniſs zunächst Liegende; je umfassender und abstracter die Begriffe werden, um so ferner rücken sie dem Menschen, aber um so mehr nähern sie sich dem Ur-

princip des Seins. Alle Erkenntnifs ist, nach seiner Betrachtungsweise, eine Bewegung auf der Leiter der Begriffe von dem Erfassen der sinnlichen Einzelheit bis zur letzten Allgemeinheit. Mag nun diese Bewegung eine auf- oder eine absteigende sein, d. h. mag aus dem Besondern das Allgemeinere (durch Induction) oder aus dem Allgemeineren das darunter befafste Besondere erkannt werden, immer wird eine Stufe vorausgesetzt, die man inne hat, um von ihr aus eine andere zu erreichen. Man kann nichts lernen, wenn man nicht schon vorher etwas weifs. Insofern ist jede Erkenntnifs von einem Früheren (*πρότερον*) ausgehend, also a priori, von einer *προϋπάρχουσα γνῶσις*, von gewissen *προγινωσκόμενα* (Analyt. post. I, 1). Nun aber hat Aristoteles schon wenigstens die entschiedene Neigung, das dem ersten Princip näher liegende, das Allgemeinere, ausschliefslich oder als das ganz eigentlich und in Wahrheit Frühere, Bekanntere und als Ursache anzusehen. Denn das uns, d. h. unserer Sinnlichkeit (*αἴσθησις*), Fernere (*πορρώτερον*) ist das an sich und der Wirklichkeit oder Natur und der Wahrheit nach (*ἁπλῶς* oder *φύσει* oder *κατὰ τὸν λόγον*) Nähere und Bekanntere (*ἐγγύτερον* und *γνωριμώτερον*) und Frühere (*πρότερον*). Das wahre Wissen a priori also ist das aus dem Allgemeinern. Aber so weit geht Aristoteles nicht, eine Erkenntnifs a posteriori zuzulassen, wie man später that, indem man von dem ursprünglichen, einfachen Sinne jener Termini ganz absah.

Wie für Aristoteles ein aposteriorisches Wissen eigentlich undenkbar war, so konnte er auch kein empirisches Wissen anerkennen. Die Ausdrücke *ἐμπειρία* und *ἐπιστήμη* bezeichnen bei ihm wie bei Platon Stufen der Bildung. Jene kennt nur, dafs etwas ist, *ὅτι*, nicht aber dessen Ursache, *διότι*, und also ist sie eben noch gar kein Wissen.

Das Mittelalter zerbricht die einfache Lebens- und Denkform des Alterthums und erzeugt in allen Gestaltungen des praktischen Lebens wie in allen Richtungen des theoretischen Geistes den Dualismus. Jetzt tritt der Gegensatz auf von Natur und Geist, einem Diesseits und einem Jenseits, von Staat und Kirche, Staat und Einzelperson, äufserem und innerem Leben. Innerhalb solcher dualistischen Welt entwickelt sich auch der Gegensatz einer zwiespältigen Wissenschaft, von Empirie und Speculation. Es bestand ein Mifsverhältnifs zwischen der niedrigen Erkenntnifs der Wirklichkeit und der weit gediehenen

logischen Bildung; und während jene bei der Verachtung der Natur sich nicht erheben konnte, fand diese in der Theologie ein geeignetes Object, das sie zu bearbeiten hatte. Wie im klassischen Alterthum die Philosophie, so umfaſste jetzt die Theologie alles Wissen und alle geistige Bildung. Daneben trieb nur das gemeine Bedürfniſs und Aberglaube zur Beobachtung der Natur und zu Experimenten, wenn diese Ausdrücke auf ein geistloses Kochen und Brauen der Alchymisten, das Treiben der Aerzte, der Astrologen angewandt werden können.

Dieser Gegensatz einer begrifflosen Empirie (im aristotelischen Sinne dieses Wortes) und einer gehaltlosen Begriffsspalterei wird von Bacon von Verulam bekämpft; er will die beiden Seiten vereint wissen. Dies spricht er in seinem Novum organon sehr geistreich aus, und man bildet sich leicht ein, einen wahren Schatz an diesem Werke zu besitzen. Sieht man aber genauer zu, so merkt man bald, daſs Baco die Forderungen, welche sein Zeitgenosse Galilei schon erfüllte, nur ganz abstract aussprach.

Unsere Experimental-Physik ist eine wahrhaft apriorische Wissenschaft im Sinne des Aristoteles; denn sie erklärt die Erscheinung aus ihren Ursachen: und sie ist die wahre Einheit von Begriff und Thatsache, welche Baco anstrebte. Sie war aber kaum gegründet, als schon Descartes auftrat und von dem Grundsatze „cogito ergo sum" ausgehend eine Gewiſsheit in der Erkenntniſs des Seienden suchte, welche nur aus dem Denken erfolgen sollte. So war der Gegensatz von Empirie und Speculation von neuem da, und zwar in tieferer Weise als vorher. A priori bedeutete nun nicht mehr: aus der Ursache, sondern: aus bloſsem Denken, nicht auf Erfahrung gestützt, lediglich aus unserm eigenen Geiste.

Kant wies darauf hin, daſs aller Erfahrung, damit sie möglich sei, gewisse apriorische Erkenntnisse vorausgehen müssen und sucht letztere genau zu bestimmen und zu umgrenzen. A priori heiſsen von jetzt an nur solche Erkenntnisse, welche unser „Erkenntniſsvermögen selbst hergibt", und die in keiner Weise durch Erfahrung gewonnen werden könnten, als da sind die reinen Formen der sinnlichen Anschauung Raum und Zeit, die Kategorieen oder reinen Verstandsbegriffe, die Grundsätze der Urtheile. Diese apriorischen Erkenntnisse würden uns keine Erkenntniſs der wirklichen Dinge geben, wenn nicht die Sinnes-

thätigkeit hinzuträte, welche jenen apriorischen Formen das Material liefert, wodurch die aposteriotische Erkenntniſs zu Stande kommt. Durch solche Scheidung zwischen dem, was dem menschlichen Erkennen an sich inwohnt, das Wesen unseres Erkenntniſsvermögens ausmacht, und dem was durch Erfahrung gewonnen wird, ist eine Aussöhnung zwischen Empirie und Speculation erreicht, insofern jeder dieser beiden ihr Gebiet angewiesen ist. Die Empfindungen geben uns den Stoff der Erkenntniſs, die Form fügt der Geist aus sich hinzu nach den ihm inwohnenden Gesetzen, und erst aus der Vereinigung dieser Elemente, des Stoffs der Empfindung mit der Form des Geistes, entsteht eine Erkenntniſs von den Dingen. Jede Vorstellung also enthält ein stofflich-empirisches und formal-apriorisches Element; „unsere Erfahrungserkenntniſs ist ein Zusammengesetztes aus dem, was wir durch Eindrücke empfangen, und dem, was unser eigenes Erkenntniſsvermögen, durch sinnliche Eindrücke bloſs veranlaſst, aus sich selbst hergibt".

In Folge aber gerade dieses Anstoſses, welchen die Philosophie von Kant erhielt, gestaltete sich in der Identitäts-Philosophie jener Dualismus am vollständigsten und schroffsten. Hegel glaubte gefunden zu haben, was Descartes suchte, die absolute Gewiſsheit der Wahrheit, eine Erkenntniſs vom Seienden, die so gewiſs ist, wie das Denken selbst. Nicht nur die abstracten apriorischen Formen der Erkenntniſs, sondern auch die Form und der Inhalt alles Seins ist im Geiste, und der Geist legt selbst seinen Inhalt dar. Der Geist ist die Idee, und das Sein ist die Idee, beide identisch, der Geist aber ist die Selbstbewegung, in der er seinen Inhalt offenbart. Eine Sache a priori erkennen, heiſst nun: sie als Moment in der Bewegung der Idee erkennen, als etwas was zum Inhalt, zur Substanz des Geistes gehört, was er in seiner Bewegung aus sich setzt. Unser Geist ist nicht bloſs, wie Kant meinte, reine Form, sondern diese Formen tragen in sich auch allen Inhalt.

So hatte der Dualismus durch Hegel seine Spitze und seinen das All umspannenden Umfang gewonnen. Natur und Geschichte lassen sich aposteriorisch erkennen und auch, und zwar in Wahrheit und absoluter Gewiſsheit, apriorisch durch die dialektische Methode, in welcher der Geist selbst seinen Inhalt offenbart. Alle Disciplinen der Natur- und Geschichts-Wissenschaft existiren doppelt: empirisch und philosophisch. Jene führen dem

Menschen allen Inhalt von aufsen zu, diese zeigen ihm jeden Inhalt als in ihm selbst liegend.

Dieser Dualismus ward nicht blofs von den Philosophen gesetzt, sondern auch von dem Empirikern, die sich jenen immer eben so, wie diese sich ihnen gegenüberstellten. Hegel gegenüber behauptet der neuere Empiriker, dafs er durchaus nur Thatsächliches a posteriori suche, nichts a priori erlangen wolle, noch voraussetze.

Beide, Philosophen wie Empiriker, haben in gleicher Weise geirrt: sie haben beide übersehen, dafs all unser Erkennen, das niedrigste und einfachste, die Empfindung, z. B. die Wahrnehmung eines Lautes, wie das höchste und verwickelteste, nothwendig doppelseitig ist, aus zwei Momenten besteht; und die Einen wie die Anderen haben die beiden Seiten, die nur im Zusammenwirken eine Erkenntnifs geben, aus einander gerissen. Wie alle natürlichen Vorgänge mindestens zwei Factoren voraussetzen, wie kein Stofs stattfinden kann ohne Stofsendes und Gestofsenes, die Hand keinen Druck üben kann, wo sie nicht einen Gegendruck findet, wie das Athmen in Ein- und Ausathmen besteht: so ist jede Erkenntnifs a priori und a posteriori zugleich. Handelt es sich um eine Erfindung, so ist die Wirkung des äufseren Elements, der Luft, des Aethers, auf unsere Seele das aposteriorische Moment; die Gegenwirkung der Seele das apriorische; und beide Wirkungen zusammen erzeugen den Laut, die Farbe. Dann treten Apperceptionen auf, die sich immer vielfältiger zusammensetzen, in denen aber allemal das Zu-Appercipirende ein aposteriorisches, das Appercipirende ein apriorisches Element bildet. Das Urtheil lebt in der Zusammensetzung des Subjects, als eines a posteriori, mit einem Prädicat, einem a priori; und ebenso vertreten die Vordersätze ein a posteriori und a priori, welche sich im Schlufssatze zusammenschliefsen. Endlich nenne ich die leitenden Begriffe, Gesetze, Regeln, Mafsstäbe und Ideen, welche a priori wirken im Verhältnifs zu den Massen von Vorstellungen, die sie leiten und ordnen und schaffen, welche selbst aber das Erzeugnifs zusammenwirkender apriorischer und aposteriorischer Momente sind.

Hieraus erhellt, dafs a priori und a posteriori immer in einem Processe vereint, und dafs sie insofern relative Begriffe sind, als (abgesehen von den allgemeinsten Elementen, welche nur aprio-

risch, und den Sinnes-Empfindungen, welche nur aposteriorisch wirken können) dasselbe Element des Bewufstseins in dem einen Erkenntnifs-Procefs aposteriorisch, im andern apriorisch wirken kann. Aber nur ihre Wirkungsweise ist bald apriorisch, bald aposteriorisch; ihre Entstehung verdanken alle Begriffe einer Doppelwirkung.

Hier kommt nun auch der Begriff der Nothwendigkeit in Betracht. Man sagt, die Empirie lehre nur, dafs etwas ist (ὅτι), die Philosophie aber erkenne nicht blofs, was ist, sondern was sein mufs, und warum es so und nicht anders ist (διότι). Hiermit ist aber das thatsächliche Verhältnifs falsch bezeichnet. Von unserer heutigen Physik läfst sich recht wohl dasselbe behaupten, was von der Philosophie gesagt wird, dafs sie in der Erscheinung das Gesetz, in dem Wirklichen das Wesentliche, die Nothwendigkeit erkennt; und wie die Natur selbst als ein einheitliches System mit und gegen einander wirkender Kräfte besteht, so sucht auch die Physik sich zur Darstellung dieses Systems zu erheben. Das also ist es nicht, was die empirische und speculative Betrachtung unterscheidet, sondern das was unter Nothwendigkeit, Gesetz, und System verstanden wird. Gesetz ist dem Empiriker ein festes Causalitäts-Verhältnifs, die Bestimmtheit eines Werdens unter gewissen Bedingungen; und dieses Gesetz vollzieht sich nothwendig, der Erfolg der Bedingungen tritt unfehlbar ein. Das übereinstimmende Zusammenwirken solcher Gesetze bildet das System. Eine Erscheinung aus dem Gesetze erkennen, heifst dem Empiriker, sie a priori erkennen. Dem Philosophen dagegen heifst a priori: aus dem Geiste, der Idee; daher heifst bei ihm etwas als nothwendig begriffen, wenn es als ein Moment der Idee nachgewiesen ist, wenn es sich als eine Entwickelungsstufe des Geistes offenbart, und das System beruht auf dem Zusammenhange sämmtlicher Momente der Idee. Der Geist, die Idee sind Entwicklung; die Einzelheiten des Alls sind die besonderen Gestaltungen der Idee, durch welche sie in immer vollkommnerer, immer klarer ihr Wesen darstellender Weise wirklich wird. Die Nothwendigkeit des Empirikers bezieht sich auf das thatsächliche Ereignifs, das wirkliche Werden; die des Philosophen drückt eine Werthbestimmung aus. Die Speculation erforscht, welchen Werth ein Wesen hat für die Verwirklichung, die Entwicklung des Geistes, der Idee, des Absoluten, Gottes; welche Stellung es auf der Stufenleiter

der Daseins-Formen einnimmt. Dieser Werth, diese Stellung bestimmt seine Nothwendigkeit. Die Betrachtung des Physikers und Historikers ist genetisch, die Hegels ästhetisch. Nun schliefsen sich aber diese beiden Betrachtungsweisen nicht als Gegensätze aus, sondern zusammen; jede für sich genommen ist mangelhaft. Die Genesis eines Wesens bestimmt dessen Werth, und sein Werth seine Genesis. Dies wird namentlich in der Geschichte klar, wo ideale Momente in den Geistern unmittelbar zu treibenden Ursachen der Entwicklung werden (Zeitschr. f. Völkerpsych. I. S. 17). Die ästhetische Betrachtung, die nicht selbst causal ist, wird formal constructiv und willkürlich teleologisch. Wenn aber die Wissenschaft die Vernunft in der Wirklichkeit sucht, so hat sie die Einheit der Ursachen und Zwecke zu erkennen.

Wie mit dem Gegensatze von a priori und a posteriori, von causal-genetisch und teleologisch-ästhetisch verhält es sich auch mit dem des synthetischen und analytischen Vorgehens der Erkenntnifs. Auch Synthesis und Analysis sind die zwei zusammengehörigen Momente, die man hat aus einander reifsen wollen. Jene soll vom Allgemeinen zum Einzelnen herab-, diese vom Einzelnen zum Allgemeinen hinaufsteigen*). Man übersah, dafs jedes Denken in einem und demselben Acte ein Besonderes und ein Allgemeines setzt und eben die In-Eins-Fassung beider ist. Man kann das ganz Individuelle als solches wahrnehmen; es denken, benennen kann man nur, indem man es unter einem Allgemeinen mit den verwandten individuellen Erscheinungen zusammenfafst. Derjenige der zuerst eine gewisse Farbe „grasgrün" nannte, war der hierbei synthetisch oder analytisch verfahren? Beides! Denn er hatte eine bestimmte Abschattung des Grünen, also eine Besonderheit, erfafst; aber er hatte dies nur dadurch erreicht, dafs er in einem und demselben Acte aus der Wahrnehmung des Einzelnen ein Allgemeines gebildet, und jenes unter dieses subsumirt hatte. Er hatte nicht erst das Einzelne und dann das Allgemeine noch auch umge-

---

*) Bei Kant haben die Termini synthetisch und analytisch ihre Bedeutung geradezu umgetauscht, was sich auch mit blofser Rücksicht auf den einfachen Wortsinn recht passend thun liefs. Sie bezeichnen aber nicht zwei Methoden, sondern zwei Classen von Urtheilen, gehören also eigentlich nicht in die obige Betrachtung. Aber auch die Einseitigkeit dieser Auffassung folgt aus dem im Text Gesagten. Jedes Urtheil ist, auch nach Kants Bestimmung dieser Termini, synthetisch und analytisch zugleich.

kehrt und subsumirte dann; sondern die Subsumtion und die Schöpfung jedes von beiden war Eins. — Und so zeigt der Etymologe an jedem Worte, wie sich der Mensch am Einzelnen des Allgemeinen und dadurch des Einzelnen bewufst wird. In jedem Worte als Namen eines Dinges bezeichnet die Wurzel ein allgemeines Merkmal, das dem benannten Dinge mit vielen andern gemein ist. So bedeutet das Wort das Einzelne, indem es dasselbe mit vielen andern zu einer Art zusammenfafst, und es hat so nothwendig den Trieb in sich, zur Benennung der Art zu werden.

Das falsche Gebahren mit der synthetischen und analytischen Methode hängt mit dem Fehler der bisherigen Logik zusammen, dafs sie weniger daran dachte, dafs und wie Begriffe zu erzeugen sind, als sie vielmehr eine Welt gegebener Begriffe voraussetzte, die sich nach einer hierarchischen Stufenleiter gemäfs dem Grade ihrer Allgemeinheit ordnen, und dafs sie nun alles Denken so ansah, als wäre es weiter nichts als ein Auf- oder Absteigen auf dieser feststehenden von der Erde in den Himmel reichenden Leiter. Das Absteigen sollte Synthesis sein, das Aufsteigen Analysis. Die Begriffe, welche man, um ihre Herkunft unbekümmert, aus dem gemeinen Bewufstsein nahm, hypostasirte man; man hielt sie für die Objecte selbst, für die das All schaffenden Mächte. Wenn Aristoteles den höhern, abstractern Begriff den von Natur nähern nennt, welcher mehr Wesenhaftigkeit (*ούσίαν*) enthalte, so macht er hiermit stillschweigend die phantastische Voraussetzung, als wäre der weiteste, das All umfassende Begriff auch die wirklich alle engern Begriffe aus sich erzeugende Macht. Der immer engere Begriff entfernt sich immer mehr von dem weitesten und hat immer geringere Zeugungskraft, die jedem aus dem höchsten zufliefst und mit dem sinnlich Einzelnen endet. Es ist hier schon der Keim zu mystischer Emanationstheorie, ist aber in der That ein todter Formalismus. Und an solchem Formalismus litt die Philosophie bis auf die neuesten Systeme; man bildete sich ein, in jedem Begriffe das Object selbst zu haben und durch logische Operationen mit jenem dieses zu erfassen, wie der Abergläubische im Zauber durch den Namen die benannte Sache und Person zu beherrschen wähnte. Statt die wirkliche Sache zu untersuchen, spaltete man Begriffe. Unbekümmert um die im All wirkenden, alle natürlichen und geistigen Erscheinungen bedingenden, er-

zeugenden Kräfte, unbekümmert um den wirklichen, lebendigen Zusammenhang der Dinge, sucht Hegel nur das Verhältniſs der Begriffe zu einander zu bestimmen, und meint im dialektischen Uebergange eines Begriffes in den andern ein wahres Werden zu erkennen. Auch für ihn gibt es eine feste Leiter von Begriffen, und alle Erkenntniſs liegt im Uebergange von einer Stufe zur andern durch die Dialektik. So ist seine ganze Philosophie formal logisch (s. S. 8) mit dem Anspruch, den Inhalt der Wirklichkeit darzustellen, und willkürlich teleologisch constructiv mit dem Anspruch, die Schöpfung Gottes zu offenbaren. Sobald man sich an das Reale selbst wendet und, statt Begriffe vorauszusetzen und logisch zu behandeln, sie erst in unmittelbarer Berührung mit dem Realen zu bilden strebt, zeigt sich daſs jede Erkenntniſs synthetisch und analytisch zugleich, eine Synthese in Folge einer Analyse und eine Analyse in Folge einer Synthese ist.

Wollen Sie dies wohl beachten, meine Herren, ich sage: jede Erkenntniſs ist zugleich a priori und a posteriori, synthetisch und analytisch, und, wenn sie vollkommen ist, causal und teleologisch; ich spreche ein kategorisches Urtheil aus und stelle nicht etwa eine Forderung, wie man denken solle. Nicht etwa so rede ich, wie Hegel, der die frühere Denkweise als Verstandes-Reflexion für unwahr erklärte und eine neue Weise forderte, eine höhere, schwierigere, vernünftig-speculative, für welche nicht jeder das Organ zu haben schien; nicht wie der Empiriker rede ich, der nur das gerade Gegentheil von Hegel fordert. Nein, ich verweise schlechthin auf die Natur unseres Denkens und Erkennens, und dieser gemäſs kann es gar nicht anders sein, als daſs in jedem Acte desselben ein relativ apriorischer und relativ aposteriorischer Factor in Wirksamkeit ist. Es ist unmöglich bloſs mit einem dieser Factoren zu denken. Ich mache Sie also bloſs auf eine unabänderliche psychologische Thatsache aufmerksam und stelle nicht etwa die Zumuthung an Sie, in einer besonderen, höheren Methode zu denken. Man hat in neuerer Zeit in einer wahrhaft abergläubischen Weise nach einer absoluten Methode der Erkenntniſs gesucht, wie im Mittelalter nach dem Steine der Weisen. Die dialektische Methode sollte uns in alle Wahrheit und in die volle Wahrheit, in die Tiefen der Gottheit führen. Abgesehen davon, daſs dem endlichen Geiste das Absolute nicht zukommen kann, ist es auch

thöricht, zu meinen, irgend ein methodischer Schematismus, ein begrifflicher Mechanismus könne alle Räthsel lösen, um die sich der Geist der Menschen bemüht. Nicht nur ist jede Aufgabe an sich individuell und verlangt eine individuelle Weise ihrer Lösung; sondern jeder von uns nähert sich ihr auch mit individuellen Anlagen, auf bestimmter Stufe der Bildung, in besonderer geistiger Richtung. Schliefslich verhält sich die Sache doch so, dafs man nur sagen kann: hier liegt die Aufgabe; jeder suche ihre Lösung, wie er kann. Welche Thorheit eine besondere Methode, Wahrheit zu schaffen! Verlangt man auch eine Methode zu leben, Kinder zu zeugen? Noch nie hat eine Methode einen Impotenten schöpferisch gemacht.

Läugne ich nun etwa den Werth der Methodenlehre, und werde ich dem naturalistischen Denken, dem Denken auf eigene Faust, das Wort reden? Auch das, meine Herren, wäre thöricht und verriethe nicht minder Mangel an Einsicht in das Wesen des menschlichen Denkens, in die Natur des menschlichen Geistes. Der Mensch denkt allerdings von Natur, wie er ifst und geht. Von Natur aber, aus Instinct, ifst und geht der Mensch unzweckmäfsig und unbeholfen genug. Menschlich essen mufs das Kind erst lernen; und dem Bau unseres Leibes angemessen gehen wird erst einexercirt. Und so denkt man auch von Natur herzlich schlecht. Kurz, was heifst denn das: dem Menschen kommt Vernunft zu? Nichts anderes als: er s o l l vernünftig werden, sich bilden; denn von Natur ist er unvernünftig. Der Feigheit der Schönseeligkeit und einem kränklichen Aestheticismus gegenüber mufs wieder in Erinnerung gebracht werden, dafs die Vernunft, die den Menschen vom Thier unterscheidet, ein ewiges Sollen ist.

Zunächst vermag die wahre Methodenlehre, gestützt auf die psychologische Erkenntnifs des Wesens alles Denkens, vor jenen künstlich zubereiteten Methoden, jenen eingebildeten Forderungen zu wahren. Sie zeigt, dafs wenn dieser rein apriorisch, jener rein aposteriorisch forschen will und zu forschen sich einbildet, er darum nur sich selbst betrügt; denn er denkt darum doch nicht, wie er will, sondern nur, wie er menschlicherweise kann; er kann aber gerade deswegen nur schlecht denken, weil er seinen Geist verstümmelt. Nie hat ein Mensch rein a priori oder rein a posteriori gedacht, wie sehr mancher sich auch eingebildet haben mag, das eine oder das andre zu thun.

Es wird auch wohl gefordert, man müsse objectiv sein. Als wenn Denken nicht eben hieſse, sich als Subject bethätigen! sollte der Mineralog objectiv sein, so müſste er ein Stein werden. Mit Faust klagt wohl Mancher: „Was ihr den Geist der Zeiten heiſst, das ist im Grund der Herren eigener Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln"; als wenn Geschichtswissenschaft etwas anderes sein könnte, als das Erzeugniſs des geschichtsforschenden Geistes! Oder soll mit der Forderung der Objectivität gesagt sein, daſs wir nur unmittelbare Bilder von den Dingen und Vorgängen machen sollen, wie die Wahrnehmung sie schafft? Aber die Sinne sind ganz und gar subjectiv und bedürfen der Zuthat und der Correctur durch den Geist, wie die Empiriker so gut erkannt haben (vergl. Zeitschr. f. Völkerpsych. II S. 474 f. 482). Diejenigen endlich, welche verlangen, man solle voraussetzungslos an die Sachen gehen und nichts hineinlegen, würde ich noch nicht einmal an die Neugeborenen weisen können, denselben die Aufgaben vorzulegen, weil zu fürchten steht, daſs auch diese schon mit Voraussetzungen aus dem Mutterleibe kommen. Wie sollte aber wohl ein Mann es anfangen, ohne metaphysische und logische Voraussetzungen, ja ohne Voraussetzung einer Fülle von Erkenntnissen, Grundsätzen und als fest angenommenen Thatsachen auch nur die geringfügigste, einfachste Aufgabe anzugreifen? Wie sollte er, wenn er Lust dazu hätte, es vermögen, alles was er im Voraus weiſs, zu vergessen und wirkungslos zu machen? Ich dagegen fordere, daſs jeder ausgerüstet mit wo möglich allen Ergebnissen der geistigen Entwicklung, welche die Menschheit durch die Jahrtausende hindurch erreicht hat, an die Arbeit gehe.

Nicht ohne Voraussetzungen lassen sich Forschungen anstellen; aber nur unter den richtigen Voraussetzungen werden sie zu wahren Ergebnissen führen. Um sich dieser zu versichern ist zuerst Klarheit über das Wesen des Denkens und Erkennens nöthig, welches durch das Studium der Psychologie und der Metaphysik und Logik zu erlangen ist. Unbewuſst nämlich macht das gemeine Bewuſstsein und auch der Empiriker über das wahre Wesen des Gegenstandes, des Objectiven, Voraussetzungen, unter denen er erkennt. Denn was bieten ihm wohl genau genommen die Sinne dar? Nichts weiter, als Complexe von Empfindungen, d. h. eine bestimmte Farbe und Gestalt nebst einem Grade der Härte oder Weiche, der Wärme

oder Kälte, der Schwere oder Leichtigkeit, nebst einem Tone oder Schalle, einem Geruch, einem Geschmack; also mehrere Empfindungen auf einem Punkte, gewissermaſsen ein Empfindungsknäul. Der Mensch aber wandelt das, was psychologisch zunächst nur ein Complex associirter Empfindungen ist, vermöge seiner logisch-metaphysischen Thätigkeit zu einem Dinge mit dessen Eigenschaften um. Ein Ding hat niemals ein Mensch wahrgenommen, sinnlich empfunden; sondern er hat nur einen Complex von Empfindungen so gedeutet, daſs er ihnen in der Auſsenwelt ein Object zu Grunde legte und dieses als ein Ding mit Eigenschaften setzte. Und so setzt nun das gemeine Bewuſstsein durchweg voraus, das All bestehe aus Dingen und Personen mit Eigenschaften und Wirksamkeiten. Ein entwickelteres, wissenschaftlich gebildetes Bewuſstsein glaubt hiermit nicht die Wahrheit erreicht zu haben. Es setzt vielmehr, die wahre Realität liege in Stoffen und Kräften, in Ursachen und Wirkungen und Gesetzen, in Substanz mit Attributen und Accidenzen, oder in Wesen und Schein (φύσει und νόμῳ), Ding an sich und Erscheinung, Idee und Verwirklichung, u. dgl. Niemand wird meinen, es sei möglich, ohne irgend solche Voraussetzungen zu erkennen. Wir fordern dann aber weiter, daſs unser Denken die Form an sich trage, welche dessen Inhalt als den wahren und nothwendigen darstellt, daſs das Denken, wie es den Inhalt, den es durch den psychisch-physischen Mechanismus gewinnt, aus seiner eigenen Thätigkeit ergänzt und deutet, so auch die mechanisch-psychologische Form durchbreche und aufhebe und dafür die seinem Streben nach Objectivität und Nothwendigkeit zusagende ausprāge; denn man muſs dem Inhalte, der psychologisch nur eine individuell subjective Existenz hat, den Schein nehmen, als sei er auch nur von individuellem Werthe und zufällig, und muſs ihn im Gegentheil durch die Form als einen allgemein gültigen, objectiven darstellen. Diese Form erhält der Inhalt durch die Formen des Urtheils, des Schlusses, des Begriffs. So nämlich erscheint der Inhalt nicht mehr als abhängig von den zufälligen Associationen und allen bloſs mechanischen Ereignissen in unserem Bewuſstsein, sondern als ein geprüfter und gebilligter, als ein mit Freiheit allgemein für nothwendig anzuerkennender. Jene Voraussetzungen sind Gegenstand der Metaphysik, diese Formen des Denkens lehrt die Logik (vergl. Lotze, Metaphysik und desselben Logik). Bildung

und Vorsicht empfehlen solche Studien in gleicher Weise. Der Gebildete mufs von seinem Thun, zumal von seinem höchsten Thun, seinem Denken und Wissen, Rechenschaft haben; und leicht fällt man in Irrthümer, wenn man nicht das klare Bewufstsein über die Momente hat, welche man wie jene metaphysischen und logischen Voraussetzungen, a priori in die Forschung eingreifen läfst.

Die theoretische Philosophie ist also Erkenntnifslehre oder allgemeine Principienlehre, d. h. ihr Gegenstand sind die allgemeinsten apriorischen Momente, welche in jede Erkenntnifs einfliefsen, ihnen zu Grunde liegen. Mit den metaphysischen Kategorieen aber und den logischen Denkformen sind eben auch nur die allgemeinsten apriorischen Grundlagen gegeben, mit welchen keineswegs der Kreis des relativ Apriorischen schon erschöpft ist. Den besonderen Disciplinen liegen die unmittelbaren Einzelheiten, die Erscheinungen der Wirklichkeit vor, um sie ins Allgemeine zu erheben; das Object soll zu begrifflicher Erkenntnifs gebracht werden. Zwischen den wirklichen Einzelheiten aber und den letzten Allgemeinheiten der Metaphysik und Logik herrscht ein viel zu weiter Abstand, als dafs sich jene mit diesen in fruchtbarer Weise vereinen liefsen. Metaphysik und Logik geben die Gesichtspunkte für die Erkenntnifs jedes Dinges; und darum genügen sie zur Erkenntnifs keines Dinges. Es ist also eine Vermittelung nöthig durch eine Leiter von Begriffen und Formen, welche das Allgemeinste stufenweise in das Besondere hinabführt und eben damit das Einzelne in die Höhen des Allgemeinen hebt. Innerhalb dieser vermittelnden Begriffe liegen für jede besondere Disciplin ihre wichtigsten Kategorieen, ihre eigenthümlichen Principien, ihre, wie Aristoteles sie nennt, *οἰκεῖαι ἀρχαί*. Die genaue Erörterung derselben bildet die allgemeinen Theile der besonderen Wissenschaften, oder, wie wir kurz in hergebrachter Weise sagen dürfen, die allgemeinen Disciplinen. Wenn z. B. die Metaphysik gelehrt hat, was Kraft ist: so hat die allgemeine Naturlehre erst noch näher zu bestimmen, was einer Naturkraft eigenthümlich ist, da wir ja auch von geistigen Kräften reden; und hat ferner zu zeigen, wie sich die unorganische Kraft von der organischen unterscheidet, und so tritt hier vorzüglich die Frage von der sogenannten Lebenskraft auf. Nächst dieser allgemeinen Naturlehre kann die Physik und Che-

mie mit der Physiologie immer noch als Principienlehre für die Wissenschaft von der Natur in ihren wirklichen Erscheinungsformen gelten, nämlich für Astronomie, Meteorologie, Geognosie, Mineralogie, Botanik und Zoologie. So wird das vor uns sich bewegende Thier, die vor uns duftende Pflanze auf mannichfaltigen Wegen über viele Stufen zu den metaphysischen Allgemeinheiten in Beziehung gesetzt. Nach der Reichhaltigkeit dieser Vermittelung wird der Werth der Erkenntnifs geschätzt. Sehen wir also, wie der Erkenntnifs der natürlichen Dinge eine weit ausgeführte Principienlehre dient: wo mag wohl der Philologie und Geschichte die ihrige gegeben sein? Hierauf kann die Antwort nur lauten: in der Psychologie. Dies nun möchte ich ein wenig weiter ausführen *).

Wie der Naturforscher die Gesammtheit der natürlichen Dinge auf ein Princip zurückführt, auf die Materie: so wird der Geist, d. h. das geschichtliche Leben der Menschheit, auf sein Princip zurückgeführt, d. i. die Seele. Wie dieser Dualismus von Materie und Seele auszugleichen ist, geht uns hier nichts an. Ob man ihn bestehen lassen will und die Einheit in dem persönlichen Gotte findet; oder ob man die Einheit dadurch erreicht, dafs man das Seelische auf die Materie, oder das Materielle auf ideale Realitäten zurückführt: darüber hat die Metaphysik zu entscheiden, und ihre Entscheidung berührt die Psychologie kaum irgendwie und ebenso wenig wie die Naturwissenschaften. Denn die Wissenschaft von der Seele ist durchaus eine Erfahrungswissenschaft und wird ebenso wenig wie ihre Schwester, die Wissenschaft von der Natur, durch die widerstreitenden Auffassungen der höchsten Principien seitens der Philosophen bedingt. Wie nämlich der Naturforscher unter Materie nur den Inbegriff der Gesetze versteht, denen gemäfs die materiellen Erscheinungen erfolgen: so bedeutet Seele für den Psychologen nur den Inbegriff der Gesetze, von welchen die geistigen Erscheinungen, die seelischen Ereignisse gelenkt werden. Seele heifst also für uns bei der vorliegenden Betrachtung nur dies: die psychischen Gesetze sind einerseits das Real-Princip der geistigen Erscheinungen, welche Object der Geschichte sind, und andrerseits das Erkenntnifs-Princip der Geschichte. Die Gesetze aber,

---

*) Vergl. Zeitschr. f. Völkerpsych. und Sprachwissensch. I. S. 15—19.

welche sie aufstellt, bleiben dem Inhalte nach durchaus dieselben, ob man sie nun als Gesetze gewisser Gehirn-Functionen oder als Gesetze einer immateriellen Seelen-Substanz ansehen will.

Ist nun das bisher ganz im Allgemeinen Bemerkte so einfach, so klar und sicher, wie es mir scheint: dann ist auch kein Wort weiter nöthig über die Wichtigkeit des psychologischen Studiums für den Historiker und Philologen. Dasselbe liegt ihm weit näher, ist ihm dringlicher, als Logik und Metaphysik. Denn die Psychologie ist für die Geschichte die specielle Principien-Lehre; Logik und Metaphysik dagegen behandeln die gleichmäſsige Grundlage alles Denkens. Nicht diese also, nur jene erklärt dem Historiker das ihm eigenthümliche Rüstzeug. Ein richtiger Takt kann freilich jeden Irrthum meiden; er schreitet mit geschlossenen Augen über die schmale Brücke eines Abgrundes leicht und sicher dahin. Dies zugestanden, halte ich es doch für überflüssig, vor Ihnen den Werth eines kritischen Selbstbewustseins zu erörtern. Es ist menschlich, d. h. es ist Bildung, daſs man wisse, was man thut; und die Kritik fordert noch besonders, daſs man wisse, welches Wesens die angesetzten Hebel sind, und wie weit ihre Tragkraft reicht.

Dagegen mag es wohl zur Aufklärung und Annäherung dienen, meine Herren, wenn ich einige wichtige Punkte mit Bezug darauf beleuchte, wie die Psychologie vortheilhaft für die Geschichte werden kann.

Die Sprache hat immer und überall als die umfassendste, tiefste und zarteste Vorlage des Philologen gegolten. Daſs sie aber nicht durch Logik und Metaphysik, sondern nur auf Grundlage der Psychologie zu erforschen ist, habe ich schon so vielfach dargelegt, daſs ich hierüber jetzt nichts mehr zu sagen brauche. Indessen scheint es nicht überflüssig, auf das Verhältniſs der Sprachwissenschaft zur Philologie zurückzukommen, da hierüber in neuester Zeit wieder sehr unklare Vorstellungen verbreitet worden sind, nachdem schon während eines Menschenalters eine richtigere Ansicht gegolten hatte. Mit dem Auftreten der neuen Sprachwissenschaft wurde es eben als die neue Entdeckung, als der neue Fortschritt verkündet, die Grammatik sei eine geschichtliche Wissenschaft, die Sprache sei nicht ein todtes Object, sondern ein Moment des geschichtlichen Geistes. Und gerade darauf, daſs die Sprache historisch ist, gründet sich die Behauptung, daſs sie ein psychologisches Object ist. Aus der

sogenannten jüngern Schule der vergleichenden Grammatik, die sich vorzugsweise der Kritik rühmt (während sie freilich oft genug ihr mangelhaftes Bewufstsein von den apriorischen Elementen, mit denen sie operirt, also eine mangelhafte kritische Grundlage verräth), gerade aus ihr erschallte die wunderliche Parole: die Sprachwissenschaft ist eine naturhistorische Disciplin, und die Sprache ein Naturorganismus. Den Fehler, der in Beckers Formalismus versteckt lag, den schreibt sie auf ihre Fahne. Man meint (Schleicher, die deutsche Sprache S. 118): „Von der Sprachwissenschaft oder der Glottik (*γλῶττα*, die Zunge, Sprache) zu scheiden ist vor allem die Sprachphilosophie, die Lehre von der Idee der Sprache, eben so wie von den Naturwissenschaften die Naturphilosophie. Die Sprachwissenschaft hat es unmittelbar mit der Sprache selbst zu thun; das Object der Sprachwissenschaft ist also ein concretes, reelles, nämlich die bestimmten gegebenen Sprachen, das der Sprachphilosophie dagegen ein abstractes, ideelles. Die Sprachphilosophie gehört also einer ganz andern Sphäre geistiger Thätigkeit an als die Sprachwissenschaft; sie bildet nicht einen Theil der letztern, sondern gehört zur Philosophie". In diesen Worten des Glottikers (empirischen Sprachforschers) liegt der oben abgewiesene Dualismus klar ausgeprägt. Hier braucht er nun nicht mehr bekämpft zu werden, wie sich andrerseits aus dem Obigen auch schon ergibt, was uns eine Disciplin wie Sprachphilosophie oder allgemeine Sprachwissenschaft sein kann. Sie soll die speciellen Principien für die Erforschung der Sprachen aufklären. Die eigentliche Philosophie wird von ihr mit ihren höchsten Spitzen berührt, während ihre Wurzeln sich weit unter den Thatsachen ausbreiten. Ihr Object ist nicht abstract und ideell, sondern die concrete Thätigkeit des Sprechens, nur mit Absehung von den nationellen Modificationen dieser Thätigkeit, nach ihrer allgemeinen, überall und immer wesentlich gleichen Natur. Wie alle jene allgemeinen Disciplinen, deren Aufgabe ja die Vermittlung der Philosophie mit der Erfassung des gegebenen Einzelnen ist, kann sie weder nach der einen noch nach der andern Seite hin streng abgegrenzt, geschieden werden; indessen gehört sie doch einerseits so entschieden nicht mehr der reinen Philosophie an und ist andrerseits so sehr schon auf die Einzelheit hin gerichtet, dafs, will man sie mit dem einen der angrenzenden Gebiete zusammenfassen, sie nur mit der Sprachforschung

überhaupt angemessener Weise verbunden werden kann. Auch wüſste ich nicht zu sagen, welche Aufgaben der Glottiker von sich ab- und der Sprachphilosophie zuweist, da er sich hierüber nicht äuſsert. Aber selbst jeder Vermuthung muſs ich mich enthalten, da ich von ihm höre (S. 122): „Sprachwissenschaft oder Glottik ist die wissenschaftliche Erfassung und Darstellung*) der Sprache, d. h. des sprachlichen Organismus im allgemeinen und des Organismus einer jeden einzelnen gegebenen Sprache oder Sprachgruppe. Demnach zerfällt sie in die allgemeine und in die specielle Grammatik". Da also „der sprachliche Organismus im allgemeinen" doch auch der Glottik als Gegenstand zufallen soll, so bin ich unfähig, zu rathen, was nach Ansicht des Glottikers „die Lehre von der Idee der Sprache" zu lehren hat.

Nachdem sich der Glottiker von der Sprachphilosophie geschieden hat (wir haben gesehen, wie), scheidet er sich auch von der Philologie. Diese ist, sagt er, „eine historische Disciplin. Die Sprachwissenschaft dagegen ist keine historische, sondern eine naturhistorische Disciplin". Wir wollen uns von der Paradoxie dieser letzteren Behauptung nicht abschrecken lassen und ihre Begründung genau prüfen. „Object der Sprachwissenschaft, lautet ein Grund, ist nicht das geistige Völkerleben, die Geschichte (im weitesten Sinne), sondern die Sprache allein." Gehört denn aber nicht die Sprache zum geistigen Völkerleben? und wird also nicht die Disciplin, welche die Sprache zum Object hat, ein Glied der umfassenden Geschichtswissenschaft d. h. der Philologie sein? Nein, der Glottiker setzt Sprache und Geschichte als zwei verschiedene Momente. „In Sprachbildung und Geschichte, meint er (S. 36), offenbart sich das Wesen des Menschen und das jedes Völkerstammes insbesondere. Diese besonderen Offenbarungsweisen nennt man Nationalitäten; Sprache und Geschichte eines Volkes zusammen geben den Begriff seiner Nationalität." Und, fragen wir, was soll denn wohl zu solcher Stellung der Sprache neben der Geschichte berechtigen? — Die Thatsache allein, daſs die Ausbildung der sprachlichen Lautform vor aller Geschichte liegt, in historischer Zeit dagegen sich nirgends eine Entwickelung, eine Weiterbildung der

*) „Darstellung" ist niemals Aufgabe der Wissenschaft, sondern immer nur erst eine zweite, der Erkenntniſs folgende Thätigkeit.

sprachlichen Form zeigt, sondern nur das Schauspiel sprachlichen Verfalles darbeut (das. S. 34ff.). Ja, Sprache und Geschichte bilden einen entschiedenen Gegensatz: „Sprachbildung und Geschichte sind sich ablösende Thätigkeiten des Menschen, zwei Offenbarungsweisen seines Wesens, die nie zugleich stattfinden, sondern von denen stets die erstere der zweiten vorausgeht.“ Dies folgt aber daraus, „dafs Völker mit unfertigen Sprachen unmöglich geschichtlich sein können, dafs das geschichtliche Leben die Sprache voraussetzt, dafs der Mensch nicht zugleich Sprache schaffend, mit seinem Geiste an den Leib gebunden, die Sprache als Zweck seiner unbewufst vor sich gehenden Geistesthätigkeit habend und geistig frei, selbstbewufst wollend, der Sprache sich nur als Mittel der Kundgebung seiner geistigen Thätigkeit bedienend sein kann.“ Aber fällt nicht auch die Entstehung und Ausbildung der Mythen in die vorgeschichtlichen Perioden des Lebens der Völker? nicht auch Sitte und Glaube, Einrichtung des Hauses und des häuslichen Lebens? Oder sind das keine Offenbarungsweisen des Nationalgeistes? gehören sie nicht in die Philologie, die Geschichte? Und wenn wir in den Zeiten der Geschichte die Sprachen nur verfallen sehen, verhält es sich mit den genannten geistigen Momenten nicht ganz eben so? Wie zerfressend wirkt das geschichtliche Bewufstsein auf den altväterlichen Glauben mit dessen Sagen, Sitten und Gewohnheiten, auf die Volkspoesie zumal, ja, wie oft genug bemerkt ist, auf alle Poesie! — Ist denn aber auch die Thatsache, so allgemein hingestellt oder in solchem Umfange, wirklich richtig? Ist es nur die Geschichte, welche zerstörend auf die Sprache wirkt, und verfallen die Sprachen nie in vorgeschichtlicher Zeit? Es ist ja im Gegentheil unleugbare und klare Thatsache, dafs die deutsche, auch die lateinische und griechische, die celtische und jede, selbst das Sanskrit nicht ausgenommen, schon in vorgeschichtlicher Zeit mannichfache Einbufse an Wörtern und Formen und am Volllaut der Formen erlitten hat. Und andrerseits übt die Geschichte, die Bildung, besonders durch die Schrift, häufig eine conservirende Kraft aus, während Volksdialekte verwildern.

Es lasse sich sogar, sagt Schleicher weiter, „objectiv nachweisen, dafs Geschichte und Sprachentwicklung in umgekehrtem Verhältnisse zu einander stehen. Je reicher und gewaltiger die Geschichte, desto rascher der Sprachverfall; je ärmer, je langsamer und träger verlaufend jene, desto treuer erhält sich die

Sprache. Von allen deutschen Sprachen ist die englische diejenige, welche in Laut und Form die stärksten Einbufsen erlitten hat; die isländische diejenige, welche die alten Laute und Formen am treuesten bewahrt.“ Aehnlich sei das Hebräische schon um 500 a. Chr. viel ärmer in Form und Laut als das Arabische 500 p. Chr., weil die Israeliten eine viel reichere Geschichte als die Araber vor Muhammed hatten; „und zur Zeit da die Griechen begannen, ihre schon vielfach vom alten abgewichene Sprache zu schreiben, redeten die Inder eine dem ältesten Stande des Indogermanischen noch sehr nahe stehende Sprache“. Ist dieses Verhältnifs zwischen Sprache und Geschichte wirklich so schlagend? Hatten die Osseten, Kurden, Afghanen, Zigeuner und heutigen Hindus eine so gewaltige, reiche Geschichte, wie ihre Sprache verfallen und herabgekommen ist? Ist die Geschichte der Engländer um so viel reicher denn die der Deutschen, als die englische Sprache ärmer ist als die deutsche? In welcher Form ich aber nach Schleichers Sinne die geschichtlichen und die sprachlichen Verhältnisse der Griechen und Deutschen einander gegenüber stellen soll, weifs ich kaum. Nur so viel liegt auf der Hand: welche Geschichte hatte der Grieche der römischen Zeit hinter sich! und doch stand seine Sprache derjenigen, welche das hellenische Volk beim Beginne seiner Geschichte sprach, noch um vieles näher, als unser Deutsch dem karolingischen.

Gesetzt aber endlich auch, jene Thatsache, dafs die Sprachformen sich vor der Geschichte bilden und in der Geschichte verfallen, sei wahr, folgt daraus, dafs die Sprache ein Naturobject sein müsse? Um wie viel tiefer als jetzt Schleicher hat Jacob Grimm schon längst über den Verfall der Sprachformen bei innerer Bereicherung in geschichtlicher Zeit sich ausgelassen!

Der Glottiker behauptet (S. 118), das Object der Sprachwissenschaft sei „nicht die freie Geistesthätigkeit (die Geschichte), sondern die von der Natur gegebene, unabänderlichen Bildungsgesetzen unterworfene Sprache, deren Beschaffenheit eben so sehr aufserhalb der Willensbestimmung des Einzelnen liegt, als es z. B. der Nachtigall unmöglich ist, ihren Gesang zu ändern, d. h. das Object der Glottik ist ein Naturorganismus“. Es ist nicht selten, dafs ein gedankenlos festgehaltenes Vorurtheil sich auf die Thatsachen beruft, durch die es am schlagendsten widerlegt wird. So mag sich der Glottiker von Jacob Grimm (Ueber

den Ursprung der Sprache) sagen lassen, wie sich die Sprache von allem Geschrei und Gesang der Thiere unterscheidet. Der Gesang der Nachtigall bleibt von jeder Geschichte unberührt, und so bleibt es die Natur überhaupt. Denn man wird es wohl nicht geschichtliche Berührung nennen, wenn die Natur theils ganz passiv das Gepräge aufnimmt, das ihr der Mensch aufdrückt, theils eben so passiv als Stoff zu seinen Zwecken dient. Wieviel sich auch über die Veränderung sagen läſst, welche das zahme Schaf im Gegensatze zum wilden erfahren hat, über die Verbreitung, die es heute erlangt hat: hat das Schaf eine Geschichte? hat der Kaffee, die Baumwolle eine Geschichte? Dagegen steht die Sprache in Wechselverkehr mit allen Momenten des geschichtlichen geistigen Lebens, gibt ihnen und erhält von ihnen und bekundet sich dadurch als Moment des Geistes. Sie ist keineswegs „von der Natur gegeben", wie der Glottiker mit den Epikureern behauptet (wogegen schon Heyse, System der Sprachw. §. 21—23); und wenn sie „unabänderlichen Bildungsgesetzen" unterworfen ist, so sind dies keine physiologischen; und wenn endlich die Sprachformen und ihre Geschicke „auſserhalb der Willensbestimmung des Einzelnen liegen", so sind auch Sitte und allgemeiner Glaube und Vorurtheil eben so sehr dem Einzelnen gegenüber eine unüberwindliche Macht. Für seine Person kann er sich dieser theilweise entziehen; so kann er auch seine Sprache wechseln. Es ist hier aber nicht der Ort, und überhaupt nicht nöthig, ausführlich zu erweisen (denn es ist längst allgemein anerkannt), daſs der Gang der Geschichte „auſserhalb der Willensbestimmung des Einzelnen" liegt.

Kurz: durchweg zeigt die Sprache geistiges Wesen und in keinem Punkte hat man in ihr Naturbestimmtheit nachgewiesen.

Der Sprachwissenschaft, das ist richtig, „ist die Sprache Selbstzweck" (S. 119). Der Philologie aber etwa nicht? Ueber den ehemaligen Irrthum, als wäre die Sprache dem Philologen nur Mittel, ist heute jeder Philologe hinaus. Der Glottiker selbst gesteht, die Sprache sei „dadurch auch Object der Philologie, daſs in ihr und durch sie das geistige Leben der Völker zur Erscheinung kommt" (das.). Betrachtet denn die Glottik die Sprache nicht inwiefern in ihr und durch sie das geistige Leben der Völker zur Erscheinung kommt? Dann kann sie dem Vorwurfe der Geistlosigkeit schwerlich entgehen. Es ist richtig, daſs der Philologe sich „vorzüglich an Syntax und Styl halten

wird“, der Glottiker nur die Laute und Formen der Sprache betrachtet: dies ist richtig als Thatsache. Nur darf über solcher Thatsache, einer Folge der Beschränktheit menschlicher Individualität, die Forderung der Idee nicht übersehen werden; noch auch folgt daraus, daſs „die Art, wie der Philologe die Sprache erfaſst, eine von der Auffassung des Sprachforschers grundverschiedene ist“. Nur eine Theilung der Arbeit liegt vor.

Freilich aber (und leider!) ist die Glottik nicht Sprachwissenschaft. „Den Philologen geht der Gebrauch an, der von der Sprache gemacht wird, den Glottiker nur der Organismus“. Aber der Gebrauch der Sprache, ist er nicht ihre Entelechie, ihr Leben? Der Glottiker betrachtet also bloſs den Organismus und nicht dessen Leben, d. h. den todten Leib der Sprache; er secirt den Cadaver. Er kennt weder die Wirksamkeit der organischen Formen, „die Function und die Syntax“ (das.), noch auch begreift er die Entstehung dieser Formen; denn diese Organe des Lebens sind ja zugleich erst Erzeugnisse des Lebens, also müssen die Organe aus dem Leben begriffen werden. Selbst in der Naturwissenschaft verdanken Anatomie, Morphologie, Physiologie, Embryogonie, Paläontologie nur der nothwendigen Theilung der Arbeit ihr gesondertes Dasein; der echte wissenschaftliche Sinn wird und muſs sie immer zusammenhalten, in einander bringen. Für die Sprache aber fallen die Rücksichten, wonach jene Disciplinen unterschieden sind, zusammen. Indem die Grammatik das Wesen der Sprache erforscht, hat sie für ihr Object nothwendig alles das zu leisten, was jene Disciplinen für die organischen Naturwesen, und zwar leistet sie dies, wenn und insoweit sie überhaupt ihre Aufgabe erfüllt, mit einem Schlage; Formen, Gesetze, Leben, Geschichte und Ursprung der Sprache lehrt sie mit einem Male (Grammatik und Psychologie §. 85). Es ist ein Menschenalter her, daſs Wilhelm von Humboldt darauf drang, die Sprache dürfe nicht als ein Erzeugtes, ein Werk, *ergon*, sondern müsse als eine Thätigkeit, *energeia* angesehen werden; und immer noch versteht man nicht, was das heiſst. Der Glottiker verfolgt mit Behagen den Verwesungsproceſs; was Wunder, daſs der Philolog sich vor solchem Geruche zurückzieht und sich des Dufts und der Farbe und der Form der Classiker freut.

„Der Glottiker ist Naturforscher“. Nein, der Naturforscher dankt bestens für solche Gesellschaft. Wir sehen hier

wieder in auffallender Weise, wie sehr ein Vorurtheil verblendet. Schleicher (Darwins Theorie und die Sprachwissenschaft) glaubt sich in vollster Uebereinstimmung mit Darwins Betrachtungsweise, der sich auch Schleiden anschliefst. Dieser fafst die Theorie des englischen Geologen in folgenden Worten zusammen: „Alle Organismen auf der Erde, Pflanzen wie Thiere, Untergegangene und Lebende, hängen als eine einzige grofse Familie durch naturgemäfse Abstammung untereinander zusammen“. „Aus der einfachsten Grundlage, aus einer noch unvollkommenen Zelle entstand allmählich die grofse Zahl gleichfalls noch unvollkommener, einfacher und niedriger Organismen im Thier- und Pflanzenreich nach den sehr verschiedenen Lebensbedingungen, die ihnen von den verschiedenen Oertlichkeiten dargeboten wurden; so entstanden nach und nach die entwikkelteren Formen, den mehr und mehr sich verwickelnden äufseren Verhältnissen entsprechend, und so gingen auch bestehende Formen unter, während ihre Nachkommen in immer mehr veränderten neuen Formen fortdauerten, in demselben Mafse, wie sich allmählich durch die geologischen Veränderungen auf der Erde die Wohnstätte des Lebendigen und somit die Lebensbedingungen änderten.“ „Man mufs hierbei die Zeit als wesentlichen Factor nicht aufser Acht lassen.“ Was geht also hier vor? Darwin und Schleiden wollen die bisherige Naturbeschreibung, welche ein unveränderliches Dasein zum Gegenstande hatte, zur Darstellung einer Entwickelung der Natur in der Zeit, d. h. zur Geschichte machen. Ein solches Unternehmen, es mag gelingen oder nicht, ja, es mag sich als berechtigt erweisen oder nicht, verdient die höchste Theilnahme aller Gebildeten. Was hat aber der Glottiker von ihnen gelernt? Die Glottik hat die Sippen der Sprachen zu ordnen und ist „descriptiv“ (S. 123), und also „theilt sie im wesentlichen ihre Methode mit der Naturwissenschaft überhaupt“! Nachdem sich die Glottik zur descriptiven naturhistorischen Disciplin herabgesetzt hat, erkennt sie auch jetzt ihre Schwäche noch nicht, da sich die Naturwissenschaft zur Geschichte erhöht! *)

Und soll ich mich nun noch auf die Behauptung einlassen, die Sprachwissenschaft sei darum eine Naturwissenschaft, weil

---

*) Uebrigens enthalte ich mich des Urtheils über Darwins Theorie, ich nehme sie weder an, noch weise ich sie ab, sondern erwarte die Entscheidung der Naturforscher.

eine Beobachtungswissenschaft? und soll ich auf das Gerede gegen apriorische Construction und für Beobachtung der Thatsachen eingehen? Als wenn Beobachtung den Naturwissenschaften eigenthümlich wäre! als wenn nicht die Philologen ihre Observationes gemacht hätten! als wenn sich der Glottiker in Bezug auf subtile Beobachtung mit Herodian messen könnte! Und warum hat Herodians mit gröfster Akribie gemachte Beobachtung dennoch keine wahre Grammatik erzeugt? warum war diese den Bopps und Grimms aufbewahrt? In wie fern dies von apriorischen Momenten abhängig war, das kann ich dem Glottiker freilich nicht zeigen; denn er hat sich von der Sprachphilosophie geschieden *).

Auch Max Müller (Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, übersetzt von Böttger) will die Sprachwissenschaft zu den Naturwissenschaften gezählt wissen. Sein erster Grund ist, „dafs, wenn schon die Sprache einen beständigen Wechsel zeigt, der Mensch dennoch nicht die Macht besitzt, denselben hervorzubringen oder zu verhüten.“ (S. 34). Müller gesteht zu (S. 38): „Die Sprache kann nicht durch sich selbst bestehen: sie verlangt einen Boden, um darauf zu wachsen, und dieser Boden ist der Menschengeist“ — mehr verlange ich vorläufig nicht, um daraus zu schliefsen: also kann die Sprachwissenschaft nicht in den Kreis der Naturwissenschaft gehören; und hiermit ist Müller genügend widerlegt. Er wehrt uns aber, die Sprachwissenschaft zur geschichtlichen zu machen, indem er über das Wachsthum der Sprache folgendes bemerkt. Es seien in demselben zwei Vorgänge zu beachten. Der eine ist der phonetische Verfall, durch den „nicht nur die Form, sondern die ganze Natur der Sprache zerstört wird.“ Nämlich: „In der Sprache hatte ursprünglich Alles eine Bedeutung.“ Ihr Zweck ist ja kein andrer, „als unsere Gedanken auszudrücken“, und so konnte sie „weder mehr noch weniger enthalten, als was zu diesem Zweck erforderlich ist“; und also dürfte man „mit keinem Theile derselben eine Aenderung vornehmen, ohne dessen eigentlichen Zweck zu vereiteln“ (*without defeating its very purpose*). „Sobald sich also diese phonetische Corruption in

*) Ein andrer Grund, den Schleicher anführt, klingt zu spafshaft (Compendium der vergleichenden Gr. S. 1): „die Sprachen leben, wie alle Naturorganismen; sie handeln nicht, wie der Mensch, haben also auch keine Geschichte, wofern wir dieses Wort in seinem engern und eigentlichen Sinne fassen.“

einer Sprache zeigt, hat auch die Sprache das verloren, was wir als den wesentlichen Charakter aller menschlichen Rede betrachteten, nämlich dafs jeder Theil derselben seine Bedeutung haben sollte.“ Weder wir noch der Grieche und Römer, noch der alte Hindu dachte daran, dafs z. B. das Zahlwort für zwanzig ursprünglich zwei zehn bedeutete, wie es denn aus *dwis dakati* corrumpirt ist oder gar aus *dwis dwakatatarka* $= 2 \times [2 \times ([1 + 3] + 1)]$, wenn wir Bopps Analyse der Zahlwörter annehmen. „Die Sprache ist deshalb in ein neues Stadium eingetreten, sobald sie den Angriffen des phonetischen Wechsels weicht. Das Leben der Sprache erstarrt oder erlischt auch gänzlich in den Worten oder Worttheilen, welche die ersten Spuren dieser phonetischen Umbildung zeigen. Von nun an können solche Worte oder Worttheile allein noch künstlich durch Tradition aufrecht erhalten werden.“

Diese phonetische Corruption ist nun auch der Quell der „sogenannten grammatischen Formen“ (S. 41). Wie entstand z. B. der Plural? Die Sache ist kinderleicht zu begreifen. Man beachte nur, dafs man im Chinesischen sagt *žin* (ž = französ. *j*) Mensch; für Menschen aber im Plural *žin kiai* Mensch-Allheit. Der Fremde heifst *i*, die Classe *pei*, die Fremden *i pei*, eig. Fremden-Classe. So sagen auch wir Menschen-Geschlecht für Menschen, Christenheit (eig. Christen-Gesammtheit) für Christen. Sobald nun die phonetische Corruption mit ihren „Verheerungen angefangen hat, behalten die von ihr betroffenen Worttheile nur noch ein ihnen nach Uebereinkommen gewährtes, künstliches Dasein und schwinden zu grammatischen Endungen zusammen“ (S. 42). Auf dieser corrupten Theorie von der Entstehung der grammatischen Formen beruht zugleich die morphologische Classification der Sprachen. Die Corruption nämlich ist 1) noch nicht eingetreten in den einsylbigen Sprachen; 2) sie hat die determinativen Wörter ergriffen, welche dadurch zu Endungen der Hauptwurzeln werden, in den agglutinirenden und polysynthetischen Sprachen; 3) sie hat auch die Hauptwurzel ergriffen in den flectirenden Sprachen. In der griechischen Sprache, welche die vollkommenste Grammatik hat, mufs wohl die Corruption am heftigsten gewüthet haben. Wenn Schleicher wenigstens für die vorgeschichtliche Zeit ein Wachsthum der Sprache erkennt und ihr Absterben erst mit der geschichtlichen Zeit beginnen läfst: so fängt nach Müller der Ver-

wesungsprocefs schon mit der Entstehung grammatischer Formen in der Urzeit an; schon damals haben die Sprachen „den wesentlichen Charakter aller menschlichen Rede“ verloren.

Solche Theorie, welche die grammatische Form erst zu „sogenannten grammatischen Formen“ herabsetzt, um sie zu erklären, richtet sich von selbst*). Daher sei hier nur ein Punkt hervorgehoben, der sowohl an sich der wichtigste ist, weil er der ganzen Ansicht zu Grunde liegt, und der zugleich auch für uns in psychologischer Rücksicht bedeutsam ist. Müller sagt: (S. 42) „Die Wörter leisten, so lange sie völlig verstanden und lebendig erhalten werden, der phonetischen Corruption Widerstand; aber sobald sie nur, so zu sagen, ihre Geistesgegenwart verlieren, stellt sich auch der phonetische Verfall ein“. Die phonetische Corruption ist also nicht das Primäre; sondern sie ist abhängig von Verhältnissen des Bewufstseins. Müllers Theorie bewegt sich also durchaus um die Oberfläche der Erscheinungen, ohne ihr Wesen, ihren Grund zu berühren. Eben darum aber erweist sie sich zugleich auch als nothwendig falsch. Betrachtet man die Sprache auch nur als ein ganz äufserliches Mittel und Werkzeug: wie könnte wohl ein solches seinem Zwecke noch genügen, wenn seine „ganze Natur zerstört“ ist!

Der zweite Vorgang, der neben der phonetischen Corruption das Wachsthum der Sprache ausmacht, ist die dialektische Wiedererzeugung. Hierunter wird blofs verstanden, dafs neben dem literarisch ausgebildeten Dialekte eines Volkes, der vorzugsweise seine Sprache, seine Hochsprache, heifst, immer viele Volksdialekte leben. Wird dann durch politische Ereignisse dieser literarische Dialekt weggeschwemmt, so zeigen sich die Volksdialekte noch lebendig und werden von neuem zu Schriftsprachen.

Also hat die Sprache keine Geschichte. Sie erfährt blofs, wie die Erdrinde, allerlei „Modificationen, welche mit der Zeit durch fortwährend neue Combinationen gegebener Elemente stattfinden, und welche sich der regelmäfsigen Einwirkung freier

*) Wer meine „Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues“ kennt, wird sich selbst sagen können, wie ich über Müllers Theorie von der Entstehung der grammatischen Formen denken mufs, wie auch von der morphologischen Classification und namentlich von dem Ungeheuer einer turanischen Sprachfamilie, welches die einsylbigen Sprachen Hinterindiens mit den finnischen und etlichen andern zusammen verschlingt.

Kräfte entziehen und schliefslich als das Resultat natürlicher Einflüsse erkannt werden können" (S. 63).

Wer in solcher Weise in der höher organisirten Sprache nichts als „verkrüppelte" Lautgebilde sieht, wer so jede Spur von Geist aus denselben schwinden läfst, der mag immerhin von dem Wunder, dem geheiligten Boden der Sprache reden, er mag diese *a vehicle or an organ of thought* (p. 23) nennen, es bleiben dies leere Phrasen *). Und damit will er „die Aufmerksamkeit der Philologen, Philosophen, Geschichtschreiber und Theologen" auf sich lenken!

Nach Müller sind Lateinisch und die romanischen Sprachen „nur verschiedene Perioden einer in ihrer Substanz **) sich gleichbleibenden Sprache" — von etwas anderm aufser der Substanz weifs Müller nichts. Er sagt: „Wenn wir nun das Italienische eine Tochter des Lateinischen nennen, so denken wir dabei nicht daran, dem Italienischen ein neues Lebensprincip beizulegen. Nicht ein einziges Wurzelelement wurde zur Bildung des Italienischen neu geschaffen" — und aufser den Lautelementen gibt es in der Sprache nichts! „Italienisch ist Lateinisch in einer neuen Form; Italienisch ist modernes Latein, oder Latein antikes Italienisch". Das ist eben so richtig, wie wenn jemand behauptet: wir mögen Fleisch oder Pflanzen essen, unsre Speise ist doch nur Erde und Mist.

Aus einer solchen Ansicht von der Sprache folgt allerdings, dafs „die Sprache Homers an sich kein gröfseres Interesse darbietet, als der Dialekt der Hottentotten" (S. 67). Aber was ist das für „eine wissenschaftliche Behandlung der menschlichen Rede", die in Homers Sprache nicht mehr findet, in ihr nicht Probleme höherer Art und gröfserer Anziehungskraft erkennt als in der des Hottentotten!

Hier wird auch der Ursprung der Sprache wichtig; denn vom Ursprunge jedes Dinges wird ja dessen Wesen bedingt. Nach Müller sind die Wurzeln der Sprache „das Werk der Natur" (S. 335). „Der Mensch war in seinem vollkommnen Urzustande nicht wie die Thiere allein mit dem Vermögen begabt, seine Empfindungen durch Interjectionen und seine Wahr-

---

*) Der Uebersetzer gibt *organ of thought* durch „Organ der Gedankenmittheilung" wieder — sehr gescheit!

**) Im Original (p. 56) *substantially*. Die Uebersetzung ist vom Verf. autorisirt.

nehmungen durch Onomatopoiie auszudrücken; er besafs auch das Vermögen, den vernünftigen Conceptionen seines Geistes einen besser, feiner articulirten Ausdruck zu geben. Dieses Vermögen hatte er nicht selbst herangebildet (*That faculty was not of his own making*). Es war ein Instinct, ein Instinct des Geistes, eben so unwiderstehlich, wie jeder andre Instinct. So weit als die Sprache Product jenes Instinctes ist, gehört sie dem Reiche der Natur an". Wie so dies? Was einem Instincte des Geistes entstammt, soll der Natur angehören? — Und was für ein Instinct war denn dies nun? „Das Vermögen, welches jeder Vorstellung, indem sie zum ersten Male durch das Gehirn drang (*thrilled*), einen lautlichen Ausdruck verlieh" (S. 332). Es ist „eine der menschlichen Natur inwohnende Kraft". Die ursprünlichsten Wurzeln „existiren, wie Plato sagen würde, durch die Natur; obgleich wir mit Plato hinzufügen sollten, dafs wir, wenn wir sagen durch die Natur, damit meinen durch göttliches Wirken" — d. h. obwohl hier der Ursprung der Sprache erklärt sein sollte, so bleibt er doch eben völlig unerklärt.

Bevor wir an unsre Darlegung des Verhältnisses der Sprachwissenschaft zur Geschichte gehen, können wir uns als Ergebnifs der vorausgeschickten Kritik dies merken. Müller weifs, dafs die Sprache weder der Natur entspriefst, noch ein Werk des freien Geistes ist; also gehört sie der Natur, schliefst er völlig unlogisch, weil er von dem was man geistigen Instinct nennen kann, gar keine klare Erkenntnifs hat. Wir werden also nur dies sagen: die Sprache gehört eben so wenig dem freien, in der Geschichte schöpferischen Geiste, als der Natur. Sie stammt aber auch nicht aus einem Dritten, einer Indifferenz und Grundlage von Natur und Geist. Sondern sie ist ganz und durchaus geistigen Wesens, ein Erzeugnifs des Geistes, aber unter eigenthümlichen Bedingungen hervorgebracht. Dies kann ich hier nicht ausführlich darlegen, und meine Theorie vom Ursprunge der Sprache läfst sich nicht, wie die Müllersche, in einem Satze ausdrücken. Auf Schleichers, allerdings, wie mir scheint, unerläfsliche Unterscheidung von geschichtlicher und vorgeschichtlicher Zeit werde ich sogleich kommen.

Ausgehen wollen wir von Böckhs Bestimmungen. Mit ihm setze ich — und ich halte jede weitere Begründung dieses Satzes für unnöthig — die Philologie sei die Erkenntnifs der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit, die Wissenschaft von dem sich entwickelnden Geiste, kurz Philologie ist Geschichte. Bei

jeder andern Annahme wird die Philologie entweder einseitig gefafst, oder sie verliert ganz den Rang einer Wissenschaft und wird zur blofsen Hülfsdisciplin*). So werde ich im Folgenden nur von Geschichte reden. Die Geschichte gliedert sich einerseits nach den Völkern, den äufsern Trägern des Geistes in der Wirklichkeit, also in eine Geschichte der Griechen, der Deutschen u. s. w., andrerseits aber nach den innern Momenten des Geistes, und so zerfällt sie in eine Geschichte der Staatenbildung und der Verfassungen, des Handels und Privatlebens, der Kunst u. s. w. Es ist wohl klar, wie diese beiden Gliederungen, die nach verschiedener Richtung erfolgen, sich kreuzen. Indem nun in der einen aus einander geht, was in der andern zusammengefafst wird, dort die Völker, hier die Momente des Geistes: so heben sich die beiden Theilungen einander auf, und es ergibt sich eben etwas, was man nicht so gut Theilung als Gliederung nennt, darum weil trotz der bestimmten Sonderung die Theile zusammen bleiben und nicht aufhören im Ganzen zu leben. Freilich wird hier eine Idee gezeichnet, der die Wirklichkeit nicht völlig entspricht, aber nachstrebt.

Dieses einfache Verhältnifs erschöpft indessen die Sache nicht, wie sich gerade, wenn wir das Gesagte auf die Sprach-

---

*) Mit der obigen Behauptung soll nicht etwa, ich möchte sagen: eine Drohung gegen den Philologen ausgesprochen werden; ich will ihn nicht dadurch zur Gleichstellung von Philologie und Geschichte zwingen, dafs ich ihm vorhalte, wenn er dieselbe nicht zugestehe, so werde sein wissenschaftliches Thun vom Range der Wissenschaft herabgesetzt werden. Noch weniger soll das Verdienst der Philologen auch nur im mindesten unterschätzt werden, weil zum Theil selbst die bedeutendsten nichts hervorgebracht haben, was eine historische Leistung genannt zu werden pflegt. Man vergesse nicht, dafs oben begriffliche Bestimmungen gegeben, aber nicht persönliche Werthe beurtheilt werden sollen. Die Stellung einer Disciplin im Systeme der Wissenschaft hängt lediglich von ihrem Begriff ab; der Werth persönlicher Thätigkeit aber wird nicht von dem bedingt, was, sondern wie man es treibt. Ich weifs, dafs man sich hohe Verdienste erwerben kann, wenn man die geistigen Denkmäler der Vergangenheit und Berichte über früheres geistiges Leben derartig bearbeitet und verstehen lehrt, dafs sie nun erst einerseits als Quellen der Geschichte und andrerseits als Mittel zur Bildung dienen können. Solche Thätigkeit herabsetzen wollen, wäre thöricht, und man mag sie als die philologische bezeichnen. Soll aber der Kreis der Wissenschaften ausgemessen werden, so könnte allerdings diese Philologie, soweit ich sehe, theils nur als Hülfsdisciplin der Geschichte untergeordnet werden, theils unter den praktischen Wissenschaften in der Pädagogik ihre Stelle finden. Von ihr konnte aber im Texte nicht die Rede sein, und über ihr Verhältnifs zur Sprachwissenschaft wäre dem eben Bemerkten gemäfs nur dies zu sagen, dafs sie die literarischen Denkmäler der Vergangenheit so bearbeitet, dafs der Sprachforscher in denselben getreue und richtig verstandene Quellen und Objecte seiner Wissenschaft erhält.

wissenschaft anwenden, am klarsten zeigt. Berücksichtigen wir nämlich die Gliederung nach Völkern, so kann füglich nur von drei Hauptzweigen der Geschichte die Rede sein, dem classischen, dem orientalischen und dem modernen. Die classische Geschichte ist die engste; sie umfaſst nur die Griechen und Römer. Die moderne zerfällt in zwei oder auch drei Unterabtheilungen: die germanische, romanische und auch noch die slavische Geschichte. Die orientalische umfaſst die Aegypter, die Semiten, die Perser und Inder und die Chinesen. Unselbständig und also mit dem einen oder dem andern der genannten Völker zu verbinden sind die Armenier, die Türken, die Tübeter und Mongolen, die dekhanischen und hinterindischen Völker; und eben so in Europa die Magyaren. Noch weiter läſst sich füglich die Geschichte wohl nicht ausdehnen. Sie umfaſst also noch nicht einmal sämmtliche Völker Asiens und Europas; denn auſserhalb ihres Bereichs bleiben tatarische Stämme und sämmtliche Völker im Norden dieser Erdtheile von Tungusien bis nach Lappland, die Celten, die Basken und die Albanesen, abgesehen von den untergegangenen Völkern. Die Sprachwissenschaft dagegen kann die Sprache keines Volkes der Erde von sich ausschlieſsen, auch nicht die der Eskimos und Buschmänner und der Bewohner der Freundschafts-Inseln u. s. w. u. s. w. *).

Kurz, wir erinnern uns, daſs es viele Völker, ein weit ausgedehntes menschliches Leben gibt, das einerseits nicht Gegenstand der Physiologie sein kann, weil es geistiges Leben ist, und das doch auch hinwiederum nicht Gegenstand der Geschichte ist, weil es keine Entwicklung zeigt. Geistiges Leben erstlich ist es; denn alle jene Völker sprechen, und Sprache ist Abstraction, Bildung von Artbegriffen, Gedankenformung, also Logik und Selbstbewuſstsein, wenn dies auch nur in den ersten Anfängen. Auch hat jedes Volk Religion, und ich erkläre kurzweg, daſs alle Reisenden, welche behaupten, Völker ohne eine solche angetroffen zu haben, in diesem Punkte schlecht beobachtet haben müssen. Auch haben alle Völker ein Familien-

*) Die Sprachen der wilden oder culturlosen Völker sind allerdings dem Sprachforscher in mannigfacher Hinsicht wichtig und anziehend. Einerseits lernt man hier einfachere Bewegungen und Verhältnisse der Vorstellungen kennen, und andrerseits stöſst man auf Feinheiten, auf geistige Blitze, die man hier nicht gesucht hätte. Aber wie dem Psychologen der gebildete Mann eine höhere, wichtigere Aufgabe bietet, als das naive Landkind: so dem Sprachforscher die Cultursprachen im Vergleich zu den ungebildeten.

Leben, ich meine: noch in ganz anderer Weise, als auch Thiere etwas Aehnliches haben. Und alle leben sie in einer gewissen Form staatlicher und geselliger Vereinigung, in einem gewissen Verkehr. Wo dies in sehr niedrigem Grade der Fall ist, da walten ungünstige äufsere Ursachen ob, die zu erkennen nicht schwer sein wird. Ueberall kennt der Mensch den Gebrauch des Feuers; überall arbeitet er mit Werkzeug. Wo immer also der Mensch lebt, da ist auch geistiges Leben, welches der Physiologie entgeht. Aber, zweitens, was hätte wohl die Geschichte von jenen Völkern zu berichten? Nennen wir es Geschichte, dafs hier ein Flufs versandet, dort ein Strom sich ein neues Bett gräbt und das alte austrocknen läfst? dafs hier Boden vom Meere abgerissen, dort angeschwemmt wird? dafs sich bei einem Erdbeben ein Fels als Insel über die Fläche des Meeres erhebt? Ist es Geschichte, wenn ein Bienenschwarm davon zieht, wenn sich zwei Bienen-Königinnen bekämpfen, bis eine unterliegt? Und wenn wir dies nicht Geschichte nennen, ereignet sich bei jenen Völkern Bedeutsameres? Horden wandern hin und her aus Bedürfnifs oder Lust, vertilgen Stämme, auf die sie stofsen, oder vermischen sich mit ihnen und bleiben so bei ihnen oder ziehen sie mit sich fort. Sie lassen sich nieder nach längeren Wanderungen und nehmen das Leben wieder auf, das sie verlassen und gestört hatten. Sie gründen mehr oder weniger umfassende Herrschaften, die man wohl nicht Staaten nennen kann und die über kurz oder lang zersplittern und bedeutungslos verschwinden. Stämme einen sich, spalten sich und vereinigen sich wieder und sind in der Trennung und in der Verbindung immer dasselbe. Es ist ein unruhiges Dasein, ein Sein voll Freud und Leid; aber es wird nichts, was nicht schon gewesen wäre, es entsteht nichts Neues. Auch in der Natur liegt ja ein unaufhörliches Geschehen; Felsen zersplittern, Wasser strömen u. s. w. u. s. w.; fast überall auch ein Drängen organischer Triebe u. s. w. Aber nicht das Factum als diese Einzelheit und nicht dieses Individuum als solches und für sich ist das Werthvolle, sondern nur die hier verwirklichte Art, das verwirklichte Gesetz. Eben so bei jenen culturlosen Völkern. Sie haben einen Werth als Darstellung der Menschen-Art, als Wirklichkeit menschlich-psychischen Lebens; aber der einzelne Fall ist gleichgültig.

Es gibt also ein ungeschichtliches geistiges Leben: geistig

ist dieses Leben, weil es eine Bewegung geistiger Momente ist; aber ungeschichtlich, weil diese Bewegung, wie das Dasein der Natur ein bloſser Kreislauf, eine ewige Wiederkehr desselben ist*), aber keine Erhöhung des Werthes geistiger Wirksamkeit. Die Erzeugnisse solches Lebens sind von kurzer Dauer und werden immer wieder neu erzeugt, und zwar so wie sie waren. Was hier geschieht, hat theils nur praktische Bedeutung, dient bloſs der Erhaltung des Daseins und hat darum auch nur individuelle Geltung, aber keinen Anspruch auf allgemeine Anerkennung; theils ist es von allgemeiner Bedeutung, findet sich aber auch überall. Individuelles dagegen von allgemeinem Werthe, allgemeiner Inhalt in einzelner Gestalt, ist hier nicht zu finden, also nichts Einzelnes, das als solches durch eigenthümliche Bedeutsamkeit ewigen Andenkens werth wäre. Die Wissenschaft für das Leben dieser ungeschichtlichen Völker ist die Ethnologie. Die Sprachwissenschaft, indem sie die Sprachen aller Völker zusammenfaſst, verbindet also nicht bloſs die Geschichte der verschiedenen Völker, sondern setzt diese Verbindungslinie auch noch fort aus der Geschichte durch die Ethnologie hindurch.

Dies wird leicht Zustimmung finden; schwieriger ist Folgendes. Auch die Völker der Geschichte hatten einst eine Zeit

---

*) Mit dem Obigen soll natürlich nicht den Ergebnissen der Geologie und Paläontologie widersprochen werden, welche uns ein Werden, eine Geschichte der Erde und der auf ihr lebenden Wesen zeigen, ein allmähliches Hervortreten immer neuer und immer werthvollerer Gestaltungen. Es bedurfte nicht erst der Darwinschen Theorie um eine geschichtliche Auffassung in die Betrachtung der Natur zu tragen. Daneben aber behält doch diejenige Betrachtung für immer ihr Recht, welche die jetzt vorhandenen Arten als feste, unabänderliche Typen der Wesen ansieht, um deren Entstehung sie sich nicht bemüht, bloſs auf die Erkenntniſs der Gesetze gerichtet, nach denen die unwandelbaren Arten leben. Und diese Betrachtung ist eben die ungeschichtliche, weil sie keinen Fortschritt, sondern nur ein Nebeneinander und einen Kreislauf erkennt.

Wenn nun hier andrerseits für das Wesen der Geschichte ein Fortschritt vorausgesetzt wird, so leugne ich gar nicht, sondern hebe es bestimmt hervor, daſs die Geschichte einen teleologischen Charakter trägt; nur folgt hieraus gar nicht, daſs wir nun auch der Geschichte ein Endziel vorstecken müssen. Es handelt sich zuerst um Darstellung von geistigem Dasein, geistigem Leben, von Streben und Genuſs und Erfolg. Jede Periode dieses Daseins ruht aber auf einer vorangehenden, hebt sich aus dieser empor; und wie diese die Ursache jener, so ist jene das Ziel dieser. Zeiten der Behaglichkeit und des Glückes, wie die perikleische, werden wir gern bloſs als Erfolg und Wirkung der Vergangenheit betrachten; die Zeiten des Verfalls und Elends aber müssen wir erstlich eben so als Folgen ansehen: nur ist hier zweitens die Forderung klar, zu erkennen, wie der Niedergang des Geistes nur die Vorbereitung für einen neuen Aufgang ist; solche Zeiten weisen über sich hinaus auf ein Höheres, ein Ziel, dem zugestrebt wird. (Vergl. meine Geschichte der Sprachw. bei den Griechen S. 267 ff. 380 ff.)

durchlebt, in der sie noch keine Geschichte hatten, noch keine Cultur. Auch die Griechen und die Römer, auch die Deutschen hatten ihre ungeschichtliche Zeit, welche für sie eine vorgeschichtliche ist, eine Zeit, wo sie streng genommen, nur erst als Gegenstand der Ethnologie erscheinen, als naiver Geist, und dennoch von höherer Bedeutung als die ungeschichtlichen Völker. — Man versteht unter „vorgeschichtlichen Zeiten" gewöhnlich nur die Zeiten, welche unserer geschichtlichen Kenntnifs vorangehen. Der Fortschritt der Geschichtswissenschaft besteht nun zum Theil auch darin, dafs wir Kunde gewinnen von Zeiten, von denen man vorher nichts wufste, dafs also die Grenze zwischen der geschichtlichen und vorgeschichtlichen Zeit immer tiefer in die Vergangenheit hinab, der Gegenwart immer ferner geschoben werde. So ist offenbar durch Entzifferung der Hieroglyphen und Keil-Inschriften die vorgeschichtliche Zeit tiefer hinabgerückt worden, als sie vor einem Menschen-Alter gesetzt werden mufste. Auch sonst ist durch mancherlei Combinationen eine gewisse Erkenntnifs von Zeiten gewonnen, die früher ganz in Dunkel lagen. Von diesem Sinne nun ist der verschieden, in welchem hier das Wort vorgeschichtlich genommen wird. Nicht unsere Kunde oder der Mangel an Kunde von ihr macht eine Zeit zur geschichtlichen oder ungeschichtlichen; sondern der Geist ist nach dem Inhalte und nach der Form seines Bewufstseins geschichtlich oder nicht, das Geschehene selbst trägt den Charakter der Geschichte oder nicht, es mag uns bekannt sein oder sich unserer Kenntnifs entziehen. Wie es heute noch Völker mit ungeschichtlichem Geiste gibt, so gab es neben den Griechen und Römern, neben den Persern ungeschichtliche Völker, z. B. die Germanen, wie neben den alten semitischen Cultur-Völkern und den Aegyptern die alten Griechen. Aber genauer und richtiger nennen wir jene alten Griechen und Deutsche nicht ungeschichtlich, sondern nur vorgeschichtlich. Denn schon jene unterschieden sich wesentlich von den ungeschichtlichen Völkern. In ihnen lag schon ein Keim zur Geschichte, der in jenen nicht liegt; d. h. sie besafsen in ihrem Bewufstsein und in der Einrichtung ihres Lebens schon die Bedingungen, aus denen sich unter günstigen Umständen die Geschichte erheben konnte.

Hier tritt uns nun die Frage entgegen: wann ist jedes der Culturvölker aus dem ungeschichtlichen Zustande in den geschichtlichen eingetreten? und wie unterscheidet man diese bei-

den? Es unterliegt keinem Zweifel, daſs die geschichtlichen Verhältnisse vielfach ihre Begründung in dem vorgeschichtlichen Zustande haben. Die spätere Staatenbildung und die politischen Verbindungen und Trennungen sind häufig durch Stammes-Eintheilung schon in vorhistorischer Zeit vorbereitet. Ja die Entstehung und der Charakter der Civilisation und Cultur eines Volkes wird wesentlich bedingt durch dessen vorgeschichtliche Zustände. Wenn auch die Begegnung mit andern Völkern und deren Einflüsse von höchster Wichtigkeit sind, so ist doch das Maſsgebende immer der Charakter des Volkes, wie er sich schon vorher gebildet hat. Es war freilich nicht gleichgültig für die deutschen Stämme, daſs sie auf römische Cultur stieſsen. Dieser Anstoſs, und er war ein sehr harter, scheint sogar durchaus nothwendig gewesen zu sein, um den Funken im deutschen Geiste zu wecken; doch bleibt immer das, was die Deutschen schon vorher waren, der Grund für das, was sie nun wurden. Man kann fragen, was geworden wäre, wenn die Deutschen den Muhammedanismus angenommen hätten? Man müſste nur vorher die Frage beantwortet haben, ob und besonders in welcher Weise und Form sie ihn hätten annehmen können. Ohne Weitläufigkeit läſst sich, denke ich, dies behaupten: auch als Muhammedaner würden sie keinen Harem errichtet haben. Aber die Festigkeit des nationalen Charakters schon in vorgeschichtlicher Zeit und dessen Wichtigkeit für die Gestaltung der folgenden Geschichte, sein wirksames Hineinreichen in die Geschichte selbst in höherem Grade zugestanden, als vielleicht Viele verlangen werden: so bleibt doch der Unterschied zwischen der geschichtlichen und vorgeschichtlichen Zeit eines Volkes als ein durchgreifender bestehen.

Bevor wir aber diesen zarten Punkt berühren, noch die Frage, welche geistigen Momente das geschichtliche Leben bewirken oder wenigstens theilen, und welche nicht? Oder nehmen sie alle an der Geschichte in gleicher Weise Theil?

Abgesehen davon, daſs es unwandelbare Gesetze für das Seelenleben gibt, welche für den gebildetsten Menschen eben so wohl Geltung haben als für den Wilden und selbst das Thier — abgesehen hiervon, muſs man behaupten, daſs sämmtliche Momente des Geistes von der geschichtlichen Bewegung ergriffen werden, und daſs, wie der Mensch in allem was er thut und was er lebt sich vom Thier unterscheidet: eben so wie-

derum der Cultur-Mensch gegen den naiven in jeder Lebens-Regung seine höhere Stufe offenbart. Er schaut anders an, er fühlt anders, er strebt und arbeitet anders — anders, sage ich, nicht blofs Anderes; denn das andre Object setzt auch eine andre Form und Weise der darauf bezüglichen Thätigkeit. Nicht die sinnlichste und gemeinste Verrichtung bleibt unergriffen von der in der geschichtlichen Entwicklung sich vollziehenden Vermenschlichung. Allerdings aber nehmen nicht alle Kreise des Lebens den gleichen Theil an der Geschichte. — Der Mensch steht erstlich der Natur gegenüber, in der, trotz der und vermittelst der er sich zu erhalten hat; aber zweitens nicht für sich allein steht er, sondern mit Vielen seines Gleichen, die eine Gesellschaft bilden, verbunden und verkehrend; drittens aber ist er ein selbstbewufstes Wesen. In allen drei Beziehungen macht sich der geschichtliche Fortschritt geltend, am wesentlichsten und in erster Linie aber in der dritten, also im Denken und Erkennen, und von hier aus mittelbar auch in den beiden andern, und alle drei stehen in Wechselwirkung. Urtheile über das was recht und was unrecht ist, was edel und würdig oder unedel und unwürdig — sie sind es, wodurch die Verhältnisse der Gesellung geregelt und erzeugt werden; der Fortschritt dieser Urtheile gestaltet, wie es ihm zusagt, die Einrichtung des geselligen Lebens um; und die immer tiefer eindringende immer mehr sich erweiternde Erkenntnifs der Natur fördert und erhöht die Arbeit. Die Anstrengung wird vermindert, und doch der Erfolg nicht nur sicherer, sondern auch umfassender, daher der Genufs gröfser, das Streben gesteigert, die Arbeit aber auch selbst (und das ist das Wichtigste) vergeistigt, veredelt, und durch alles dies das gesellige Band vielfacher verschlungen und fester, zarter und doch kräftiger. Sollte es nöthig sein, dies weiter auszuführen *)? Man denke an Essen und Trinken. Der wilde oder naive Mensch wird fern davon sein, wie das Thier blofs seinen Hunger zu stillen; aber erst Bildung bringt das volle ästhetische Interesse hinein und zieht fast in das geistige Leben was eigentlich und bei Uncultur vorzugsweise doch nur dem materiellen Bedürfnisse dient.

Sonach leuchtet ein, dafs der eigentliche Boden oder Fac-

*) Ich darf hier im Voraus auf einen Aufsatz meines Freundes Lazarus „über den moralischen Fortschritt in der Geschichte“ verweisen, der in unserer Zeitschrift für Völkerpsych. u. Sprachw. erscheinen wird.

tor der Geschichte das Selbstbewufstsein ist. Daher wird sie sich auch in der Erkenntnifs, d. h. in der Wissenschaft, in der Kunst, in der Religion besonders klar zeigen; dann auch noch in den grofsen Formen des gesellschaftlichen Lebens, in der Einrichtung und in den Schicksalen der Staaten und Völker, in ihrem kriegerischen und friedlichen Verkehr, während sie in den Beziehungen innerhalb der engern Kreise, wie des Hauses und der Familie, des kleinen Handels und Handwerks und des ganz individuellen Lebens, nur in langsamern Schritten, weil nur mittelbar vorgeht. Dennoch fehlt ihr Fortschritt nirgends, wo Geist wirkt und lebt, und wird auch an den letztgenannten Punkten beim Vergleich weit auseinander liegender Perioden leicht sichtbar.

Ist nun das Selbstbewufstsein der Hebel der Geschichte, so ist es auch das unterscheidende Merkmal des geschichtlichen Geistes gegen den vor- und ungeschichtlichen. Man wird aber nicht erwarten dürfen, dafs sich jener gegen diesen in der Zeit scharf abgrenzt, oder dafs er sich durch eine bestimmte That oder eine plötzlich auftretende Eigenthümlichkeit mit einem Schlage bemerkbar mache. Es gibt Uebergänge zwischen Tag und Nacht, länger und kürzer währende Dämmerungen. Nur der Moment, wo die schon hoch am Himmel stehende Sonne der Geschichte die Nebel vollends zertheilt, mag sich bei dem einen oder andern Volke in einem für dessen Leben entscheidenden Factum nachweisen lassen. In diesem Sinne mag man z. B. behaupten, die Geschichte der Deutschen beginne mit Karl dem Grofsen. — Andrerseits ist auch selbstverstanden, dafs es Stufen des historischen Bewufstseins gibt, wobei es wichtig ist, Form und Inhalt wohl zu unterscheiden. Die Juden sind im 7. Jh. a. Chr., das wird wohl unbestritten sein, ein historisches Volk. Wie entschieden nun auch der prophetische Geist seinem Inhalte nach über dem griechischen des perikleischen Zeitalters steht, wie tief steht er andrerseits, von der rein logischen und psychologischen Form aus betrachtet, unter demselben! — Dennoch mufs sich, einige Schwankungen und Unsicherheiten zugestanden, wohl eine Scheidelinie zwischen Geschichte und Vorgeschichte ziehen lassen.

Wenn jeder Hund, der mit einem andern um einen Knochen kämpft, Selbstbewufstsein hat, so hat wohl jeder wilde Volksstamm als diese bestimmte Gemeinde ihr Selbstbewufstsein und mehr. Man weifs wie alle Völker ihre Sagen über den Beginn der Dinge, ihre Kosmogonie, haben und wie jedes Volk laut

seiner Sage einen besonders ehrenvollen Ursprung hat. Jedes Volk hat auch sein Gemeingefühl, seine nationale Ehre oder Schmach. Doch möchte ich dies eben so wenig ein nationales Selbstbewufstsein nennen, wie ich dem Kinde und dem Ungebildeten ein persönliches Selbstbewufstsein zuschreibe. Ein Ueberblick des Nationalgeistes über die Welt, welche für die Nation ist, und das Bewufstsein von der Stellung, welche sie selbst in dieser Welt einnimmt, von der Geltung, die sie hier hat — ganz analog der Weise, wie ein Mann die Welt, in der er lebt, überschaut und sich selbst in ihr findet — und nach Innen ein bewufstes Streben nach erkannten Gütern der Civilisation, ein freies Setzen gewisser Ziele: solch ein Selbstbewufstsein macht ein Volk zum geschichtlichen und setzt eine Stufe geistiger Entwicklung voraus, welche die ungeschichtlichen Völker nie und selbst die geschichtlichen in vorgeschichtlicher Zeit nicht erreicht haben. Man denke hier beispielsweise an die Züge deutscher Schaaren nach Italien während der Völkerwanderung, an die Einfälle celtischer Horden in Italien und Griechenland und dagegen an die Züge der Ottonen nach Rom.

Da es keine substantielle Volksseele gibt, sondern der Träger des Volksgeistes nur die zum bestimmten Volke gehörenden Individuen sind: so mufs die Verschiedenheit des Selbstbewufstseins des geschichtlichen Geistes gegen das Bewufstsein des ungeschichtlichen in dem Geiste des Individuum nachgewiesen werden, und zwar einerseits in den Verhältnissen des individuellen Bewufstseins an sich, und andrerseits in dem Verhalten der Individuen zu einander; beides aber steht in Wechselwirkung, und in beiden ist auch das Dritte gegeben, das nationale Gesammtbewufstsein, welches, obwohl von den Individuen getragen, doch über jedes hinübergreift und den Boden für die Entwickelung des Einzelnen darbietet. Höchst treffend bemerkt Waitz (Anthropologie I S. 388, aber kein Aufsatz unserer „Zeitschrift für Völkerpsychologie" dürfte den Verdacht einer andern Auffassung unsererseits begründen): „Was als die Begabung und Entwicklung eines Volkes erscheint, ist der Hauptsache nach bedingt von der W e c h s e l w i r k u n g der Individuen, deren jedes mit seinen speciellen Gaben in eine bestimmte Zeit und einem bestimmten Zustand der Gesellschaft als mitwirkender Factor eintritt, so dafs dessen Wirksamkeit auf diese als Ganzes von der Art der Beziehungen, in die es zu andern Individuen

tritt, ebenso wesentlich abhängt, als die Leistung jedes einzelnen Theiles einer complicirten Maschine für das Ganze, zu dem er gehört; und wie die Gesammtleistung der Maschine von der Weise der Zusammenfügung der Theile und ihres Ineinandergreifens hauptsächlich bestimmt wird, so wird es die Entwickelung eines Volkes durch die Art des Zusammentreffens gerade dieser so und so begabten Individuen mit diesen andern, mit diesem besondern Zustande der Gesellschaft, in dieser bestimmten Zeit und unter diesen besondern Umständen. Der Begriff eines Volkes erscheint aus diesem Gesichtspunkte nicht als ein Collectivbegriff, sondern als der Begriff einer zwar beständig wechselnden, aber durchaus speciell bestimmten Combination und Collocation von Individualitäten, von deren äusserst beweglichen äufseren und inneren Verhältnissen der Grad von Bildsamkeit und Veränderlichkeit abhängig ist, die man dem Volke als Ganzem beizulegen pflegt.“ (S. 387): „Es ist daher für das was man ein Volk nennt und für dessen Entwicklung nichts weniger als gleichgültig in welchen Combinationen zu gröfseren und kleineren Ganzen jene Individuen zusammen- und gegeneinanderwirken, welche Individuen untereinander in nähere, welche nur in entferntere Beziehungen treten und von welcher Art diese Beziehungen sind; denn von diesen Umständen hängt es ab, ob das was der Einzelne thut auf die Andern fortwirkt und in welcher Weise, ob die Gesellschaft der er angehört durch sein Thun nach irgend einer Seite hin bewegt wird, ob in weitern oder engeren Kreisen, ob vorwärts oder rückwärts *)“. Diese Bemerkungen sind allerdings treffend; nur hat Waitz in dem Streben zu zeigen, dafs die Völker ursprünglich alle gleich begabt sind, und keine Race bevorzugt ist, ganz unnöthiger Weise die Macht der Gesammtheit des Volkes über den Geist des Einzelnen, und die Abhängigkeit des Letzteren vom Ganzen nicht nur in seiner Wirksamkeit auf dasselbe, sondern in seinem eigensten Sein, seiner eigenen Bildung und den wesentlichen Elementen seines Geistes, zu sehr zurücktreten lassen**). Die Gesellschaft trägt in sich Bedingungen nicht nur dafür, wie und inwie-

---

*) Eine ausführlichere Entwicklung dessen, was Waitz hier angedeutet hat, gibt Lazarus in unserer Zeitschr. f. Völkerpsych. und Sprachw. II. S. 393—453. III. S. 1—94, wo die Wirkung des Einzelnen auf die Gesammtheit und seine Abhängigkeit von ihr gleichmäfsig betont wird.

**) Die in der angeführten Stelle aus Waitz gesperrt gedruckten Wörter, sind von mir hervorgehoben worden, während Waitz die Individuen betont haben dürfte.

fern eines ihrer Glieder auf sie wirken kann, sondern auch dafür, was jeder Einzelne aus ihr an sich werden und was er thun kann. Ein Perikles, nach Rom versetzt, hätte dort nicht wie in Athen wirken können; aber in Rom hätte auch kein Perikles entstehen können; nur Athen nicht Rom oder Sparta konnte ihn erzeugen. Volk ist nicht nur kein bloſser Collectiv-Begriff, sondern er ist auch mehr als eine „Combination und Collocation von Individualitäten", nämlich deswegen, weil diese Individualitäten Subjecte sind, welche sich selbst combiniren und collociren, sich gegenseitig appercipiren und dadurch einen Gesammtgeist bilden, den sie selbst über sich hinaussetzen, dem sie sich ihn erzeugend und tragend unterordnen. Dieser Gesammtgeist, die Combination, ist mächtiger und früher als die Individualitäten. Diese sind, was sie sind, nicht aus sich selbst und combiniren sich dann; sondern nur innerhalb der Gesammtheit und durch sie werden sie diese so oder anders begabten Persönlichkeiten*).

Wenn sich nun unter den Nationalgeistern drei Hauptunterschiede zeigen, ungeschichtliche, vorgeschichtliche und geschichtliche Völker: so müssen sich drei verschiedene Verhaltungsweisen der Individuen in den eben angegebenen drei Beziehungen nachweisen lassen. Von diesen ist die Beziehung der Individuen zu einander die wesentlichste, von der sowohl das Einzelbewuſstsein für sich als das Gesammtbewuſstsein bedingt wird.

Da hier Aufgaben nur bestimmt, nicht gelöst werden sollen, so mag nur Folgendes bemerkt werden. Der Unterschied erstlich zwischen den ungeschichtlichen und den vorgeschichtlichen Völkern ist geradezu derselbe wie zwischen Krankheit und Gesundheit. Die Naturverhältnisse und die das Leben selbst ausmachenden Thätigkeiten und Einrichtungen mögen wohl oft bei einem un- und einem vorgeschichtlichen Volke nahezu dieselben sein; aber weil dort nur ein oder ein anderes Element fehlt, oder auch weil diese Elemente nicht jedes in einem gewissen Grade der Kraft wirksam sind, und sich demgemäſs nicht gerade in einem gewissen Verhältnisse bestimmen, nicht in einer gewissen Form der Wechselwirkung stehen: so bildet sich hier eine Eiterung, während dort eine ununterbrochene Entwicklung, ein Fortschritt Statt hat**). Denn dies ist der Vorgeschichte

---

*) Vergl. Zeitschr. f. Völkerpsych. II. S. 418f.

**) Ueber die Hauptbedingungen der Entwickelung der Cultur hat Waitz im letzten Abschnitt des ersten Bandes seiner Anthropologie mit Umsicht und Sorgfalt gehandelt.

mit der Geschichte im Gegensatze zum ungeschichtlichen Leben gemeinsam, daſs es sich in ihnen um individuelle Ereignisse von allgemein geltendem Werthe handelt. An dem, was sich hier begibt, ist uns nicht bloſs das allgemeine Gesetz wichtig, das sich hier verwirklicht; sondern auch die individuellere Weise dieser Verwirklichung, die besondere Gestaltung des allgemeinen Inhalts, denn in dieser Weise wird nicht bloſs das Allgemeine wiederholt, sondern erhöht: und das ist Fortschritt. Das sicherste Merkmal des Geschichtlichen gegen Natur und ungeschichtlichen Geist scheint mir darin zu liegen, daſs uns jenes allemal ein Individuelles darbietet, das an sich selbst allgemein ist, ein Individuum, das den Werth der Art beansprucht und sich selbst seine Norm gibt. Denn die Wissenschaft hat es nur mit Artbegriffen, mit Allgemeinem zu thun; die Geschichte mit Einzelnem. Die Geschichte ist aber darum Wissenschaft, weil ihr Einzelnes *sui generis* ist, in sich allein eine Gattung vertritt; und was wir endlich classisch nennen ist das, was in individuellster Form den umfassendsten Inhalt in sich trägt.

Wenn ich hier von ungeschichtlichen Völkern rede, unter denen die afrikanischen (mit Ausnahme der Aegypter, die aus Asien stammen) und amerikanischen Racen, die Malaien und auch die Mongolen (die Chinesen ausgenommen) also der gröſste Theil der Menschheit begriffen werden: so will ich damit nicht behaupten, daſs diese Völker absolut unfähig wären, zu geschichtlichem Leben zu gelangen. Nur ihre relative Unfähigkeit behaupte ich; d. h. während die vorhistorischen Völker nur der günstigen Veranlassung harren, um in die Geschichte einzutreten und auf der Bühne der Menschheit eine Rolle zu spielen: fehlt den ungeschichtlichen Völkern zu solchem Eintritt noch so viel, daſs zuvor die ganze Verfassung ihres Lebens und Seins umgestaltet werden muſs. Durch vielfältige Mischung müſsten erst ganz neue Völker, neue günstigere Combinationen entstehen, die auch in glückliche Naturverhältnisse gerathen. Kurz, sie müſsten aus ihrer Krankheit erst zur Gesundheit gelangen. Das klarste Moment ist wohl die Sprache. Ich möchte behaupten, ein Volk mit einer indogermanischen Sprache, das nicht in der Wüste oder Steppe oder am Eismeer wohnt, sei immer, wenn nicht historisch, vorgeschichtlich. Dagegen kann ein Volk mit einer mongolischen (altaischen) Sprache nicht leicht wahrhaft geschichtlich werden. Oder sind es etwa die Osmanen geworden?

Was aber zweitens den Unterschied zwischen dem vorgeschichtlichen und dem geschichtlichen Leben betrifft, so sei nur hervorgehoben eine immer mannichfaltigere Gliederung und immer bestimmtere Formung der Verhältnisse, fortschreitende Individualisirung bei Erhöhung des allgemeinen Gehalts; dadurch eine Vervielfältigung und Steigerung der Kräfte und Leistungen auf der geschichtlichen Seite gegen Einfachheit und Grobheit der Gliederung und darum massenhafte Anhäufung der Kräfte, die noch latent bleiben, weil es an Bahnen oder Formen der Wirksamkeit gebricht, auf der andern Seite. Hieraus erfolgt eine groſse Gleichheit der Individuen beim Mangel an Cultur, und dagegen immer bestimmtere Individualisirung der Einzelnen bei den Culturvölkern. Was sich schon bei letztern als Unterschied zwischen den niedern und höhern Ständen zeigt, die individuelle Bildung des Einzelnen, das gilt wiederum beim Vergleich der un- und vorgeschichtlichen Zeit mit der geschichtlichen. Hieraus ergibt sich wohl vielerlei*), wovon hier nur wenig angemerkt werde. — Wegen ihrer Gleichförmigkeit und geringen Gliederung hat die nicht oder noch nicht geschichtliche Volksmasse nur einen geringen Halt und Festigkeit. Sie zertheilt sich leicht. So ist sogar der Selbsterhaltungstrieb, die erste, niedrigste Form des Selbstbewuſstseins, noch schwach. — Besonders wichtig aber ist Folgendes.

Cultur und Wildheit oder Naturwüchsigkeit bilden einen derartigen Gegensatz, daſs jemehr jene wächst, um so mehr alle Sinnlichkeit und alles unmittelbare Zusammenleben mit der Natur geschwächt wird. Cultur ist eben nach ihrer negativen Seite Aufhebung aller Naivität. Der un- und vorgeschichtliche, der wilde, naive Mensch hat also auch mehr Kraft zu allen Schöpfungen, die nur mit lebendiger Sinnlichkeit, bei kräftiger Mitwirkung des Leibes oder vielmehr des psycho-physischen Mechanismus möglich sind. Solch eine Schöpfung ist besonders die Sprache; sie kann nur vom nicht geschichtlichen, noch in vollstem und engstem Zusammenhange mit der Natur lebenden Menschen herkommen. Der Mensch darf noch nicht gewöhnt sein, die Ausbrüche seiner Affecte zu hemmen, der Leib und namentlich die Laut-Organe (d. h. die Athem-Organe) müssen noch den unabgeschwächten Reflex der Seelen-Erregungen gewähren.

*) Zeitschr. f. Völkerpsych. I. S. 52 ff. II. S. 279—342.

Ferner gibt es Schöpfungen, deren Zweck es ist, das Gesammtleben zu fördern, grofse Gemeinsamkeiten zu bilden, wie Glaube und Sitte, vor allem aber wiederum Sprache. Schöpfungen dieser Art dringen um so tiefer in alle Zugehörige eines Volkes, jemehr sie aus diesem selbst stammen. Die Sprache zumal ist unmittelbares Erzeugnifs der Masse selbst, und ihre Hervorbringung ist nur möglich, solange das Volk noch eine durchaus homogene Masse bildet, ohne individuelle Unterschiede in sich zu bergen. An der Sprache schaffen die Einzelnen eines Volkes wie Bienen an ihrem Zellenbau. Das ist nur möglich, solange in ihnen allen das gleiche Bedürfnifs lebt und sich in gleicher Form Befriedigung schafft, solange sich derselbe Inhalt in derselben Weise darstellt. Denn Individualisirung heifst Aufhebung des Verständnisses, also Unmöglichkeit der Sprach-Erzeugung. Die romanischen Sprachen sind vielleicht die jüngste Sprachschöpfung. Sie fällt in die geschichtliche Zeit; aber sie vollzieht sich in vorgeschichtlichen Volksmassen.

Berücksichtigt man den Werth des Inhalts solcher vorgeschichtlichen Schöpfungen, so kann er sehr hoch sein. Man denke an die homerische Sprache, die homerischen Götter. Beachtet man aber die Form der Thätigkeit, durch welche solche Erzeugnisse vollzogen werden, die Bewegung des Bewufstseins, in dem sie zu Stande kommen: so erscheinen solche Schöpfungen mehr als blofse Ereignisse, glücklichere oder unglücklichere, denn als mehr oder weniger gelungene Thaten. Wie die schönere Gestalt, die edlere Form des Schädels eines Volkes nur eine Natur-Begebenheit ist, so ist auch die höher entwickelte Sprache nur eine Begebenheit, wenn auch im Geiste. Sie ist im Volksgeiste geworden, ohne dessen Verdienst zu sein. Sie ist ein Glück, zu welchem man einem Volke wohl gratuliren mag; aber sie verdient kein Lob, sie unterliegt keiner sittlichen Beurtheilung, wie die geschichtliche That, ja selbst wie manche andre vorgeschichtliche Schöpfung, z. B. die der Sitten. Insofern ist in der Sprache weniger geschichtliches Wesen als in irgend einer andern geistigen Thätigkeit; und also ist sie in dieser Beziehung Gegenstand der Ethnologie.

Die Zeit, in der die Typen des grammatischen Baues der Sprachen geschaffen wurden (um die Schöpfung der Wurzeln ganz aufser Acht zu lassen) liegt in einer fernen, nicht zu berechnenden Vergangenheit. Selbst schon einige secundäre Ge-

bilde, wie das durch Suffigirung des Verbum substantivum gebildete Futurum des Sanskrit, Griechischen und Litauischen, rühren noch aus der Zeit der Stammes-Einheit her. Die Zeit nach der Spaltung des Stammes bis zum Eintritt jedes Volkes in die Geschichte ist besonders an secundären Formen fruchtbar gewesen, um damit die schon eingetretene Einbuſse an primären Formen zu ersetzen. In dieser Zwischenzeit entstand im Lateinischen das Imperfectum, das Futurum auf *-bo* und manche andre Form; im Deutschen das sogenannte regelmäſsige Präteritum, auch die eigenthümliche Ausbildung des Umlauts; im Griechischen die Entwicklung der Aoriste und Andres. Ja die griechische Sprache zeigt uns sogar, daſs ein Volk so geistvoll sein kann, daſs es die Fähigkeit, secundäre Formen zu bilden, dazu benutzte, das in der Urzeit nur angelegte, nicht folgerecht durchgeführte Schema der Formen, möglichst vollständig auszufüllen. Dies ist die Zeit, in der sich die nationelle Eigenthümlichkeit sowohl überhaupt als auch in der Sprache bildet. Es fehlt also in dieser Zeit und wohl schon längst die Kraft, ursprüngliche Lautgebilde für innerlich lebende Bedürfnisse zu schaffen; aber sie vermag noch wenigstens gegebene Elemente zu combiniren und so gewissermaſsen neue Formen zu erzeugen, und ferner zufällig, mechanisch entstandene Laut-Verschiedenheiten für die Bezeichnung erkannter Unterschiede zu verwerthen. So benutzte der Hellene den mechanisch eingetretenen Uebergang des *α* in *ε* und *ο* zur Spaltung von ***padas*** in *ποδός*, *πόδες*, *πόδας*, und einen Gebrauch von auſserordentlicher Tragweite machte der Deutsche von dem ursprünglich bedeutungslosen Ablaut.

Ja da es auch in geschichtlichen Völkern groſse Massen gab, die von der Geschichte nur wenig ergriffen waren, am geschichtlichen Geiste wenig Antheil hatten: so konnten noch im Uebergange aus dem Mittel-Alter in die neuere Zeit die romanischen Völker sich ein neues Futurum bilden, das an Gefügigkeit der alten, auch schon secundären Form nicht nachsteht; ***j'aimerai*** aus ***je aimer ai,*** also ich habe (zu) lieben. Im Deutschen hat der Umlaut, der wie der Ablaut nur einen mechanischen Ursprung hat, wie dieser eine Verwerthung gefunden: Ofen, Oefen, hatte, hätte u. s. w.

Während also ursprünglich die Wurzeln auf jede innere Regung zur Darstellung derselben wie freiwillig hervorbrachen,

sich modificirten und an einander schlossen, sank die Sprachfähigkeit in vorgeschichtlicher Zeit so weit, daſs für neu auftauchende Erkenntnisse nur vorhandene Elemente zu neuen Formen combinirt, oder überflüssige Gebilde, die eigentlich noch ganz bedeutungslos waren, verwerthet werden. Auch diese Kraft versiecht in geschichtlicher Zeit. Der Geist vermag jetzt nichts mehr über den Laut, sein Einfluſs auf die Sprache, sein Wirken und Schaffen in ihr ist rein intellectuell. Der Laut hat sein Leben verloren und verdankt sein Dasein der Ueberlieferung und seinen Werth in allen Stammwörtern der mechanischen Association mit seiner Bedeutung, und nur auf diese erstreckt sich alle Entwickelung. Gehört denn nun die Bedeutung nicht zur Sprache? Ist es erlaubt, die Sprache verkümmert und verkrüppelt zu nennen, weil der Laut verdorrt, da doch die Bedeutung des Wortes und der Wortform und die Satzbildung lebt? Nein, hier heiſst es so klar wie in seltenen Fällen: der Leib stirbt, und der Geist ersteht. In vorgeschichtlicher Zeit hat das Griechische, wie auch das Lateinische und Deutsche, einen secundären Redetheil erzeugt, das Adverbium, freilich nicht durch neugeschaffene Laut-Elemente, sondern durch einen bloſsen psychischen Proceſs (Zeitschr. f. Völkerpsych. II, S. 482—486). Aber das Griechische und Deutsche vermochten schon beim Beginn des historischen Bewuſstseins noch einen secundären Redetheil zu schaffen, den Artikel, ebenfalls durch eine intellectuelle Entwickelung, aber ohne Lautverfall. Gleiches haben die romanischen Sprachen vermocht, freilich innerhalb einer allgemeinen Verwitterung der Lautform. Sie haben auch die Präpositionen *de* und *ad* zu bloſsen Flexions-Elementen umgewandelt, ein Proceſs, der der Entwicklung des Artikels ganz gleichsteht, nur daſs durch jenen Wandel ein bloſser Verlust ersetzt, nichts Neues geschaffen ward. Bloſser Ersatz ist auch die Bildung des romanischen Adverbiums durch *mente* (z. B. *fortement* = *forti mente*). Glottik und Morphologie weiſs solchen Thatsachen gar nicht zu nahen; die echte Sprachwissenschaft findet hier ihre anziehendsten psychologischen Aufgaben.

Von diesen Schöpfungen kann man sagen, daſs sie obwohl in allgemein geschichtlicher Zeit, doch in der ungeschichtlichen Masse und ganz nach Weise vorgeschichtlicher Bildungen entstanden sind: ohne Selbstbewuſstsein in einem Processe des Be-

wufstseins. Darf man denn nun aber ferner unbeachtet lassen, was geniale Denker und Schriftsteller durch Entwicklung von Bedeutungen, durch neue Ableitungen und Zusammensetzungen, durch neue Wendungen des Satzbaus in der Sprache schaffen? Ist nicht die Sprache Pindars, Platons, jedes griechischen Classikers, eine Schöpfung, eine geschichtliche That? ebensowohl eine geschichtliche That, als die eines Phidias, eines Praxiteles? (Vergl. meine Geschichte der Sprachwissensch. bei den Griechen S. 389—400).

Die Betrachtung dieser Thaten, sagt man, gehört in die Philologie; aber die Entstehung der Redetheile und Wortformen in die Sprachwissenschaft. Aber, die Verschiedenheit der letztern Betrachtung von der erstern zugestanden, mit welchem Rechte darf man beide aus einander reifsen? Handelt es sich nicht in beiden um ein und dasselbe Object, Sprache? Ja, sagt man, um die Sprache; aber um verschiedene Stufen ihres Lebens, ihres Wachsthums. Nun, wollt ihr denn eine andre Wissenschaft für die Blüte, den Stamm und die Wurzeln, und eine andre für die Frucht? — Hier handelt es sich blofs um die Bedeutung, sagt man, dort um die Lautgestaltung. Aber kommt nicht auch die Bedeutung*) in Betracht? — Die Schöpfung der Lautform ist vorgeschichtlich und ein Werk des Volksgeistes, jene literarischen Thaten sind individuell. Allerdings individuell; aber wären sie classisch, wenn nicht aus dem allgemeineren Geiste des Volkes, ja der Menschheit heraus? Ist nicht gerade dies der Charakter des Geschichtlichen, allgemein in individueller Erscheinung zu sein? Daher wird auch das, was der Einzelne der Sprache wahrhaft verleiht, augenblicklich Gemeingut Aller. Wenn die Geschichte vorzugsweise Geschichte des Selbstbewufstseins ist, so ist die Sprache ein vorzüglich historisches Wesen; denn (man denke an die Entwicklung der Wortbedeutungen!) in ihr lagern sich die Ergebnisse der geschichtlichen Denkprocesse ab, welche sich innerhalb eines Volkes vollziehen. Sie ist das deutlichste und allgemeinste Mittel, die Erwerbungen der Vergangenheit den Genossen der Gegenwart verdichtet zu überliefern**).

---

*) Es ist vorzüglich Georg Curtius, der sich um die Verbindung der sogenannten philologischen und sprachvergleichenden Betrachtung Verdienste erworben hat.

**) Zeitschr. f. Völkerpsych. II. S. 57.

Es geschieht durchaus einseitig, wenn behauptet wird, Geschichte und Sprache stehen in Gegensatz zu einander; dies gilt nur von der Lautseite der Sprache und selbst von dieser, wie schon bemerkt, nur beschränkt; denn die Cultur, die Schrift, wirkt auch erhaltend auf die Sprache. Noch falscher ist es, die Entstehung grammatischer Formen von der Verstümmelung der Laut-Elemente abhängig zu machen, da umgekehrt der Trieb nach Form die Verkürzung und Zusammenziehung bewirkt. Der Laut ist durchweg der secundäre Factor der Sprache; der primäre ist die innere, seelische Thätigkeit*).

Die Ethnologie der ungeschichtlichen Völker berichtet von mancherlei Begebenheiten, welche so gleichgültig sind wie Natur-Ereignisse; die Vorgeschichte der Cultur-Völker berichtet von Ereignissen, die zum Theil ihrem Inhalte nach von hohem Werthe sind, aber ihrer Form nach des Selbstbewufstseins ermangeln; in der Geschichte endlich werden Thaten vollzogen und treten Personen auf mit individueller Eigenthümlichkeit, aber von allgemeinem Gehalt und Werth.

Die geschichtlichen Verhältnisse sind in unaufhörlichem, wenn auch nicht sofort nachweisbarem Wechsel begriffen. Diese relative Ruhe berechtigt den Begriff historischer Zustände. Die Einrichtungen, in denen jene Verhältnisse ihre Ordnung und Bethätigung finden, politische und private, breiten sich über die ganze Masse der zum Volke gehörigen Einzelnen aus; und innerhalb solcher Zustände von einem bestimmten allgemeinen Charakter ist der einzelne Fall als solcher bedeutungslos, ungeschichtlich. Das einzelne Paar, welches eine Ehe schliefst; der einzelne Bürger, der seine Theilnahme an Gemeinde, Staat, Recht u. s. w. bethätigt, als solche Einzelheit gehört nicht in die Geschichte, wiewohl die Einrichtung der Ehe überhaupt, das Recht des Bürgers überhaupt in der Gemeinde und im Staate wesentliche Momente der Geschichte sind. Ebenso ist das Wort, das in diesem Augenblicke gesprochen wird, gleichgültig für die Geschichte der Sprache; die einzelne Rede als solche ungeschichtlich. Darum bleibt jedoch die Sprache überhaupt nicht minder ein geschichtliches Moment. Kurz die blofse Massenhaftigkeit des Seins und Thuns, welche im ungeschichtlichen

---

*) Wie selbst die mechanischen Laut-Veränderungen psychologisch zu erklären sind, habe ich Zeitschr. f. Völkerpsych. I. S. 119f. gezeigt.

Leben und in der Vorgeschichte vorwiegt, wenn nicht alleinherrschend ist, hört auch in der Geschichte nicht auf; und sie bedingt namentlich das, was man geschichtliche Zustände nennt, sie stellt das Moment der Ruhe neben dem der Bewegung oder des Fortschrittes dar. Die Zustände bleiben nicht aufserhalb der Bewegung, sind überhaupt nur relativ Zustände. Die Sprache nun, vorzugsweise Eigenthum der Volksmasse, tritt uns darum auch vorzugsweise in Zuständen entgegen. Bei der nothwendigen Eintheilung der Arbeit, wird der Sprachhistoriker besonders die Entwickelung der Sprache durch Zustände hindurch verfolgen und dabei, weil er es nur mit massenhaftem Sprechen zu thun hat, auch nicht die einzelnen Fälle der Rede berücksichtigen, welche ja ungeschichtlich und überhaupt unwissenschaftlich sind. Er wird nur den allgemeineren Zustand der Sprache bearbeiten. Dagegen wird derjenige Historiker, der nicht ein einzelnes geistiges Moment bei allen Völkern erforscht, sondern nur ein und das andere Volk nach allen Seiten seines geschichtlichen Lebens zum Object hat, insofern es sich um die Sprache dieses Volkes handelt, vorzugsweise die einzelne Rede betrachten, aber natürlich die welche von geschichtlicher Bedeutung, eine literarische That ist, ein sprachliches Denkmal.

Abgesehen aber von dieser Theilung der Arbeit, nur den Begriff im Auge, müssen wir sagen, dafs die Sprachwissenschaft die Sprache sowohl als sprachlichen Zustand, wie auch als sprachliche That zu erforschen hat. Und also setzt sie nicht nur Geschichte und Ethnologie, sondern auch Vorgeschichte und Geschichte und den verhältnifsmäfsig ruhenden Zustand mit den lebendigsten Thaten der Geschichte in Verbindung.

Wie nun die hier angedeuteten Untersuchungen nicht ohne Psychologie geführt werden können, wird keiner besondern Hinweisung mehr bedürfen.

In Bezug auf die Mythologie will ich nur kurz meine Ueberzeugung dahin aussprechen: die noch bestehende Abneigung vortrefflicher Philologen gegen die neue vergleichende Mythologie, wie sich dieselbe an der vergleichenden Sprachwissenschaft heranbildet, hat ihren tiefsten Grund nirgend anderswo als in irrigen Vorstellungen über das Wesen des Mythos, der Religion, des menschlichen Geistes in der Urzeit überhaupt; und nur die Psychologie kann hier die richtigen Voraussetzungen begründen. Doch hier könnte ich weder dies ausführen, noch auch

die philologischen Disciplinen einzeln durchgehen, um in denselben bedeutsame psychologische Punkte nachzuweisen. Ich werde einen andern Weg einschlagen; ich werde die beiden formalen Momente hervorheben, welche das gesammte philologisch-historische Streben und dessen Ziel bezeichnen, und also alle einzelnen Disciplinen in gleicher Weise durchdringen.

Nach der einen Seite hin nämlich gilt wohl allgemein als Aufgabe des Philologen und Historikers, die Fülle der Thatsachen des geistigen Lebens eines Volkes aus dem Volksgeiste abzuleiten. So soll jede Sprache, jede Religionsform und Mythenmasse, jede Verfassung des thätigen öffentlichen oder privaten Lebens, kurz jede theoretische oder praktische Idee eines Volkes aus dessen Geist abgeleitet, erklärt werden. Nach der andern Seite hin aber sollen diese Ideen, die Offenbarungsformen des Volksgeistes und der Gesammtgeist des Volkes selbst in ihrer geschichtlichen Entwickelung nach den allgemeinen Entwickelungsgesetzen des menschlichen Geistes erkannt werden. Beachten Sie wohl, m. H., dort soll aus „dem Geiste“, so sagt man, abgeleitet werden, nicht aus der Seele; hier soll aus Entwickelungsgesetzen „des Geistes“, so sagt man, nicht der Seele, erklärt werden. Und es geschieht wahrlich nicht zufällig und grundlos, daſs man so spricht, sondern aus richtigem Sprachgefühl. Denn sehen wir, was eine Erklärung aus dem Geiste und eine aus der Seele bedeuten kann, und vergleichen wir damit, was der Philologe, der Historiker bisher erstrebt und geleistet hat: so werden Sie finden, daſs er wirklich nur um eine Ableitung aus dem Geiste bemüht war, eine aus der Seele aber niemals in Angriff zu nehmen gedacht hat. Dies möchte ich Ihnen näher vorführen.

Was versteht man unter Geist, und bestimmter unter Volksgeist? Sehen wir davon ab, woran in unserm Falle nicht zu denken ist, daſs dieses Wort zunächst nur ein Sammelwort ist und bloſs die Summe der Thatsachen und Verhältnisse, die wir geistige nennen, bezeichnet: so versteht man in tieferer Weise unter Volksgeist gewisse charakteristische Züge, eigenthümliche Qualitäten an den geistigen Lebensformen und Erzeugnissen. Wenn Sie nun an einzelne Fälle denken wollen, wo einzelne Erscheinungen oder Richtungen des griechischen Geistes, wo ein Dichter oder die Religion u. s. w. der Griechen aus dem hellenischen Geiste abgeleitet wurde: that man da wohl etwas An-

dres, als dafs man in der betreffenden Erscheinung oder Richtung einen Charakter, einen Typus, eine herrschende Form oder Idee nachwies, welche sich in gleichartiger oder analoger Weise in allen andern Hauptrichtungen des hellenischen Geistes wiederfand? Eine Erscheinung aus dem Volksgeiste ableiten, heifst also nichts anderes, als in ihr denselben Charakterzug nachweisen, den man zugleich als die den gesammten Volksgeist beherrschende Idee erkannt hat. Wenn jemand z. B. das Schöne, Ideale, im Gegensatze zum Praktischen, Nützlichen, oder das Individualisiren im Gegensatze zum Generalisiren oder Universalisiren, oder irgend welche Unmittelbarkeit im Gegensatze zur Vermittlung als bezeichnenden Grundzug des griechischen Geistes zu erkennen glaubt: so wird er bemüht sein diesen Charakter in den verschiedenen Thätigskeitsweisen des Geistes wiederzufinden; und hat er ihn gefunden, so meint er, dieselben aus dem Geiste abgeleitet zu haben. Die sämmtlichen einzelnen Erscheinungen eines Volksgeistes ableiten, heifst also, dieselben dadurch zu einer Einheit zusammenfassen, dafs in ihnen allen die gleiche Form nachgewiesen wird. In diesem Sinne sprach z. B. Wilhelm v. Humboldt von der Form der Sprache und von Ableitung der Sprache aus dem Gesammtgeiste des Volkes.

Es braucht aber wohl eben nur schlichtweg darauf hingewiesen zu werden, dafs dieses Verfahren weder eine Ableitung noch eine Erklärung gibt, sondern nur eine Charakteristik. Weder wird ein Einzelnes von einem andern Einzelnen abgeleitet, denn sie werden nur als analog gebildet nachgewiesen; noch wird ein Theil aus dem Ganzen erklärt, da das Ganze nur die Zusammenfassung der Theile ist; noch ein Einzelnes aus dem Allgemeinen, da das Allgemeine hier nur die Bedeutung eines an allem Einzelnen wiederkehrenden Typus hat.

In dieser Beziehung verhält sich der Historiker gewissermafsen als ein Maler des Volksgeistes, er entwirft ein Bild desselben. Fragen wir nun aber, mit welchem Stifte wird denn hier gezeichnet, mit welchen Farben gemalt? oder, um eigentlich zu reden, welche Kategorieen kommen hierbei zur Anwendung? Beispielsweise wurden soeben genannt: Unmittelbarkeit und Vermittelung, Individuation und Universation; andere sind: Aneignungs-Fähigkeit und -Lust und Abgeschlossenheit, Leidenschaftlichkeit und Gemessenheit, Anmuth und Würde, Subjectivität und Objectivität, Aeufserlichkeit und Innerlichkeit, Phantasie und

Verstand u. s. w. Mit solchen und andern Kategorieen sucht man die eigenthümliche Form, die Idee des griechischen Geistes im Gegensatze zum orientalischen und modernen und dann weiter die Eigenthümlichkeiten der griechischen Stämme zu erfassen.

Kommt nun so der Historiker nach der einen Seite hin nur zu Charakteristiken, ästhetischen Constructionen des Volksgeistes: so scheint er doch wenigstens nach der andern Seite hin zu geschichtlicher Erklärung der geistigen Entwicklung eines Volkes zu gelangen. Hier handelt es sich nicht mehr um den Volksgeist in seinem ruhenden Sein, und nicht mehr eine Gleichheit oder Verwandtschaft des Charakters oder der Form der Erscheinungen und Richtungen soll erkannt werden; sondern der Geist soll in seiner geschichtlichen Veränderung vorgeführt werden. Der Historiker zeichnet also nicht bloſs ein ruhendes Bild von einem Geiste, sondern eine Reihe von Bildern, deren eines aus dem andern entsteht, oder ein sich veränderndes Bild. Ja, er kann und, wenn Sie wollen, er muſs noch Höheres erstreben: Erkenntniſs der organischen Entwicklung eines Volksgeistes von dessen Keime bis zum Untergange. Will er nun wirklich eine solche Entwicklung eines geistigen Zustandes aus dem andern aufweisen, so kann er nicht etwa bloſs an dem anfänglich gezeichneten Bilde bald hier einen Zug auswischen und dafür dort einen neuen hinzufügen, bald jenen schwächen oder stärken, heller oder dunkler färben, je nachdem die Thatsachen der Reihe nach auftreten; sondern um ein Wachsen und ein Absterben zu begreifen, muſs er Gesetze der geistigen Entwickelung zur Anwendung bringen, ein causales Verhältniſs aufdecken, bald das einseitige von Ursach und Wirkung, bald das verwickeltere der Wechselwirkung. So wird in der That eine Erklärung des thatsächlichen Verhalts aus Gesetzen gegeben.

Ist hiermit, wie ich meine, die Thätigkeit des Historikers umschrieben, so bin ich — ich bedaure, dies erst noch ausdrücklich versichern zu müssen — im entferntesten nicht gesonnen, ihren hohen wissenschaftlichen Werth nur irgendwie herabsetzen zu wollen; aber ihr Werth, nur dies behaupte ich, wird sich steigern, die Philologie und Geschichte wird gröſsere Sicherheit und Klarheit erhalten, ja principiell vertieft und wohl auch berichtigt werden, wenn ihr die psychologische Grundlage bereitet wird, wenn zur ästhetischen Construction nach Ideen und zur

Erklärung aus Entwickelungsgesetzen des Geistes die Erklärung aus der Seele, aus psychologischen Gesetzen, hinzutritt.

Inwiefern aber die Psychologie hart an der Grenze der Philologie und Geschichte oder gar innerhalb ihres Gebietes selbst Raum gewinnt, wird nach dem Bemerkten nur einer kurzen Erläuterung bedürfen. Das Sein, das wahrhaft Reale, zu bestimmen, welches allem Werden und Geschehen zu Grunde liegt, fällt der Metaphysik anheim. Die besondern Wissenschaften haben es nur mit den Erscheinungen, dem Geschehen, den Vorgängen zu thun. Jede Erscheinung nun besteht allemal und nothwendig aus einer Mehrheit von Momenten oder Factoren und von Verhältnissen zwischen denselben, wiewohl die Sprache sie mit einem einfachen Worte benennt, sei es mit einem Substantivum, Adjectivum oder Verbum, z. B. Feuer, brennen, heifs, nafs, Tag und Nacht, hell und dunkel u. s. w. Dem gewöhnlichen Bewufstsein erscheint das mit solchen Wörtern Benannte, obwohl es in Wahrheit ein in sich Vielfaches ist, als ganz einfache Objecte. Denn theils weil der Eindruck des zwischen den seienden Wesen sich vollziehenden Vorgangs auf die Seele vermittelst der wahrnehmenden Sinne ein einfacher ist, theils weil das in einer einheitlichen Anschauung mehrfache Wahrgenommene durch ein einziges Wort in einer einfachen Vorstellung erfafst wird: wird diesem Eindruck und dieser Vorstellung gegenüber ein ebenso einfaches Object als wirklich gesetzt. Nur die analysirende Naturwissenschaft lehrt, dafs mit allen jenen Wörtern ein zusammengesetztes Vielfaches und Vielseitiges bezeichnet wird. „Feuer“ z. B. bedeutet gewisse physikalische Erscheinungen, welche bestimmte zwischen mehreren Elementen vor sich gehende chemische Processe begleiten, und zwar bezeichnet es diese nicht rein objectiv, sondern mit Bezug auf das diese Vorgänge wahrnehmende Subject, welches also selbst als ein Moment in den Vorgang mit eintritt. Denn wo von Wärme geredet wird, wird ein dieselbe fühlendes Wesen vorausgesetzt. Das einfache „Tag“ bedeutet ein Verhältnifs zwischen der Sonne und der Erde mit dessen mannichfaltigen Folgen für die letztere. Hier wird also ein Complex mannichfacher kosmologischer und speciell tellurischer Verhältnisse als ein Theil der objectiv vorgestellten Zeit aufgefafst und ein Object gebildet, wo keins in Wirklichkeit ist. Eben so geschieht es in folgendem, wo es sich um etwas concret Materielles handelt. Man spricht, etwa beim

Hinblick auf das Meer: Welle auf Welle braust heran; und das gemeine Bewufstsein bildet sich ein, solch eine Welle sei ein Ding wie die Welle einer Maschine, nur aus Wassermasse bestehend, und sei ein fortschreitender Wasserberg. Denn Welle ist ein Substantivum, also Name eines Dinges. Dieses Wort aber, obwohl ein concretes Substantivum und sogar ein Appellativum, so gut wie Mensch, Baum, bezeichnet in Wahrheit nichts andres als der Infinitiv wellen. Am richtigsten wäre es also nur in der Form des Verbum zu sagen: das Wasser wellt. Wellen aber bezeichnet nichts Einfaches, sondern die Ausbreitung einer Erschütterung über einer Wassermasse; und Erschütterung ist wiederum etwas Zusammengesetztes, nämlich Schwingung, d. h. eine Doppelbewegung nach entgegengesetzter Richtung, also Hebung und Senkung. Sieht man nun davon ab, dafs eine Welle immer Wellen voraussetzt, so kann man sagen: eine Welle bezeichne eine Masse als Theil einer gröfsern Masse, in welcher eine Erschütterung entstanden ist, so lange als und insofern jener Theil in dieser Erschütterung begriffen ist. Also bewegt sich auch die Welle als solche Masse nicht von ihrer Stelle; sondern nur das Wellen, die Erschütterung, pflanzt sich fort und ergreift immer neue und neue Massen, so lange bis die Kraft des ersten Anstofses aufgezehrt ist. So wie nun in diesem Falle und in so vielen ähnlichen die Physik vermeintliche Dinge in Formen der Bewegung auflöst, so thut es die Psychologie auf dem Gebiete der innern Erfahrung. Alle jene zuvor genannten Kategorieen, mit denen der Philologe geistige Gestaltungen charakterisirt, enthalten nicht etwas Einfaches, weder ein einfaches Sein oder Geschehen, noch eine einfache Qualität; sondern sie bezeichnen bestimmte Vorgänge in der Seele und bestimmte Formen solcher Vorgänge, welche die Psychologie zu analysiren hat. Auch die Erscheinungen des seelischen Lebens sind wie die des materiellen Lebens in der That schliefslich Verhältnisse und Bewegungen zwischen gewissen einfachsten seelischen Elementen, geistigen Atomen. Diese Vorgänge setzen schon in ihrem ursprünglichsten Auftreten mehrere Elemente voraus, an denen sie sich vollziehen, und compliciren sich dann in höchst verwickelter Weise zu unendlich vielfachern innern Gestaltungen, welche dem gewöhnlichen Bewufstsein einfach erscheinen und als einfache Erscheinungen aufgefafst und benannt werden. Alle jene Kategorieen, wie Festigkeit und Be-

weglichkeit des Geistes, Einseitigkeit und Vielseitigkeit u. s. w. sind nur zusammenfassende, verdichtende Ausdrücke für bestimmte Constitutionen grofser Vorstellungsgruppen, Verfassungen, Zustände des Inhalts unseres Bewufstseins, des ganzen seelischen Besitzthums und der seelischen Thätigkeitsform. Mit jenen charakterisirenden Kategorieen stellt also der Historiker dem Psychologen Aufgaben, an deren Lösung er darum den innigsten Antheil zu nehmen hat, weil es ihm erst durch dieselbe möglich wird, dasjenige klar und deutlich zu denken, was er denken möchte.

Aber auch jene Entwicklungsgesetze verdienen kaum den Namen Gesetze. Sie bezeichnen blofs die gleichmäfsige oder analoge Wiederkehr zweier Ereignisse, den wiederkehrenden Verlauf und Verband zweier Geschichten, z. B. dafs Poesie der Prosa vorangeht, dafs sie mit der Lyrik oder der Epik beginnt. Worauf aber dieser Verlauf und Verband in Wirklichkeit beruht, das sprechen jene Gesetze nicht aus. Denn auch sie sind nur Zusammenfassungen sehr vieler, mannigfach in einander verschlungener Vorgänge zu einem scheinbar einfachen Verhältnisse zwischen zwei Factoren. Jene sogenannten Gesetze des Geistes verhalten sich zu den wirklich die geistigen Erzeugnisse lenkenden psychologischen Gesetzen, wie die Organe des animalischen Leibes, als Einheiten aufgefafst, zu den Geweben und sonstigen einfacheren Elementen, durch welche sie constituirt werden. Nennen Sie es wohl ein Gesetz, m. H., wenn man sagte: zum Sehen gehört, dafs man ein Auge habe; oder wenn man offne Augen hat, dann sieht man? hiefse Ihnen dies etwa, das Sehen erklärt haben? Wie hier erst die ganze Thätigkeit des Anatomen und Physiologen eintreten mufs, um zu zeigen, wie es geschieht, dafs das Auge als Ursache das Sehen zur Wirkung hat; so mufs dort erst der Psychologe hinzutreten, um zu zeigen, auf welchen thatsächlichen Bedingungen und welchen psychologischen Gesetzen jener zu einem Entwicklungsgesetz formulirte Verlauf und Verband zweier Ereignisse beruht. Oder würden Sie es für eine wissenschaftliche Erkenntnifs der Entwicklung des menschlichen Leibes halten, wenn jemand weifs, dafs der Mensch als Kind geboren wird, dann zum Knaben und Jüngling oder Mädchen und Jungfrau heranwächst u. s. w.? Sie verlangen vielmehr eine Einsicht in die physiologischen und anatomischen Veränderungen, welche der Leib von der Empfäng-

nifs an bis zum letzten Augenblick erfährt; die Erkenntnifs wie jeder Zustand Ursache des folgenden ist und, indem er sich bethätigt, sich aufhebt, nach rein causaler Betrachtung.

Mit dieser Betrachtungsweise bin ich so fern mich gewissen neuerdings angepriesenen Bestrebungen anzuschliefsen, dafs ich mich ihnen sogar entgegenstelle, denselben zum Vorwurf machend, dafs sie nicht nur ungerecht gegen unsere Historiker sind, sondern auch Gefahr laufen, die Geschichtswissenschaft zu verderben. Ich begreife kaum, wie jemand der nur ein wenig von den Arbeiten der neuern deutschen Historiker und Philologen kennt, in den Vorwurf einstimmen könnte, den Buckle gegen — wie er sich verächtlich ausdrückt — „die Zunft“ der Historiker ausspricht. Wer nur eben die einfachste, ursprünglichste Aufgabe des Geschichtschreibers bis auf einen gewissen Punkt erfüllt, Thatsachen richtig zu erzählen, der würde dies schon nicht vermögen, wenn ihm „Denkfaulheit und natürliche Beschränktheit“ anhaftete. In Deutschland würde er mit solcher Geistesbeschaffenheit keinen Augenblick lang „ein Ansehen in seinem Fache erlangen“; denn die deutsche Wissenschaft hat zu allen Zeiten zwischen dem Rhetor und dem Geschichstchreiber zu unterscheiden gewufst. Freilich ist das Geschäft des Historikers nicht damit erschöpft, dafs er schlechthin und einfach nur Begebenheiten erzählt. Aber der deutsche Denker weifs auch, dafs es etwas Anderes ist, in der Reihe von Begebenheiten die Entwicklung der Idee nachweisen oder die Erzählung „durch passende sittliche und politische Betrachtungen beleben“. Dieses thut der Rhetor, jenes der Historiker. — Darin hat Buckle Recht, dafs bisher die politische Geschichte meist zu ausschliefslich bearbeitet wurde oder wenigstens zu einseitig in den Vordergrund trat. Die sogenannte Cultur-Geschichte wird aber jetzt auch ohne Buckle's Anregung schon eifrig betrieben. Nun scheint allerdings auch mir, dafs es darauf ankommt zu erkennen, dafs alle Geschichte weiter nichts ist, als Geschichte der Cultur, geistiger Bildung, d. h. Geschichte des Selbstbewufstseins. Sonst finde ich bei Buckle (über dessen Werk ich mir übrigens kein Urtheil erlaube) weiter nichts Neues, als die besondere Einseitigkeit, in welcher er den Fortschritt erkennt. Ich überlasse es dem berechtigten Richter zu entscheiden, wie richtig seine Ansicht von dem Grundzuge der Geschichte jedes der Hauptvölker Europas, wie gelungen der Nachweis dieses

Grundzuges in den einzelnen Thatsachen ist; vielleicht fällt das Urtheil über Buckle höchst günstig aus: nur, wenn er beansprucht, die Gesetze entdeckt zu haben, unter deren Herrschaft die besonderen Thatsachen stehen, so kann ich ihm dies nicht einräumen. Ich finde nirgends bei ihm etwas was Aufstellung eines Gesetzes heifsen kann. Ja, wenn ich seine Fragestellung und Betrachtungsweise erwäge, so scheint auch er, wie sein Vorbild August Comte, noch nicht den rechten psychologisch-analytischen Sinn an die Sache zu bringen. Ich billige z. B. im Wesentlichen was über die Frage, ob Religion, Literatur und Regierung Ursache oder Wirkung der Civilisation sind, von Buckle bemerkt wird; aber die ganze Erörterung leidet doch an dem vorhin charakterisirten Fehler der formalistischen Substantialisirung der Begriffe, und der Psychologe vermifst die Einsicht in die Weise, wie Ideen im Bewufstsein wachsen, zusammenhängen und aufgenommen werden. Ueberhaupt könnte ich das was man bisher an historischen Gesetzen aufgestellt hat, nur als empirische Regeln anerkennen. Denn ganz abgesehen von dem Inhalte dieser sogenannten Gesetze, die oft genug jedem Andern aufser dem, der sie aufgestellt hat, lächerlich erscheinen müssen — abgesehen, sage ich, davon, und nur die gehaltvollern Behauptungen ins Auge gefafst, scheinen mir dieselben an einem schon angedeuteten Fehler der Form zu leiden, der aber aus mangelhafter Erfassung des Inhalts folgt oder damit verbunden ist. Die Formel nämlich, deren man sich bedient, ist die: wenn dies und jenes eintritt, so folgt das und das. So hat man die Form eines logischen Schlusses, ohne dafs man wirklich den Zusammenhang zwischen Vordersatz und Schlufssatz begriffe; man sieht nicht ein, wie das Eine aus dem Andern folgen solle: es fehlt der Medius Terminus. An vielen Orten herrscht der Aberglaube, der dortige See, der Flufs fordere jährlich sein Opfer; es mufs jedes Jahr ein Mensch darin ertrinken. Wir nennen dies Aberglauben, und wenn durch eine Reihe von Jahrhunderten die Thatsache, dafs an dieser Stelle jährlich irgend jemand ertrunken ist, aufs gewisseste bestätigt wäre. Und warum wäre dies trotz der Richtigkeit der Thatsache Aberglaube? Weil der causale Zusammenhang falsch angenommen wäre. So mag es richtig und bestätigt sein, dafs ein gewisser Zustand der Gesellschaft jährlich so oder so viel Opfer an Selbstmördern durch Kohlendampf oder Lauge und an gefallenen

Mädchen verlange: Diese Thatsache festhalten steht dennoch schliefslich nicht höher als jener Aberglaube, so lange die Causalität unbegriffen bleibt. Es ist auch hier nur eine empirische Regel gegeben, und die Sache wird dadurch nicht gebessert, dafs man die Thatsache in der logischen Form eines Gesetzes ausspricht.

Was Buckle gegen die von ihm sogenannte metaphysische Psychologie einwendet, ist sehr schwach; aber auch was gegen die Statistik, die nach Buckle mit ihren Gesetzen die Menschen beherrscht, bemerkt worden ist, zeigt eine mangelhafte Psychologie. Ein geistvoller Denker mag es gewesen sein, der Folgendes aussprach, was ein bedeutender Historiker gegen Buckle kehrt: „Wenn man alles, was ein einzelner Mensch ist und hat und leistet, A nennt: so besteht dies A aus $a+x$, indem a alles umfafst, was er durch äufsere Umstände von seinem Land, Volk, Zeitalter u. s. w. hat, und das verschwindend kleine x sein eigenes Zuthun, das Werk seines freien Willens ist. Wie verschwindend klein immer dies x sein mag, es ist von unendlichem Werth, sittlich und menschlich betrachtet allein von Werth. Die Farben, der Pinsel, die Leinwand, welche Raphael brauchte, waren aus Stoffen, die er nicht geschaffen; diese Materialien zeichnend und malend zu verwenden hatte er von den und den Meistern gelernt; die Vorstellung von der heiligen Jungfrau, von den Heiligen, den Engeln fand er vor in der kirchlichen Ueberlieferung; das und das Kloster bestellte ein Bild bei ihm gegen angemessene Bezahlung: — aber dafs auf diesen Anlafs, aus diesen materiellen und technischen Bedingungen, auf Grund solcher Ueberlieferungen und Anschauungen die Sixtina wurde, das ist in der Formel $A = a + x$ das Verdienst des verschwindend kleinen x. Und ähnlich überall. Mag immerhin die Statistik zeigen, dafs in dem bestimmten Lande so und so viele uneheliche Geburten vorkommen, mag in jener Formel $A = a + x$ dies a alle die Momente enthalten, die es „erklären", dafs unter tausend Mädchen 20, 30, wie viele es denn sind, unverheirathet gebären, — jeder einzelne Fall der Art hat seine Geschichte und wie oft eine rührende und erschütternde, und von diesen 20, 30 Gefallenen wird schwerlich auch nur eine sich damit beruhigen, dafs das statistische Gesetz ihren Fall „erkläre"; in den Gewissensqualen durchweinter Nächte wird sich noch manche von ihnen sehr gründlich überzeugen, dafs in der Formel

$A = a + x$ das verschwindend kleine x von unermeſslicher Wucht ist, daſs es den ganzen sittlichen Werth des Menschen, das heiſst seinen ganzen und einzigen Werth umschlieſst".

Dies ist, wie ich zuerst erklären muſs, meiner Ansicht nach höchst treffend gegen Buckle bemerkt. Mag die Statistik immerhin „eine Gleichmäſsigkeit in den Vorgängen der Menschenwelt", eine Regelmäſsigkeit und periodische Wiederkehr der tugendhaften und lasterhaften Handlungen nachweisen: der Denker wird hierüber nur einen kurzen Augenblick staunen, auch da Regel zu finden, wo er sie nicht vermuthet hätte. Wenn aber Buckle z. B. aus der regelmäſsigen Anzahl von Selbstmorden sich „zu einem groſsen Schlusse hindrängen läſst, daſs der Selbstmord lediglich das Erzeugniſs des allgemeinen Zustandes der Gesellschaft ist, und daſs der einzelne Frevler nur das verwirklicht, was eine nothwendige Folge vorhergehender Umstände ist": so ist das der Schluſs Eines, der vor der Statistik die Besinnung verloren hat. Liest man bei ihm unmittelbar weiter: „In einem bestimmten Zustande der Gesellschaft muſs eine gewisse Anzahl Menschen ihrem Leben selbst ein Ende machen. Dies ist das allgemeine Gesetz; die besondere Frage, wer nun das Verbrechen begehen soll, hängt natürlich von besondern Gesetzen ab, welche jedoch in ihrer Gesammtwirksamkeit dem allgemeinen Gesetz gehorchen müssen, dem sie alle unterworfen sind": so könnte man meinen in diesen hier anerkannten besondern Gesetzen könnte auch jenes x mit einbegriffen sein; und gewiſs wird jeder, der nicht von dem Lichte der Statistik geblendet ist, vorzüglich diese besondern Gesetze untersuchen, um zu sehen, was in ihnen vorliegen mag. Buckle aber leugnet wiederholt und aufs entschiedenste die freie, eigene Entschlieſsung. Er ist „gezwungen zu dem Schlusse, daſs die Vergehen der Menschen nicht sowohl das Ergebniſs der Laster des einzelnen Verbrechers sind, als des Zustandes der Gesellschaft, in welche dieser Einzelne geworfen wurde"; und er citirt Quetelet's Ausspruch, „daſs die Gesellschaft das Verbrechen vorbereitet, und daſs der Verbrecher nur das Werkzeug ist, der es vollzieht". Falsches und Schiefes, Unlogisches und Unpsychologisches drängen sich hier zusammen. Ist derjenige, welcher vollendet, was der Andere vorbereitet hat, das Werkzeug des Andern? Und daſs die Vergehen das Ergebniſs der Laster sein sollen, ist freilich Unsinn.

Jenes x ist eine Thatsache. Buckle wird die Gewissensbisse und was wir Raphaels Genie nennen, für eine metaphysische und theologische Thorheit erklären. Die wahre Psychologie kann so nicht verfahren. Aber das x ist ihr auch nicht etwas Mysteriöses, Unnahbares. Es ist das was wir das Selbst, Freiheit nennen, und dies vermag der Psychologe zu analysiren. Jenes x ist ein bestimmtes Verhältniſs zwischen bestimmten Factoren.

Die Freiheit leugnen wollen, scheint mir eben so falsch, so bloſses Erzeugniſs der Verzweiflung, wie eine absolute Freiheit hinstellen. Die Freiheit ist relativ und ist überhaupt nur eine Relation, und also zu berechnen. Der Schachspieler ist in seinen Zügen frei, und der beste ist der freieste; aber der gleich gute berechnet des erstern Züge und sagt sie voraus.

Wer möchte sich vermessen, den naivsten Geist, das Bewuſstsein eines Gretchen vollständig zu analysiren, die Macht jedes Elementes darin zu bestimmen, und so seinen Entschlüſs zu berechnen? Aber darauf kommt es auch nicht an. Es handelt sich erstlich in der Wissenschaft niemals eigentlich um ein Vorhersagen dessen was eintreten wird, auch in der Physik nicht. Ueberall soll nur Geschehenes erklärt werden. In der Natur, wo sich Dasselbe tausend Mal in gleicher Weise wiederholt, und also alles Geschehen ein vergangenes und zukünftiges und Geschehendes ist, gilt die Erklärung des Vergangenen auch für alle zukünftigen Fälle, und so scheint es, als sei das Voraussagen ein wesentliches Element der Erklärung. Das ist es aber nicht, und es kann nicht in Betracht kommen im Reiche des Geistes, dessen Wesen Individualität der Fälle bedingt. Wenn wir niemals lernen werden, die zukünftigen Geschicke der Völker vorauszusagen: so folgt daraus nicht, daſs wir nicht lernen könnten, die Vergangenheit mit genügender Exactheit zu begreifen. Und zweitens: wenn es nicht möglich ist die vollständige Analyse eines Geistes zu geben, so ist auch dies nicht erforderlich. Denn es liegt im Wesen des Bewuſstseins, daſs sich die einzelnen Elemente des Geistes, Vorstellungen, Gefühle, Strebungen, zu groſsen Gruppen an einander schlieſsen, und nur solche Gruppen treten als Mächte im Bewuſstsein auf. — Nun ist es ferner auch unmöglich, die Gröſse der Macht und Wirksamkeit solcher Gruppen geistiger Elemente in bestimmten Zahlen anzugeben; die seelischen Erzeugnisse haben kein spe-

cifisches Gewicht. Es handelt sich aber um etwas durchaus Einfaches, um das Erkennen eines bloſsen relativen Uebergewichts. Wenn wir an einer Wage die eine Schale sinken sehen, behaupten Sie nicht alle, meine Herren, mit aller Entschiedenheit und ohne jedes Bedenken, daſs an der Seite, wo die Schale sinkt, das gröſsere Gewicht hänge? Dies ist der Grundgedanke der ganzen Psychologie; und darum kann sie wissenschaftlich erklären ohne Experiment; der Beobachtung aber bietet sich ein so weites Feld, daſs ein geübter Blick sehr scharf zu analysiren vermag. Und so berechnet sie alles seelische Geschehen hinterher und erkennt im Ergebniſs die mitwirkenden Factoren und die Gröſse der Macht jedes einzelnen Factors.

Bleiben wir bei Gretchen. Sie ist gefallen. Auch Bärbelchen ist es. Sie sind es, würde Buckle sagen, weil in jener Stadt das statistische Gesetz herrscht, daſs jährlich zwei oder zehn Mädchen fallen müssen. Daſs es gerade Gretchen und Bärbelchen sind, ist ihr Unglück, hängt von besondern Gesetzen ab. Das allgemeine Gesetz aber muſste sich, gleichviel ob an diesem oder an jenem Mädchen, so oder so, erfüllen. Wer sich hierbei beruhigen kann, hat ein schlaffes wissenschaftliches Gewissen. Die Psychologie berechnet Gretchen und hat kein schweres Exempel daran: „Halb Kinderspiele, Halb Gott im Herzen“. Nun „kam Fausts Liebeswuth übergeflossen, Wie vom geschmolzenen Schnee ein Bächlein übersteigt; Er hat sie ihr ins Herz gegossen“. Dieser Liebesstrom hat Spiele und Gott aus dem Bewuſstsein geschwemmt. „Du kommst ihr gar nicht aus dem Sinne“ sagt Mephistopheles zu Faust; „Nach ihm nur schau' ich ... Nach ihm nur geh' ich“ sagt sie zu sich selbst. Sie hat nun keinen andern Gedanken als ihn; also auch keinen andern Willen als den seinen. „Seh' ich dich, bester Mann, nur an, Weiſs nicht, was mich nach deinem Willen treibt“. „Ich bin nun ganz in deiner Macht“. Hat nun aber die Liebe Spiel und Gott aus dem Bewuſstsein verdrängt: so hat sie diese Vorstellungen doch nicht aus der Seele vernichtet; und sowie der Bruder ihr sagt: „Du bist doch nun einmal eine Hur'“, so ist auch die Vorstellung Gott reproducirt. Im ersten Augenblicke zwar sagt sie noch: „Gott, was soll mir das?“ Aber bald besinnt sie sich: „Wie anders war dir's, Als du noch voll Unschuld hier zum Altar trat'st ... Wo steht dein Kopf? In deinem Herzen Welche Missethat?“ Das Gewissen ist wach,

die Reue ist da, d. h. die Vorstellungsgruppe von Gretchen, wie sie war, kann die Vorstellungsgruppe von Gretchen, wie sie ist, nicht mehr appercipiren. In beiden Gruppen aber ist Gretchen das Subject. Wegen dieser Gemeinsamkeit des Subjects nun müssen beide nach dem psychischen Gesetz verschmelzen; aber die dazu gehörigen Prädicate können wegen der von einander abstofsenden, sich einander ausschliefsenden Macht, die ihnen inwohnt, auch nicht einmal theilweise verschmelzen. Mit der ganzen Macht der Seele also, die sich an die Vorstellung ihres Ich knüpft, stöfst dieses Ich sich von sich selbst ab.

Von all dem weifs die statistische Theorie nichts; aber die Psychologie kann hier fortschreitend immer tiefere Blicke thun*). Denn man fragt wohl zunächst weiter: woher solche Macht der Liebe in solchem Gemüth? An die Vorstellung Faust schlofs sich alles Fühlen und Streben, das vorher an Spiel und Gott vertheilt war; und durch die Zusammenfassung entsteht nicht nur eine Summe, sondern auch noch eine Steigerung. Faust wird das absolute Spiel und Gott, Gegenstand höchster Lust und völligster Hingebung; und Lust und Hingebung an Faust ist jetzt um so mächtiger denn die frühere an Spiel und Gott, als sich jetzt nicht blofs die vorher getheilte Kraft einheitlich ergiefst, sondern auch als das Gegenwärtige machtvoller ist denn das Ferne. Faust, der unmittelbar nahe Gott, der mit aller Kraft des Geistes und auch noch der Sinnlichkeit umarmt wird, und der den Himmel an und in Gretchens Busen legt, verdrängt den unsichtbaren Gott im hohen Himmel. Und so wird Gretchen, schon hochbegabt in Spiel und Religion, durch Faust zum Genie der Liebe.

Jenes x ist noch nicht aufgelöst, werden Sie sagen, meine Herren; es ist nur zurückgeschoben. Wie konnte Faust, und

---

*) Die Psychologie kann aber auch, und zwar heute schon, mit derselben Gewifsheit, wie wir behaupten, dafs $3 \times 3 = 9$ ist, dies voraussagen: Denken wir uns das Experiment vollbracht, dafs in jedem Einzelnen eines Volkes jene statistische Theorie von den Lastern und Verbrechen u. s. w. ihre volle Herrschaft erlangt und den Widerstand jener widersprechenden sogenannten metaphysischen oder theologischen Gesetze völlig überwunden hätte: so würde die Unsittlichkeit selbst diejenigen Grenzen nicht mehr innehalten, die ihr sonst wohl noch die Klugheit des Egoismus dringend anräth; und es würden sich Zustände ergeben, wie sie nach Thukydides in Athen während der Pest herrschten. Ich behaupte hiermit im mindesten nicht, dafs Buckle, Quetelet und wer sonst noch dieser statistischen (d. h. fatalistischen) Theorie anhängt, unsittlich sei; aber allerdings behaupte ich, dafs sie nur trotz ihrer Theorie sittlich sind, insofern sie es sind, und dafs ihre Theorie wie die Pest wirken würde.

gerade er, und nur er, auf Gretchen so dämonisch wirken? oder umgekehrt: wie konnte Gretchen gerade von Faust, und nur von ihm, so dämonisch in allen Tiefen ihrer Seele erschüttert, in ihrem Bewufstsein so vollständig umgewandelt, bis zum vollen Verlust ihres Selbst von ihm angeeignet werden? In der That, hier lasse ich noch ein x; aber die Aufgabe, die damit der Psychologie gestellt ist, verstehe ich, wenn ich auch bekennen mufs, noch keine Ahnung zu haben von der Feinheit der Analyse, die zur Lösung nöthig wäre. Was sagt uns aber die Statistik dazu? „Sie ist die erste nicht“. Was antwortet doch Faust? Wenn Sie Sich nicht darauf besinnen, meine Herren, so lesen Sie es nach.

Ist denn das so überraschend, dafs bei einem gegebenen Zustande der Gesellschaft im Durchschnitt immer dieselbe Anzahl von Verbrechen begangen werden? Denn nicht nur die Macht des Zwanges, sondern auch die Macht der Freiheit wird dann ungefähr dieselbe bleiben. Wie sollten also nicht im Jahre 1864, wenn während dessen dieselben Verhältnisse obwalten, wie im Jahre 1863, nicht z. B. dieselbe Anzahl von Selbstmorden vorkommen? Ja sogar, sagt die Statistik, dieselbe Anzahl von Selbstmorden durch das Pistol und dieselbe Anzahl durch Ertränken u. s. w. und sie meint damit einen neuen noch stärkern Trumpf auszuspielen, beweist aber damit, dafs sie doch noch nicht frei ist vom abstracten Formalismus. Selbstmord ist ein allgemeines Wort und es genügt dem Sprachgebrauch, wie es auch vor dem sittlichen Richterstuhl ganz gleich ist, ob der Selbstmord durch dieses oder jenes Instrument vollbracht ist. Für andre Betrachtungen aber ist dieser Unterschied von Wichtigkeit; denn die Person, die sich den Tod durch das Pistol gibt, lebt unter ganz andern Verhältnissen als die, welche denselben im Flusse des Ortes sucht; und, wenn nicht besondre Umstände obwalteten, gehörte es zum Räthselhaftesten, wenn unter derselben Bevölkerung in dem einen Jahre nur Ertränkungen, im andern nur Erschiefsungen vorkämen.

Die Freiheit bildet sich durch Erziehung, Unterricht, Umgang und Lebensweise und zieht sich dadurch zugleich ihre Schranken. Der Köchin die sich entschliefst, ihr Leben wegzuwerfen, ist gar nicht die Wahl gegeben, ob sie nach dem geladenen Pistol greifen soll oder nicht; dem Officier in derselben Lage drückt sich das Pistol von selbst in die Hand, er erwägt nicht,

ob vielleicht Erhängen vorzuziehen sei. Alle Personen desselben Standes aber werden durchschnittlich, weil gleich erzogen und gleich lebend, auch im gleichen Grade frei und unfrei sein; auch die Einflüsse von aufsen her, denen der Einzelne ausgesetzt sein kann, sind durch die allgemeinen Zustände der Gesellschaft und durch die Classe, der er angehört, bestimmt. Sind also die Störungen und die Widerstandskraft durchschnittlich dieselben, wie sollten es nicht auch die Erfolge sein! Einerseits sind der Veranlassungen zum Falle in diesem Jahre so viel wie im vorigen, und andrerseits ist auch die Macht der Tugend die unveränderte; also mufs auch das sittliche Ergebnifs dasselbe sein.

Die Statistik bedarf also schon zu ihrer eigenen Ergänzung der Psychologie; um wie viel mehr, wenn sie eine Stütze der Geschichte werden soll!

Da es hier unmöglich ist, auch nur auf die leichteste der angedeuteten Aufgaben wirklich einzugehen: so will ich nur den Hauptpunkt hervorheben. Der vorzüglichste Gewinn nämlich, den der Philologe, der Geschichtsforscher, aus dem Studium der Psychologie, aus dem erworbenen psychologischen Blicke, wohl ziehen dürfte, möchte, wie ich erwarte, gerade darin liegen, dafs sich der Sinn für die Wirklichkeit, das Geschehen, also der historische Sinn reinigt und stärkt. Es liegt im Wesen der Seele, den geschichtlichen Geist zu erzeugen, Geschichte zu machen, geschichtliche Schicksale zu erfahren: darum mifst die Psychologie, indem sie nur das ihr eigene Geschäft vollzieht, den Boden der Geschichte aus und erforscht deren Lebensbedingungen. Sahen wir, wie die Geschichte undenkbar ist ohne psychologischen Grund und Ausgang: so ist auch andrerseits die Psychologie nichts, wenn nicht Principienlehre der Geschichte; und als solche mufs sie, selbst noch aufserdem, dafs sie eine bestimmte ihr eigene Summe von Erkenntnissen gewährt, dafs sie dem Historiker einen Erkenntnifs-Stoff darreicht, unmittelbar und in rein formaler Weise auf den historischen Sinn bildend einwirken. Damit diese Bemerkung, die das Höchste enthält, was ich dem Philologen oder Historiker über sein Verhältnifs zur Psychologie zu sagen habe, nicht etwa gar zu idealistisch in der Luft zu schweben scheine, mufs ich auf einige Thatsachen eingehen; und ich bitte Sie, m. H., mir die Entschiedenheit, mit der ich das als mangelhaft Erkannte auch als

mangelhaft bezeichne, nicht übel deuten zu wollen. Wer verstanden und erforderlichen Falls corrigirt sein will, wie ich das immer will, der mufs mit Bestimmtheit reden.

Ich glaube, eben so sehr wie unter den Philosophen auch unter den Historikern den Irrthum, von dem auch Wilhelm v. Humboldt nicht frei war, verbreitet zu sehen, den ich schon vorhin als Formalismus bezeichnet habe. Aus mangelhafter psychologischer Analyse wird zunächst statt eines Verhältnisses zwischen mehreren Factoren ein einfacher Begriff gesetzt, dieser aber als ebenso einfaches Object genommen und so zu einer Substanz oder einem substantiellen Attribut hypostasirt. Da nun aber ein Verhältnifs, und um so leichter, je mannichfacher es ist, zur Bildung zweier oder mehrer Begriffe Veranlassung gibt: so treten Gegensätze, Antinomieen, Kreisbewegungen hervor, und man strebt nach Einheiten, Identitäten. So entsteht eine Dialektik, die gar nicht in der Sache liegt, sondern nur die Einseitigkeit der abstrahirten Begriffe beweist; eine Dialektik, welche eine logische Bewegung von Begriffen ist, aber die wirkliche Bewegung der realen Factoren nicht berührt. Dabei ist es wahrlich sehr gleichgültig, ob der Eine erklärt, die Einheit der Gegensätze sei dem Menschen verborgen und unfafsbar, und ob der Andre sich rühmt die speculative Vernunft zu haben, mit der er solche Identitäten begreift. So ringt Humboldt mit dem Gegensatze von Sprache und Geist, wie man schon im vorigen Jahrhunderte die Antinomie aufstellte: Sprache nicht ohne Verstand; Verstand aber nicht vor der Sprache. Aehnlich heifst es: Schrift nicht ohne Cultur; Cultur aber nicht vor der Schrift. Wenn Schelling zu göttlichen Potenzen flüchtet, Hegel es den in sich entgegengesetzten Begriffen aufträgt, sich zu verwirklichen: so erkennt Humboldt Emanationen und unmittelbares Hervorbrechen neuer Kräfte oder Vermögen; und nach Renan ist alles angeborner Instinct. Kurz, nachdem man sich in falsch gebildeten Begriffen unwahre Objecte gesetzt hat, schafft man für diese, um sie werden zu lassen, Ursachen, Kräfte, Vermögen, oder legt ihnen selbst schöpferische oder hemmende und zerstörende Kräfte und Wirkungen bei.

Manche stolze Speculation verliert ihren Boden, sobald man darauf Acht gibt, dafs wir auch für Verhältnisse Substantiva bilden und diese im Nominativ als Subject mit Verben verbin-

den, wodurch sie sprachlich als energische Persönlichkeiten, als wirkende Ursache dargestellt werden. Und weil die Sprache so darstellt, hat man sich verleiten lassen, zu meinen, die Sache verhalte sich so.

Dagegen lehrt nun die Psychologie, wie alle jene Begriffe, welche solche Dialektik erzeugen, nur Verdichtungen sind, welche aufgelöst werden müssen, wenn ihr wahrhafter Inhalt gedacht werden soll. Geist z. B. gilt dem Psychologen als eine Zusammenfassung vieler in einander greifender Processe, und unter ihnen ist auch der Procefs, den wir unter Sprache verstehen, und der mit den andern in Wechselwirkung steht. Sobald man diese Begriffe nicht als feste Substanzen fafst, schwinden alle jene Antinomieen, mit denen sich Humboldt abmüht; die selbstgeschaffenen Gegensätze sind nicht mehr da, sobald man eine mannichfache Verbindung und Scheidung und Zeugung psychischer Elemente sieht, und diese in Abhängigkeit und Zusammenhang mit körperlichen Bewegungen. Sprache ist kein Wesen und kein Vermögen, welches ein anderes Wesen oder Vermögen, Geist oder Intellectualität oder Verstand, aus sich erzeugt, sondern ein Vorgang, der unter bestimmten Bedingungen eingeleitet wird, in welchen andere Elemente hineingerissen werden und durch welchen neue Elemente entstehen, die abermals in die Bewegung eintreten und sie bereichern. So entstehen Thätigkeiten, die man Denken, Verstand, Geist nennt. Hier sind Associationen und Verschmelzungen einfacher psychischer Elemente zu beobachten. Sinnes-Erregungen führten der Seele die ersten Reize zu, Laute in Folge von Reflexbewegungen der Laut-Organe wirken als neu auftretende Reize, und so entstehen mannichfache Apperceptionen, deren Erzeugnisse sich wiederum als Organe zu höheren Schöpfungen darbieten. So gibt es eine Welt innerer Elemente theils gleicher, theils verschiedener Art zu beobachten, die sich nach Gesetzen gegen einander bewegen und durch Uebereinstimmung und Gegensatz ein viel zusammengesetztes inneres Leben darstellen, einen geistigen Organismus.

Einen andern Gegensatz hat Schleicher aufgestellt, wie ich schon angeführt habe, nämlich den zwischen Sprache und Geschichte. Ich will nicht auf das schon dagegen Bemerkte zurückkommen, sondern jetzt nur auf den Formalismus hinweisen, welcher der ganzen Betrachtung zu Grunde liegt. Es werden Sprache

und Geschichte als zwei selbständige Wesen neben einander aufgefaſst, und die Geschichte übt ihre „Wirkung“ auf die Sprache (das. S. 36). Indem so mannichfache Verhältnisse in einem Wort zusammengefaſst werden, erfolgt leicht eine Generalisirung, welche von den wirklichen Thatsachen wenig in sich zurückbehält; und so wird eine längst und viel besprochene Thatsache (vergl. Heyse, System §. 90—93, meine Charakteristik S. 274) sehr trübe dargestellt. Solche abstracte Formeln, welche den Schein naturwissenschaftlicher Methoden erregen, während sie doch nur ein leerer Formalismus sind, haben der Betrachtungsweise zu weichen, welche nicht von zusammenfassenden Begriffen ausgehend die Thatsachen in ihrer Ausbreitung und ihren vielgestaltigen psychologischen Verhältnissen durchforscht. Dann tritt statt eines schillernden Gegensatzes von Sprache und Geschichte ein weitverzweigtes geistiges Leben vor uns, dessen Momente, sämmtlich in Bewegung, durch Wechselwirkung die geschichtliche Entwicklung bedingen. Diese Momente, verschieden nach Inhalt und Wirksamkeit, verhalten sich auch in den geschichtlichen Erfolgen nicht gleich; und eins kräftigt sich wohl auch auf Kosten des andern. Hier bilden sich durch Combination vorhandener Elemente ganz neue Momente, dort wird von auſsen her aufgenommen und dem Eigenen mehr oder weniger assimilirt, und dort wird ausgestoſsen, aufgesogen oder geht verloren. Eins dieser Momente ist die Sprache, und ihr Schicksal ist, ihrer Natur und Bestimmung gemäſs, nicht dasselbe wie das andrer Momente, und ist in der Geschichte dieses Volkes nicht dasselbe wie in der eines andern. Denn die Bedeutung und Wirksamkeit der einzelnen Momente ist nicht in allen Volksgeistern genau dieselbe. Hier ist also sorgfältig zu beobachten und zu ermessen; und so findet man überall Unterschiede und erkennt die allgemeinen Gesetze unter individuellen Bedingungen individuell wirkend. Dann kommt man zu bestimmten Aufgaben, und wenn deren Lösung unmöglich ist, so begreift man wenigstens die Schwierigkeit. Sind denn das so meſsbare Qualitäten der Geschichte und der Sprache, wie Schleicher sie aufstellt: „reich oder arm, gewaltig, träge, rasch verfallend“? Ist es der Sprache gleichgültig, ob ein Volk blüht und wächst oder verfällt? und wenn nicht, wie verhält sich die Sprache zur Blüte und zum Verfall? Ist das Verhältniſs des Neugriechischen zum Altgriechischen, das der romanischen Spra-

chen zum Lateinischen und des Neuhochdeutschen zum Althochdeutschen und Gothischen dasselbe? Und wenn innerhalb der romanischen Sprachen das Spanische und Italienische weniger verfallen ist als das Französische, war die Geschichte der Spanier und Italiener weniger gewaltig und reich als die der Franzosen?

Ebenso ist gar nicht die antinomische Frage zu verhandeln: war die Cultur vor der Schrift und war sie Ursache derselben, oder war umgekehrt die Schrift vor der Cultur und war Gebärerin derselben? Statt dessen bedenke man, daſs Cultur einen bestimmten Zustand und eine Einrichtung des geistigen, theoretischen und praktischen Lebens bedeutet, welches sich natürlich aus mannichfachen Bestrebungen und Verhaltungsweisen zusammensetzt. Das immer etwas verwickelte Bild eines Culturlebens wird allemal auch Schrift in sich befassen. Also kann allerdings weder Cultur die Schrift, noch umgekehrt diese jene hervorbringen; denn dies behaupten, ergäbe ein *idem per idem*. Dagegen hat man, wenn eine wirkliche Erkenntniſs erzielt werden soll, zu sehen, worauf das Cultur-Leben beruht, aus welchen Verhältnissen es besteht, unter welchen materiellen und geistigen Bedingungen solche entstehen, auf einander wirken und mit einander neue Verhältnisse zeugen, welche als neue Factoren in den Proceſs eintreten und dessen Verlauf bestimmen.

Meine Herren, wörtlich spreche ich hier nur dasselbe aus, was Hegel gegen Spinoza bemerkte, wenn ich fordere: die Substanz muſs in den Proceſs aufgelöst werden. Aber unter Proceſs verstehe ich nicht den dialektischen, welcher nur eine Bewegung des Bewuſstseins um die festen Substanzen oder Begriffe ist, sondern den wirklichen, sei es den natürlichen oder den psychischen. Es soll nicht der Begriff logisch in seine Merkmale zerspalten, analysirt, dialektisch bewegt werden; sondern man richte den Blick auf die in sich mehrfachen thatsächlichen Verhältnisse hin, welche jener Begriff einheitlich bezeichnet. Dies sind nun aber in der Geschichte und in der Sprache offenbar psychische Thatsachen, welche zu beobachten, in ihre constitutiven Elemente und in die Verhältnisse zwischen denselben zu zerlegen sind, was eben die Psychologie lehrt.

Es ist bloſs eine besondere Erscheinungsform jenes allgemeinen Fehlers des Formalismus, daſs man die bloſs ästhetische, nach Ideen charakterisirende Construction entweder geradezu für eine genetische Erklärung nahm, oder daſs man die ideale

Construction für so wesentlich hielt, dafs man daneben kaum noch ein Bedürfnifs nach genetischer Erklärung fühlte. Nicht blofs Hegel, nein auch sonst vielfach nahm man stillschweigend die Ideen für wirkende Ursachen, schöpferische Mächte. Um klar zu machen, was ich meine, will ich an eine umfassende und bedeutsame philologische Thatsache erinnern. Die Geschichte der griechischen Literatur, die (wer möchte das verkennen?) in neuerer Zeit so vorzüglich bearbeitet worden ist, wurde gewöhnlich nach den literarischen Gattungen geordnet, so dafs man der Reihe nach erst das Epos, dann die Lyrik, dann das Drama, dann die Prosa in ihren Arten, jede einzeln durch die Jahrhunderte der griechischen Geschichte verfolgte. Man begann mit Homer und ging das Epos durch bis in das Mittelalter hinein, worauf man dann zurückkehrte zu Kallinos, Archilochos und Terpander, um die Lyrik in gleicher Weise zu behandeln. Ich rede nicht von Uebelständen, die hierbei unvermeidlich sind; was ich meine ist: das diesem Verfahren zu Grunde liegende Princip ist falsch. Denn dieses ist eben, dafs man die literarischen Gattungen als Ideen ansah und diesen Ideen der Epik, Lyrik, Dramatik u. s. w. eine ihnen inwohnende Kraft zuschrieb sich zu verwirklichen. Dieses Princip ist irrig, durchaus ungeschichtlich, weil unpsychologisch. Wie Materie die Substanz heifsen mag, in der sich die Naturdinge entwickeln: so Seele die Substanz, in der die geistigen Erzeugnisse ihr ideales Dasein haben. Spricht man also von einer Entwicklung der Ideen mit Absehung von der Seele, d. h. von den persönlichen Subjecten, welche eigentlich die Ideen erzeugen, entwickeln, tragen, so ist das, als wollte man von Entstehung und Entwicklung der Naturwesen reden mit Absehung von der Materie. Der strenge Hegelianer kann das wollen, das eine, wie das andre; der Historiker wie der Naturforscher kann es nicht. So konnte nun auch der Historiker nicht umhin, nicht nur seiner Entwicklung der literarischen Ideen Monographieen der Dichter und sonstiges rein historisches Material einzuverweben; sondern er machte der geschichtlichen Betrachtungsweise auch noch das Zugeständnifs, dafs er in einem kürzern ersten Theil Epochen der Literatur aufstellte und charakterisirte, und also die literarischen Erscheinungen chronologisch ordnete. Dies ist aber nur eine unbewufste Inconsequenz, die zwar ausreicht, um auffallende Mängel auszugleichen, die jedoch den dem Gan-

zen zu Grunde liegenden Irrthum nicht wegschafft, sondern nur versteckt, indem sie seine Folgen schwächt. Man fühlte bloſs, daſs die Anordnung der Thatsachen nach den literarischen Gattungen eine Einseitigkeit sei, und glaubte volles Genüge zu erreichen, wenn man auch der entgegengesetzten Einseitigkeit, der Anordnung nach der Zeitreihe, gerecht würde. Aber das echt historische Princip lag auch der chronologischen Darstellung nicht zu Grunde; sondern auch hier handelte es sich bloſs um Charakteristik und Construction aus Ideen, nur nicht sowohl der Gattungen, als der Zeitabschnitte. Dort entwickelt sich die Idee aus sich heraus, hier aus dem Volksgeiste, und was das heiſst, wissen wir schon; hier wie dort hat man eine ideale Construction für den Nachweis der Causalität und Genesis genommen. Wie hierbei die Thatsachen aus ihrem wahren Zusammenhange verschoben werden, zeigt wohl schlagend der Fall des alexandrinischen Epos. Wird dieses in einem einfachen Gange durch die Epik von Homer an besprochen, so wird damit auſser Acht gelassen, daſs jenes spätere Epos mit Homer gar nicht mehr in natürlichem Zusammenhange steht, aber wohl mit den gleichzeitigen grammatischen Bestrebungen, mit den Recensionen und Erklärungen des homerischen Textes. — Es verhält sich aber mit allen andern literarischen Erscheinungen ganz ähnlich. Verfolgt man die Entwicklung der dramatischen Idee von Aeschylus oder Thespis hinab, so ist es nicht wahr, daſs Euripides eine Gestaltung des Dramas vertrete, die bloſs aus der Entwicklung dieser Idee an sich oder des Sophokles sich mit Nothwendigkeit ergäbe; sondern in höherem Grade ist er das Erzeugniſs aller Culturverhältnisse und der geistigen Entwicklungsstufe seiner Zeit.

Hiermit soll also nicht bloſs dies gesagt sein, daſs die Literatur-Geschichte vorwiegend chronologisch angeordnet sein müsse; sondern daſs die ganze Aufgabe noch reiner historisch zu erfassen ist. Man hat allerdings nicht bloſs charakterisirt, sondern auch mit zuweilen glücklicher Anwendung der vergleichenden Methode Entwicklungs-Gesetze gefunden und die Thatsachen als von solchen Gesetzen in ihrem Ablaufe beherrscht dargestellt. Aber auch dieses Verfahren, wie die Anerkennung von Entwicklungs-Gesetzen, beruht ja auf der Voraussetzung, als wären die Ideen Organismen, die ein selbständiges Leben auch auſser den Seelen führten, die an sich selbst einen Keim bildeten, aus dem sie sich

mit eigner Kraft nach eignen Gesetzen entwickelten. Es ist auch dies eine ungeschichtliche Hypostasirung der ganz von der Seele abhängigen Gedankenwelt. Wenn nun freilich oft genug solche Betrachtungsweise vom Forschertriebe thatsächlich durchbrochen wird, so ist sie doch nicht principiell überwunden.

Was ihr zu Grunde liegt und eine gewisse Berechtigung verleiht, ist die Erkenntniſs, daſs die Geschichte nicht das Machwerk der Einzelwillkür, noch auch ein geistloser Zufall ist. Namentlich der Ansicht gegenüber, als handelten die historischen Persönlichkeiten in subjectiver Freiheit, bloſs aus eigenmächtiger Reflexion oder gar individueller Leidenschaft, war es richtig darauf hinzuweisen, daſs es allgemeine ideale Mächte gibt, denen der Einzelne bewuſst und unbewuſst unterworfen ist und denen er sich nicht entziehen kann. Dieser Hinweis geschieht mit allem Recht; aber man ist sich unklar geblieben über das Wesen jener idealen Mächte oder Ideen, über die Weise und Form ihres Daseins und ihrer Wirksamkeit auf den Einzelnen. Man hat eben darum auch das Wesen der Einzelperson nicht richtig erkannt, einerseits ihre Abhängigkeit von jenen Ideen, andrerseits ihre Wirkung auf sie, ja ihre Erzeugung derselben. Man hat überhaupt das thatsächliche Verhältniſs nicht in seinem ganzen Umfange vor Augen. Denn was man die Kraft und Herrschaft der Ideen nennt, ist nur ein besonders hervortretender Punkt jenes Gesammtgeistes, dem der Einzelgeist seinen bestimmten Inhalt wie seine Form verdankt. Hier sei nur daran erinnert, daſs Ideen, welche sein sollen, nothwendig Ideen eines Subjects, in einer Seele, einem Bewuſstsein sich finden müssen. Man darf den metaphorischen Ausdruck von den in der Luft fliegenden Ideen, die wir mit der Luft einathmen, nicht zur Chimäre werden lassen. Das reale Verhältniſs, das solchen Auffassungen zu Grunde liegt, beruht auf Gesetzen der Bewegung der Vorstellungen im Bewuſstsein, auf Gesetzen der Association, Combinirung und Erzeugung von Vorstellungen, auf Gesetzen des Verkehrs zwischen den individuellen Subjecten und ihres Sich-Zusammenschlieſsens zu umfassendem Bewuſstsein, auf Gesetzen der Aneignung, Gestaltung und Bereicherung des Gegebenen. Idee ist bloſs ein abstracter Inhalt, der nur insofern Wirklichkeit hat, als er in einem Bewuſstsein oder einem Subject liegt, und insofern Macht hat, als er in diesem Bewuſstsein zu anderm Inhalte desselben in ein wirksames Verhältniſs tritt. Der Histo-

riker also, der (nach Gervinus, Grundzüge der Historik §. 28, 29.) die Ideen zum Faden seiner Darstellung wählt, um dieselben die Thatsachen gruppirt, kann dadurch einerseits den Inhalt jener Ideen, sein Werden und Wachsen, anschaulich machen, und so andrerseits, die Bedeutsamkeit dieser Thatsachen und ihren durch diese Bedeutung bedingten, also ästhetischen, Zusammenhang erläutern. Aber von den eigentlichen Ursachen dieser Thatsachen, vom wirklichen Wachsthum der Ideen ist damit nichts begriffen, also die Aufgabe des Historikers nur einseitig gelöst.

Erlauben Sie mir, m. H., noch an einen nicht minder bedeutsamen Fall zu erinnern, an einen Lieblingsgegenstand für die Philologen wie für die Laien, nämlich an die Charaktere der griechischen Stämme. Wenn ich mich nicht täusche, so hat man diese Stammcharaktere viel zu sehr als bloſse Naturbestimmtheiten angesehen, als etwas Gegebenes, das alle Bedingungen zu den geistigen Erzeugungen jedes Stammes schon vollständig in sich trug. Diese Erzeugnisse galten unmittelbar als der Inhalt des Charakters und ihre Artbestimmtheit als Qualität desselben. Zum Charakter der Ioner, meint man, gehört eben die Epik, d. h. die Epik überhaupt und an sich, nicht bloſs die ionische oder der ionische Typus derselben. Denn man erkannte auch keine andre Epik an, als die ionische. Und eben so in Bezug auf die andern Stämme. Hierbei scheint man mir nun das geschichtliche Element zu wenig beachtet zu haben. Allerdings wirkten in diesem Falle wohl Naturbestimmtheit und Geschichte in innigster Wechselbeziehung; es darf eben keine Seite unbeachtet bleiben. Nun meine ich nicht sowohl dies, daſs man zu wenig darauf gesehen habe, unter welchen geschichtlichen Verhältnissen sich jene Stamm-Charaktere gebildet haben, sondern mehr noch dies, daſs die Productivität der Stämme nicht in dieselbe Zeit fällt, sondern beinahe einer den andern ablöst. Dies beweist, daſs jene Charaktere, so wie sie erscheinen, nicht sowohl ethnologische Daten, als geschichtliche Ereignisse sind. Hier scheint mir eine Aufgabe vorzuliegen, bei der besonders klar ist, daſs sie zu ihrer Lösung durchaus der Vereinigung psychologischer und historischer Betrachtung bedarf, eine Aufgabe geschichtlicher Psychologie und psychologischer Geschichte. Es sei mir gestattet, die Aufgabe näher zu bezeichnen.

Nach einander tritt die Productionskraft der Stämme her-

vor. Der ionische Charakter gelangt am frühesten zur Reife, wenig später der dorische in staatlicher Beziehung; dann entwickelt sich literarisch der äolische, hierauf der dorische auch literarisch, endlich der attische langsamer und später als die andern. Bestimmen wir nun diese nach einander auftretenden Charaktere in üblicher Weise: den ionischen als den relativ äufserlichen, den äolischen als den subjectiven, den dorischen als den innerlichern, endlich den attischen als den objectiven Charakter: so scheint die Reihenfolge dieser Charaktere einem Entwicklungs-Gesetze zu entsprechen, das sich ohne Weiteres als sehr annehmbar darstellt. Es scheint von selbst einleuchtend, dafs die ionische Aeufserlichkeit zuerst auftreten müsse, dafs dann erst die äolische Subjectivität folgen könne, die sich darauf zur dorischen Innerlichkeit sammle und endlich in der attischen Objectivität ihren Abschlufs finde. Abgesehen aber davon, dafs dieses Entwicklungs-Gesetz, bevor es als allgemein gültig angesehen werden kann, mancherlei näherer Bestimmungen, d. h. Beschränkungen bedarf: scheint mir, es sei, wenn nicht eine irrthümliche Auffassung der Thatsachen veranlafst werden soll, noch Folgendes wohl zu beachten. Erstlich, man mufs nicht meinen, Aeufserlichkeit und Epik, Subjectivität und Lyrik u. s. w. seien an sich wirkliche Kräfte, objective (wenn auch intelligible) Potenzen, die sich in den Ionern, Aeolern u. s. w. ihre Wirklichkeit geben — eine wahrhaft abergläubische, wenn auch scheinbar sehr speculative Ansicht. Zweitens, man mufs auch nicht sagen, der Ionismus habe sich darum zuerst entwickelt, weil in seiner Grundbestimmtheit die Aeufserlichkeit gelegen habe; der Aeolismus sei gefolgt, weil er eben Subjectivismus sei, dessen Entwicklung erst später auftreten konnte, aber vor der Innerlichkeit sich entfalten mufste. Auch dies schiene mir eine unbegründete Ansicht; denn womit wäre bewiesen, dafs der ionische Geist ursprünglich, von Natur, weniger subjectiv und weniger innerlich gewesen wäre, als der äolische und dorische Charakter, weniger objectiv als der attische? Mir scheint vielmehr, dafs man sich so ausdrücken müsse: jeder hellenische Stamm entwickelte das Hellenenthum in derjenigen Form, welche durch die Bedingungen, unter denen er seine Blüte erreichte, nothwendig geworden war. Ganz anders waren die Mischungsverhältnisse der Bevölkerung, in Folge dessen ganz anders die politische Verfassung: und wiederum in Folge davon und von geographischen, tellurischen und klimatischen Verhält-

nissen gestaltete sich Leben und Verkehr im Innern und nach aufsen bei den Ionern und den Dorern und den Attikern bei jedem verschieden; und aus dieser Verschiedenheit der Bedingungen ergab sich die Verschiedenheit der Entwicklung nach Zeit und Wesen, und endlich auch darum Verschiedenheit im Wesen, weil in der Zeit.

Bei dieser Auffassung scheint mir eben sowohl das speculative Bedürfnifs nach Einheit und einem Zusammenhange der Ideen, als auch die rein historische, causal-genetische Betrachtungsweise befriedigt. Es wird Ihnen einerseits nicht entgangen sein, wie ich hier von der einheitlichen Idee des Hellenenthums ausgegangen bin, welche in den Charakteren der hellenischen Stämme ihre Abschattung und Entwicklung erhält. Andrerseits aber werden hierbei die Bedingungen dieser Ideen und ihrer Entwicklung in der Wirklichkeit, nämlich in den Subjecten des hellenischen Volkes und in den Verhältnissen, unter denen es lebte, in ihrer vollen Ausdehnung und ganzen Bedeutung berücksichtigt. Und nicht blofs die thatsächlich vorhandene Verschiedenheit der Stämme soll aus den psychologisch-geschichtlichen Bedingungen erklärt werden; sondern auch die speculative Seite der soeben ausgesprochenen Ansicht, die Annahme einer idealen Einheit über und in der Stammdifferenzirung, ist Gegenstand einer psychologischen Aufgabe, und zwar darum, weil diese Einheit nicht blofs eine subjectivistische Idee, eine blofse Hilfsannahme, ein Gedanke des Historikers, eine Hypothese von blofs constructivem Werthe ist. Nicht in dem Sinne, wir wir etwa sagen, dafs sich die Thierheit, die Idee des Thieres oder der Pflanze in den verschiedenen Typen der Classen der Thiere und Pflanzen offenbare und entwickele, nicht so reden wir vom Hellenenthum. Diese Idee, das einige Hellenenthum, ist vielmehr auch für sich selbst eine geistige Thatsache, verwirklicht in bestimmten Institutionen und Ereignissen, aber auch eine Wirklichkeit in den lebendigen hellenischen Subjecten als Gedanke, ein wirkliches Ereignifs in ihren Seelen, also von constitutiver Bedeutung. Sie ist also zugleich speculativ und historisch berechtigt und nothwendig. Und weil sie nun wirklich war, weil sie in der Seele, dem Bewufstsein des griechischen Volkes, Leben hatte, darum war sie psychischen Gesetzen unterworfen; und die Art und Weise dieser ihrer subjectiven Wirk-

lichkeit wie ihres Lebens in den Subjecten ist Gegenstand psychologischer Forschung.

Hieran sehen Sie wohl, m. H., wie ich im entferntesten nicht geneigt bin, die Geschichte ihrer idealen Seite zu berauben. Nur dies wollte ich klar gemacht und kräftig zu Bewufstsein gebracht wissen, dafs alles was man den innewohnenden Geist, die Richtung, die Idee geschichtlicher Thatsachen nennt, nicht an sich schon Gesetze der Geschichte sind, sondern als Elemente der Geschichte der Analyse bedürfen und Gesetzen unterliegen. Dies scheint mir bisher nicht genügend beachtet, obwohl mir ein sehr mächtiger Trieb in der Geschichtswissenschaft der neuesten Zeit nach Aufstellung von Gesetzen nicht entgangen sein kann. Es geschieht gerade aus der vollen Anerkennung der Bedeutung dieses Triebes, dafs ich mir erlaube auf die Nothwendigkeit hinzuweisen, dafs sich derselbe mit psychologischer Betrachtungsweise verbinden mufs, wenn er wahrhaft schöpferisch wirken soll.

Die dargelegte Ansicht wird auch nicht von dem Vorwurf getroffen, als werde dadurch die Geschichte in einen ihr fremdartigen Kreis von Wissenschaften gezogen. Ich gestehe unbedingt zu, dafs „die Methoden je nach ihren Objecten andere und andere sind, wie die Sinneswerkzeuge für die verschiedenen Formen sinnlicher Wahrnehmung, wie die Organe für ihre verschiedengearteten Functionen“. Ja jede Wissenschaft, da sie an demselben Objecte mehrere Aufgaben zu lösen hat, bedarf auch mehrerer Methoden. Und hier wird behauptet, dafs die Geschichte nach der Eigenthümlichkeit ihrer wesentlichsten Aufgabe die psychologische Methode zur Grundlage haben mufs.

Ich bin fern davon zu verkennen, dafs der Historiker die Naturbedingnisse des menschlichen Lebens, Statistik, Finanzen und Staatshaushalt, Politik, Kriegführung, Religion, Aesthetik, Philosophie und alle Wissenschaft und was sonst noch nöthig sein mag, gründlich verstehen mufs. Wer das Leben darstellen, begreifen will, mufs es kennen; und wer von der Wirkung der Natur auf das geistige Leben reden will, mufs die Natur kennen. Aber alle diese Wissenschaften, die das Leben zum Gegenstande haben sind für den Historiker nur Hülfswissenschaften; Psychologie ist das ihm eigenthümliche, sein ganzes Object durchdringende und zusammenhaltende Element. Mag Geistiges oder mag die Natur auf den Geist wirken: der Einflufs

des einen wie des andern wird vom Geiste bedingt und kann nur aus psychologischen Gesetzen begriffen werden*). — Ein bedeutender Historiker hat bemerkt**), dafs die geschichtliche Arbeit sich an einem Stoffe vollzieht, der natürlich Gegebenes wie geschichtlich Gewordenes umfafst, und der ebenso Mittel wie Schranke, ebenso Bedingung wie Antrieb für die Arbeit ist. Neben dem Stoffe aber kommt die Form mit wesentlicherer Bedeutung in Betracht. In diesen Formen hat die Geschichte ein rastlos sich weiter bewegendes Leben; das Heraustreten-Lassen derselben ist die eigentlich geschichtliche Arbeit. „Denn sie sind die sittlichen Gemeinsamkeiten, in denen wir leiblich und geistig werden was wir sind". „Dies sind Bereiche, innerhalb deren Gesetze von gar anderer Art und Energie, als Buckle sie sucht, ihre Stelle haben und ihre Macht üben". Wenn nun hiernach als solche Gesetze die sittlichen Mächte genannt werden, als da sind: Gemeinschaft der Familie, des Staates, des Volkes u. s. w. und Pflicht, Tugend, Wahl in den tragischen Conflicten u. s. w.: so zeigt sich hier wieder die Vermischung der causal-genetischen Betrachtung mit der ethisch-ästhetischen. Denn jene sittlichen Mächte haben ihre Macht nur als Vorstellungen in einem Bewufstsein, und als solche sind sie psychologischen Gesetzen unterworfen. Und so meine ich nun, dafs alle jene genannten Wissenschaften, wie Statistik, Strategik, Biotik (Nahrungsmittellehre) u. s. w. nur den Stoff der Geschichte zum Gegenstande haben, also dem Historiker nur Hülfswissenschaften sein können; die geschichtliche Arbeit selbst aber, die Gestaltung und Erzeugung des Stoffes, die Bewegung und Entwicklung, kurz das Eigenste und Innerste der Geschichte, fordert psychologische Betrachtung. Die Medii Termini in seinen Schlüssen sind psychologischer Art. Soll die schöne Statue des Adorante erklärt werden, so handelt es sich nach dem angeführten Historiker nicht um das Erz, aus dem sie gegossen, den Thon, aus dem die Form gefertigt, das Feuer, mit dem

*) Vergl. Zeitschr. f. Völkerpsych. I. S. 38. 39.

**) Droysen, Die Erhebung der Geschichte zum Rang einer Wissenschaft in Sybels historischer Zeitschrift 1863. Erstes Heft. Aus dieser Abh. ist auch die oben mitgetheilte Stelle über $A = a + x$ gezogen. An sich betrachtet ist diese Abhandlung sehr gedankenreich; nur als Polemik gegen Buckle wird sie ihren Zweck wenig erfüllen. Droysen bewegt sich durchweg auf einer Höhe, der Buckle ganz fern bleibt; eben darum trifft er diesen nicht. Das Bemühen aber, ihn zu sich herauf zu ziehen, kann auch nicht gelingen.

das Metall in Fluſs gebracht worden ist, sondern um „die Vorstellung von dem Bilde, das da werden sollte, die in des Künstlers Seele war, ehe das Werk war, in dem sie sich verwirklichen sollte“. Ist denn aber die Aufgabe etwa damit gelöst, daſs man die von dem Kunstwerk abstrahirte Vorstellung des Bildes das *τί ἦν εἶναι* des Werkes nennt? Das glaubt doch Niemand mehr. In der That, die Weisheit „des Meisters derer, welche wissen“ ist nun doch nach zwei Jahrtausenden zu schal geworden. Wenn nun aber der Kunsthistoriker jene Vorstellung des schaffenden Künstlers erklären und namentlich auch über jenes x so viel Licht wie möglich ausgieſsen soll: wird er das vermögen ohne Psychologie? Aber auch nicht das, meine Herren, werden Sie meinen, als wäre der Kunsthistoriker kunstverständig und nebenbei auch in der Psychologie erfahren. Nein, er ist in seinem eigensten Verfahren, in der Erklärung einer künstlerischen Vorstellung, Psycholog; er treibt Kunst-Psychologie, er erklärt die Entstehung eines Kunstwerkes in der Seele des Künstlers aus psychologischen Gesetzen.

Der angeführte Historiker hat auf „die wachsende Entfremdung zwischen den exacten und speculativen Disciplinen“ hingewiesen und hat „den täglich weiter klaffenden Zwiespalt zwischen der materialistischen und supranaturalistischen Weltanschauung“ mit vollstem Recht für „anormal und unwahr“ erklärt. „Diese Gegensätze fordern eine Ausgleichung“ sagt er. Er erwartet eine solche, und abermals mit vollstem Recht, von einer echt wissenschaftlich bearbeiteten Geschichte. Dies wird aber, wie ich hier in Kürze zu erweisen suchte, die psychologisch eindringende Geschichte sein. Die Psychologie hat den Beruf und die Kraft jene Kluft und Entfremdung zwischen den wissenschaftlichen Anschauungsweisen auszugleichen, weil sie den Geist zum Object hat, der in sich selbst den Gegensatz gesetzlicher Gebundenheit und freier Entwicklung trägt*).

Eine Psychologie, welche sich solche Aufgaben stellt, welche die Geschichte erklären will, mag Völkerpsychologie heiſsen, weil die Völker der reale Boden oder die realen Factoren der Geschichte sind. Indem aber bestimmter ausgedrückt ihre Aufgabe überall liegt, wo Seelen, Subjecte mit und in einander wirken, sich einen: so gehört jede Gemeinsamkeit geistigen

*) Vergl. Zeitschr. f. Völkerpsych. I. S. 17f.

Lebens in ihren Bereich. Ihr Gegenstand ist der Mensch als das sich geistig entwickelnde Wesen; das ist aber der Mensch nicht in seiner Einzelheit, sondern in seinem Zusammenleben innerhalb einer Gemeinsamkeit, vor allem innerhalb eines Volkes*).

Berücksichtigen wir nun hiernach bloſs den Begriff der Geschichte und der Völkerpsychologie, und zwar ihren vollen Begriff, ihre gesammte Idee: so fallen sie in Wahrheit zusammen, und nur relativ lassen sie sich so unterscheiden, daſs man die Geschichte als den analytischen, die Völkerpsychologie als den synthetischen Theil der Wissenschaft vom Geiste bezeichnet**). Der Philologe oder Historiker in der Idee ist zugleich der Völkerpsychologe und umgekehrt. Wir, die endlichen Individuen, freilich ziehen uns jeder seine Schranke; aber diese Zusammenkünfte beweisen ja unser Aller Wunsch, daſs diese Schranken der Individualitäten die Gemeinsamkeit und Einheit der Geister nicht stören, sondern stärken mögen.

---

*) Wie sehr die völkerpsychologischen Bestrebungen in der wirklichen Strömung des wissenschaftlichen Geistes unserer Zeit sich bewegen, ist früher schon durch Anführung von Stellen unserer genialsten Denker gezeigt worden, welche klärlich auf die Völkerpsychologie hinweisen. Jetzt führe ich noch einen der besten englischen Denker an: John Stuart Mill (*A system of Logic* 1843). Er kennt eine Gesellschaftslehre (*Social Science*) und innerhalb ihrer die *Political Ethologie, or the science of national character*. Ich weiſs nicht, ob man den Namen Völkerpsychologie getreuer im Englischen wiedergeben könnte.

**) Vergl. Zeitschr. f. Völkerpsych. I. S. 25. III. S. 2.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Stallschreiberstr. 47.

Assimilation und Attraction,

psychologisch beleuchtet.

(Auf Anlaß von: Jacob Grimm, Ueber einige Fälle der Attraction. Aus den Abh. d. Akad. d. Wissensch. zu Berlin 1858) [1]).

Der Gründer der geschichtlichen Sprachwissenschaft, Jacob Grimm, hat in seiner deutschen Sprachlehre die Syntax nicht über den einfachen Satz hinausgeführt. Unlängst aber hat er begonnen, den dort fehlenden Theil zu ergänzen, indem er einen der anziehendsten Punkte aus der Lehre vom zusammengesetzten Satze, die Attraction, zum Gegenstande einer Abhandlung machte. Gestützt auf diese Arbeit und auf die entsprechenden Kapitel der griechischen und lateinischen Grammatik wollen wir hier versuchen, die geschichtlich gegebenen Thatsachen auf ihre psychologischen Gründe zurückzuführen.

Zuerst sei die Klasse von Erscheinungen angedeutet, um welche es sich hier handelt. Dieselben werden dem Leser aus dem Griechischen bekannt sein, wo sie durchaus klar, häufig und in den mannigfaltigsten Formen vorliegen. Im Lateinischen sind sie schon viel seltener und sind einseitiger entwickelt. In unserer heutigen deutschen Sprache kommen sie fast gar nicht mehr vor; und doch waren sie den älteren deutschen Mundarten ziemlich geläufig, wie eben Grimm in der oben genannten Abhandlung

---

1) Nachdem das erste Heft einen größeren Aufsatz vorwiegend über Völkerpsychologie gebracht hat, enthält das gegenwärtige einen solchen aus dem Gebiete der Sprachwissenschaft; das folgende Heft soll wiederum einen völkerpsychologischen Artikel an der Spitze tragen, und dieses abwechselnde Verhältniß im Allgemeinen beibehalten werden, wenn nicht besondere Veranlassungen eine Ausnahme fordern.

nachweist. Er liefert mit gewohnter Gelehrsamkeit und Schärfe zahlreiche Belegstellen für die besonderen Fälle der Attraction, immer mit Hinblick auf die entsprechenden Wendungen der griechischen, auch der lateinischen Redeform. Es herrscht auch hier die in der Grammatik durchgeführte historisch-comparative Methode, der die neue Sprachwissenschaft so glänzende Fortschritte verdankt. Wir werden im Folgenden vorzugsweise die griechische Rede beachten.

Der Grieche also konnte sagen: „Gedenket des Eides, dessen (statt „welchen") ihr geschworen habt"[1]). „Gedenket wes (statt „dessen, was") ihr geschworen habt"[2]). „Was für einen Vortheil haben die Götter von den Geschenken, denen (statt „die") sie von uns empfangen"[3]). „Mit den Schätzen, welchen (statt „welche") der Vater hinterließ"[4]). — Dies allgemein ausgedrückt: das Relativum, welches gemäß seiner Stellung im Relativ-Satze die Form des Accusativ haben sollte, sich aber auf ein Substantivum oder Demonstrativum im Genitiv oder Dativ bezieht, schließt sich letzterm nicht nur nach Numerus und Genus, sondern auch nach seinem Casus an, vertauscht also den Accusativ, den es haben sollte, mit dem Genitiv oder Dativ.

Fügte sich in diesen Beispielen das Relativum dem Worte, auf das es sich bezog: so geschieht in andern Fällen das umgekehrte, daß nämlich das Substantiv den Casus des ihm unmittelbar folgenden Relativs (gewöhnlich den Accusativ) annimmt, der ihm nach seiner Stellung im Hauptsatze nicht zukäme. Von dieser Weise der Attraction haben wir heute noch in Volksliedern Beispiele:

Den liebsten Buhlen, den ich hab,
Der leit beim Wirth im Keller (statt: der liebste Buhle)
oder: Den besten Vogel, den ich weiß,
Das ist ein Gans (statt: der beste Vogel)[5]).

---

1) *Μέμνησθε τοῦ ὅρκου οὗ* (statt *ὅν*) *ὀμωμόκατε.*

2) *Μέμνησθε οὗ ὀμωμόκατε* (statt *τούτου ὅ*).

3) *Τίς ἡ ὠφέλεια τοῖς θεοῖς τυγχάνει οὖσα ἀπὸ τῶν δώρων ὧν* (statt *ἅ*) *παρ' ἡμῶν λαμβάνουσιν.*

4) *σὺν τοῖς θησαυροῖς οἷς* (statt *οὓς*) *ὁ πατὴρ κατέλιπεν.*

5) Griechische Beispiele: *Τὴν οὐσίαν* (statt *ἡ οὐσία*) *ἣν κατέλιπε τῷ*

Die letzteren Fälle, in denen ein Wort die Form eines vorangehenden Wortes bestimmt, nennt Grimm *rückwirkende Attraction*; jene ersteren Fälle dagegen, in denen gewöhnlich das Substantiv, welches den Casus des Relativs bestimmt, diesem vorangeht, sind Beispiele *vorgreifender Attraction*.

Die älteren Grammatiker haben der Attraction ihren Platz unter der Masse jener Erscheinungen angewiesen, welche sie als Idiotismen oder Idiome zusammenfaßten, zu welchen auch die Anakoluthe, Ellipsen und sonstige Redefiguren gehören. Wie überall, so kam es ihnen auch hier nur auf Sammlung von Beobachtungen an, nicht auf ein wissenschaftliches Begreifen derselben. Vigerus hat ein Werk De idiotismis linguae Graecae geschrieben, ohne zu sagen, was er unter Idiotismen verstehe.

Mit Gottfried Hermann beginnt in der Grammatik der classischen Sprachen ein wissenschaftlicheres Streben. Als Herausgeber des eben genannten Buches konnte er denn auch nicht umhin, in einem Anhange zu demselben sich von dem Begriffe der Idiome überhaupt und jeder Classe derselben insbesondere Rechenschaft abzulegen, was er in seiner Weise mit beneidenswerther Klarheit thut.

Hermann überlegt so: Geht man von der allgemeinen

υἱεῖ οὐ πλείονος ἀξία ἐστίν „das Vermögen, welches er dem Sohne hinterlassen, ist nicht bedeutender“. Herodot II, 106: *τὰς δὲ στήλας* (statt *τῶν στηλῶν*) *τὰς ἵστα κατὰ τὰς χώρας ὁ Αἰγύπτου βασιλεὺς Σέσωστρις, αἱ μὲν πλεῦνες οὐκέτι φαίνονται περιεοῦσαι.* „Von den Säulen aber, welche S. aufstellte, sind die meisten nicht mehr zu sehen“. — Solche Attraction gilt freilich in unserm heutigen Deutsch als ein Fehler. Nichtsdestoweniger wird man ihnen in der lebendigen Rede selbst der Gebildeten oft genug begegnen, wie auch in Briefen der weniger Gebildeten. So beginnt ein orthographisch durchaus fehlerfreier Brief, der mir kürzlich zu Gesicht kam, in folgender Weise: „*Deinen lieben Brief, welchen ich* schon längst beantwortet haben könnte, hat mir außerordentlich viel Freude gemacht“; und in einem anderen, vielleicht etwas flüchtig geschriebenen Briefe, dessen Schreiber ich aber die Anfänge wissenschaftlicher Bildung nicht abzusprechen wage, las ich: „*Meinem Vorgesetzten, dem ich* sogleich, nachdem mir dieses Anerbieten gemacht worden, davon Anzeige machte und ihn bat mir seinen Rath zu geben, machte mir die Bemerkung, daß u. s. w.“

Sprache der Menschheit aus, so kann man jede besondere Sprache ein Idiom nennen; denkt man nur an die griechische Sprache, so würde der Dialekt und endlich der eigenthümliche Sprachgebrauch eines Schriftstellers als Idiom zu bezeichnen sein. Diesen Sinn verknüpft aber der Grammatiker nicht mit dem Worte idiotismi oder idiomata linguae Graecae. Er versteht aber darunter auch nicht etwa Eigenthümlichkeiten der Rede, welche bloß der griechischen Sprache zukämen, im Gegensatze zu anderen Sprachen; denn im Lateinischen finden sich im Wesentlichen alle jene Idiomata wieder. Es ist also zur Bestimmung dieses Wortes eine andere Rücksicht zu nehmen.

Durch die Nachlässigkeit in der Rede des alltäglichen Lebens, meint Hermann, schliche sich in die Sprache so manches ein, was gegen ihre Natur sei. Weil dies nun eben ohne oder gegen die Regel gebildet sei, so sei es ein Idiom zu nennen und könne nicht Gegenstand der Syntax sein; denn die Syntax umfasse nur, was sich aus dem grammatischen Gesetz der Sprache entwickeln lasse, die Idiome aber seien eben gegen die natürlichen Sprachregeln eingeführt. Hermann bewegt sich noch ganz innerhalb der Kategorien der alexandrinischen Grammatiker; er hält noch fest an dem Gegensatze von ratio und usus, logischem Gesetz und Gebrauch. Alles was der Grammatiker in der Sprache für unlogisch, unrichtig hielt — und dessen giebt es gar viel — das sollte der unvernünftige Gebrauch eingeführt haben, während die Sprache ihrer Natur nach streng logisch sei. Hermann denkt aber hier nicht etwa an eine allgemeine philosophische Grammatik, welche die ratio, das Vernünftige in der Sprache überhaupt zu bestimmen habe; er wendet den Blick nicht ab von der einzelnen Sprache, der griechischen, lateinischen, so wenig wie die Alexandriner und Römer. Daher bemerkt er, es sei sehr schwer, jene Idiome von dem, was zur Natur der Sprachen gehört, abzuscheiden, weil sie vielfach die Sprachen so durchdrängen, daß sie zu ihrem Wesen zu gehören schienen. So treibt es ihn denn zu der genaueren Bestimmung dieses Wesens oder Gesetzes der Sprachen. Es liege in den Redetheilen und in dem, was aus der Natur und Bestimmung derselben sich ableiten lasse; alles andere sei der Sprache eigentlich fremd und bloß aus

dem Gebrauch und der Willkür hervorgegangen. Daher sei wohl die Grammatik eine Wissenschaft, aber nicht die Lehre von den Idiotismen, in denen nicht Vernunft, sondern Gebrauch und Belieben (non ratio, sed usus et licentia) herrsche. Hier könne es sich nur um eine gewisse Ordnung und Eintheilung des irrationalen und regellosen Stoffes handeln. — So weit also war die Grammatik bei Hermann gediehen, daß sie für ihre Unwissenschaftlichkeit, für ihr mangelhaftes Begreifen eine Entschuldigung suchte. Dabei benahm man sich recht menschlich: statt den Mangel an Begriff auf Seiten des Forschers einzugestehen, behauptete man, im Gegenstande selbst läge die Unvernunft.

Hiernach ordnet Hermann alle Idiome nach den vier Kategorien der Quantität, Qualität, Relation, Modalität. Unter die Quantität wird Ellipse und Pleonasmus gebracht; die Attraction unter die Relation. Denn unter letztere gehören die Fehler, die auf einem falschen Zusammenhange (nexu) beruhen. Diese zerfallen aber in zwei Unterabtheilungen; denn sie enthalten entweder eine unpassende Verknüpfung verschiedener Elemente oder eine verkehrte Trennung des Zusammengehörigen: jene ist die Attraction, diese das Anakoluth. — Uebergehen wir Qualität und Modalität, fragen wir auch nicht, wie die Vertheilung der Idiotismen unter die vier Kategorien gelungen ist, nehmen wir an, sie sei aufs schönste vollzogen: das ist es nicht, was wir erstreben. Wir wollen ja mehr oder anderes, als die Thatsachen classificiren; wir wollen sie erklären. Sehen wir also schließlich nur, wie Hermann die Attraction definirt: als die Verbindung zweier Redetheile, welche dadurch bewirkt ist, daß etwas sich auf beide zugleich bezieht, obwohl auf den einen unrichtig [1]). Die Wissenschaftlichkeit scheint hier lediglich darin gesucht, daß der einfache Thatbestand in den möglich abstractesten Wörtern ausgedrückt wird.

Welchen Fortschritt hat denn nun jene Ansicht bewirkt, die sich rühmt, die Sprache als „Organism" anzusehen? Sie nannte

1) Est autem attractio in eo posita, si quid eo, quod simul ad duas orationis partes refertur, ad quarum alteram non recte refertur, ambas in unam conjungit; und weiterhin ut referendo quid eo quo non debet, ex duabus partibus unum quid faciat.

das, worin der alte Grammatiker die ratio fand, logisch und also organisch; was jener als willkürlich und anomal ansah, das heißt sie unorganisch, oder sie benennt es gar nicht und nimmt stillschweigend die Miene an, als wisse sie auch dieses als organisch zu begreifen. Worin Hermann eine Licenz des Schriftstellers sah, was Bernhardy von seinem historisch-ästhetischen Standpunkte aus als Wirkung absichtsvoller stylistischer Kunst betrachtete: darin erkennt jene Ansicht die Wirkung eines „Strebens der Sprache" (Kühner). Wie nun aber überhaupt die Sprache soll „streben" können? und wie sie zu solchen Mitteln greifen kann? mit diesen Fragen wollen wir uns den Vertretern dieser Ansicht nicht nahen; sie würden dieselben als gar zu zudringlich und unehrerbietig, ja als maßlose Kritik von sich weisen.

Grimm erwirbt sich dadurch einen tieferen und innigeren Standpunkt für die Auffassung der Attraction, daß er dieselbe der Assimilation der Laute parallel stellt [1]). Er beginnt seine Abhandlung: „Erscheinungen der Lautlehre sind denen der Syntax oft sehr ähnlich, gleich einzelnen Lauten an ihrer Stelle wirken auch einzelne Worte im Satz auf einander hin, bald vor-, bald zurückgreifend". Hiermit ist in doppelter Hinsicht ein Fortschritt für die Erklärung der Attraction gewonnen. Denn durch die Gleichstellung derselben mit der Assimilation ist erstlich nicht bloß überhaupt eine Analogie für sie gewonnen; sondern sie ist auch dadurch im Allgemeinen auf jene in der Sprache unmittelbar und unabsichtlich schöpferisch wirkenden Kräfte zurückgeführt; und zweitens ist zu noch größerer Bestimmtheit angedeutet, daß dieselben Sprachmächte, welche die Assimilation erzeugen, auch die Attraction hervorbringen. Beides ist richtig und wesentlich für die Erklärung. Es weiter auszuführen lag nicht in Grimms geschichtlicher Aufgabe. Vielmehr wendet auch er sich sogleich zur ästhetischen Wirkung jener beiden Processe, der Assimilation und Attraction, indem er sagt: „Grund der Einwirkung in beiden Fällen ist, daß daraus größere Harmonie der Aussprache,

---

1) Es verdient bemerkt zu werden, daß schon Krüger (Griechische Sprachlehre) den Namen Attraction verwerfend, von „Assimilation" des Relativs spricht.

festere Fuge des Satzes entspringe. Wie schon die einfachen Vocale durch Diphthonge und Umlaut, die einfachen Consonanten durch Verbindung und Verschiebung Halt und System gewinnen, könnte man sagen, daß auch vermöge der Attractionskraft Knoten und Risse des Lautes fortgeschafft, Keile in die Tafel der Rede eingeschlagen werden". Hiermit ist aber nur die Zweckmäßigkeit jener Erscheinungen ausgesprochen, d. h. ihr Einfluß auf die Schönheit der Rede, für welche Grimm einen so zarten Sinn hat. Wenn nun auch gar nicht geleugnet werden kann, daß Schriftsteller, welche mit künstlerischem Bewußtsein schrieben, wie nicht bloß die künstelnden Sophisten und Redner, sondern auch Plato und Xenophon, sich der Attraction, wie anderer Redefiguren, mit Absichtlichkeit bedienten: so haben sie dieselben doch nicht geschaffen. Der eigentlich schöpferische Künstler war auch hier das Volk. Behauptet Kühner, daß die Anakoluthe bei Plato „nicht aus Nachlässigkeit oder aus Unkunde der Sprache entsprungen", sondern durch das absichtliche Streben hervorgebracht sind, der Darstellung „eine gewisse Annäherung an die kunstlose, sich leicht bewegende Redeweise des gewöhnlichen Lebens zu geben", so gesteht man doch schon zu, daß sie im Volksgeiste entstanden sind; und will man denn nun heute noch mit Hermann behaupten, im Munde des Volkes seien sie aus Nachlässigkeit oder aus Unkunde (quotidianae vitae negligentia, contra linguae legem rationemque) entsprungen? — Oder will man solche Nachlässigkeit und Unachtsamkeit dem Herodot vorwerfen, „welcher, unbekümmert um eine, nach den Gesetzen der Grammatik sorgfältig gebildete, Darstellungsweise in einem ungekünstelten losen und lockeren Stile erzählt"? Auch nicht. Seine Anakoluthe sind „aus der kindlichen Erzählungsform hervorgegangen". Sollte man sie nun nicht aus den Gesetzen dieser Erzählungsform zu begreifen suchen müssen? sollte man nun nicht solche Gesetze aufzufinden haben? Ja noch mehr! liegt hier nicht ein Widerspruch vor? Denn, sind die grammatischen Gesetze so organisch, wie behauptet wird, müßte dann nicht Herodot, je natürlicher er schrieb, um so strenger grammatisch, d. h. organisch, schreiben? — Man gesteht auch zu, daß es Schriftsteller gebe, wie Thukydides, „welche, vertieft in den Gegenstand, den sie vortragen, erfüllt von einem

Reichthum der Gedanken, von der Sache selbst so ergriffen werden, daß sie, nur mit ihr allein beschäftigt, von Gedanken zu Gedanken fortgerissen, auf die sprachmäßige Verbindung der einzelnen Theile eines Satzes weniger Rücksicht nehmen". Stehen wir hier nochmals bei Hermanns negligentia? Nein! die Anakoluthe des Thukydides „lassen sich aus der Fülle seiner Gedanken, aus der Tiefe seines Geistes, und dem sehr großen Streben nach Concentrirtheit leicht erklären" (Kühner, Ausf. Grammat. d. griech. Spr.) sogar leicht! Kann denn dieses Streben nicht innerhalb der grammatischen Gesetzmäßigkeit befriedigt werden? wenn nicht, so müßte es sehr unorganisch sein! Und jene Fülle und jene Tiefe, ist sie denn nicht organisch? und doch stößt sie die organischen Gesetze um?

Durch vorstehende Kritik haben wir, hoffe ich, das erreicht, wozu überhaupt die Kritik führen soll, die Aufgabe zu erkennen, wie sie zu stellen und in welcher Weise sie zu lösen ist, und auch die Ueberzeugung zu gewähren, daß wir es mit einer Aufgabe der Gegenwart zu thun haben, welche nicht wir willkürlich uns gestellt haben, sondern welche uns von der Vergangenheit gegeben und gerade in solcher Form gegeben ist.

Denn so viel müssen wir wohl dem Vorangehenden entnehmen, daß wir die Attraction nicht von dem allgemeinen Boden, dem die Sprache mit allen ihren Formen entsprießt, ablösen dürfen, wenn wir sie erklären wollen; daß wir sie nicht als einen derartigen Widerspruch gegen die Grammatik auffassen dürfen, um sie als Vernichtung des Sprach-Gesetzes anzusehen. An diesem Fehler scheiterte die alte logische, wie die neuere organisch-logische Ansicht. — Wir haben ferner nicht nur davon abzusehen, daß schriftstellerische Kunst mit Absicht nachbildet, was die Natur der Sprache, der Volksgeist, vorgeschaffen hat; sondern wir sehen auch eben darum zunächst ganz von der ästhetischen Seite und der Zweckmäßigkeit ab und stellen uns lediglich auf den causalen Boden, d. h. wir fragen, welche Processe sind es, welche im Bewußtsein des Sprechenden die Erscheinungen der Attraction hervorbringen, welches sind die Bedingungen, wie ist der Verlauf dieser Processe. Zuerst haben wir nach den Ursachen der Attraction zu fragen, und dann nach ihrem Zweck. Ihre Ursachen

erkannt, werden wir auch einsehen, in welchem Verhältnisse sie zur Grammatik, zum normalen Gange der Sprache steht. Daß der Zweck selbst eine von den treibenden Ursachen ist, soll hiermit nicht geleugnet werden; inwiefern aber derselbe, auch als unbewußter, als ein Glied in die Reihe der Ursachen eintreten könne, wäre ein Gegenstand weitgreifender und mannigfaltige Gebiete umfassender Untersuchungen (vergl. M. Lazarus, Leben der Seele II, S. 287 ff.).

Diese bloße Erinnerung daran, daß wir in die Psychologie einzugehen haben, befähigt uns schon, den Wink, den uns Grimm gab, zu begründen und auch ihn fruchtbar zu machen. Wenn Grimm die Verhältnisse der einzelnen Laute im Worte mit denen der einzelnen Worte im Satze zusammenstellt, so ist dies, bei aller Anerkennung seiner Richtigkeit und Fruchtbarkeit, doch zunächst nur ein geistreicher Gedanke, eine Combination, welche überrascht, wie alles Geistreiche. Nun erinnert uns aber die Psychologie sogleich, daß doch das Wort eine Reihe von Lauten ist, wie der Satz eine Reihe von Wörtern; die Reihen sind verschiedenartig, aber beide sind eben Reihen. Wie natürlich also, daß man sie beide unter demselben Gesichtspunkte zusammenfaßt! wie nothwendig, daß der Entwickelung der einen wie der anderen Reihe dieselben Gesetze vorstehen!

Wenn es der Erklärung der Attraction nachtheilig war, vorzugsweise oder ausschließlich ihren rhetorischen Zweck und die bewußte Absicht des Schriftstellers zu berücksichtigen, so behielt man andererseits mit dem Worte Attraction auch noch einen anderen Fehler aus alter Zeit bei, der einen ganz entgegengesetzten Charakter hat. Auf der einen Seite ließ man den Schriftsteller mit Worten und Formen frei schalten und walten, dieselben stellen und schieben und verschieben, wie Figuren auf dem Schachbrett; auf der anderen Seite aber schrieb man den Worten Kräfte und Thätigkeiten zu, und wie man sagte, daß ein Wort das andere regiere, so legte man ihm nun auch eine gewisse Attractionskraft bei, mit welcher es, wie vermöge eines gewissen Magnetismus, ein anderes Wort anzieht, vor- und rückwärts greifend. Das ist nun aber eine ganz haltlose und für die wahre Auffassung der Sache verderbliche Fiction; man hat, um eine wahrgenommene Erschei-

nung zu erklären, eine Kraft erdichtet, welche dieselbe machen sollte. Solche mythische Kräfte überall aufzulösen, ist nun Aufgabe der Wissenschaft. Attraction ist nicht eine Handlung, welche das Wort übt, und von ihr zu reden, ist überhaupt nur etwa in derselben Weise erlaubt, wie man vom Auf- und Untergang der Sonne spricht. Unter solcher Verwahrung mag der Grammatiker immerhin dieser Redeweise sich bedienen, wie ich selbst im Folgenden es thun werde. Für die Grammatik sind die Worte keine selbstständige Wesen, deren Thaten und Leiden sie zu registriren und zu schematisiren hätte; sondern es sind psychische Processe, nach ihren Bedingungen und Erfolgen und ihrem ganzen Verlaufe zu beobachten.

Beginnen wir, nach diesen vorläufigen Bemerkungen, mit der einfachsten Ansicht vom Sachverhalt. Ein Satz, die kleinste Rede, ist eine Reihe aufeinanderfolgender Worte; das Wort eine Reihe aufeinanderfolgender Laute. Es ist unmöglich, nicht nur eine längere Rede, ein Gedicht, sondern auch nur einen Satz, ja nur mehrere Sprachlaute zugleich auszusprechen; und auch gedacht müssen sie in Form der Reihe werden, selbst wenn sie gleichzeitig im Bewußtsein erscheinen. Die Thätigkeiten des Denkens und Sprechens werden ganz unvermeidlich in der Form des Durchlaufens durch eine Reihe verschiedener Elemente vollzogen. Wenn von so vielen Personen, wie ein Wort oder ein Satz einzelne Laute enthält, jeder einen Laut ausspräche im selben Augenblicke, wie der andere, so wären freilich sämmtliche Elemente des Satzes oder des Wortes simultan gesprochen und gedacht; indem aber die Form der Reihe und ihres allmählichen Ablaufes gestört wäre, wäre auch das Wesen des Gedankens und der Rede aufgehoben. Durch das gleichzeitige Aussprechen aller Elemente der Reihe würde ein unverständlicher Lärm entstehen. Aber selbst wenn jeder einzelne Laut deutlich für sich vernehmbar bliebe, und wenn man sie zusammen auffassen könnte, wie wir die Töne verschiedener Instrumente zugleich hören und dennoch unterscheiden können, so würde dennoch kein Satz, kein Wort gesprochen und gehört, gedacht und verstanden werden, wenn nicht die gleich-

zeitig gehörten Laute wieder in die Form der Reihe gebracht und in ihr gedacht werden. Wir mögen also aus dem Munde der einen Person a, und gleichzeitig aus dem der anderen b hören und werden beide Laute auffassen, a und b. Indem wir aber ab oder ba denken, haben wir jenen Lauten zur Gleichzeitigkeit die Reihenfolge hinzugefügt. Dasselbe thun wir beim Lesen. Unser Auge erfaßt viele Buchstaben simultan; jedoch das sinnliche Auffassen sichtbarer Zeichen ist noch nicht Lesen. Der einer Schriftart oder der Schrift überhaupt nicht Kundige erfaßt die Striche und Züge ebenso wohl, wie der Lesende, und beide mögen eine größere Menge von Zeichen simultan erfassen. Was aber der Lesende mehr thut als der Unkundige, die gedankliche Auffassung und das Unterschieben von Lauten anstatt der Zeichen, dies geschieht wieder in der Form eines Nebeneinander; das sinnlich simultan Erfaßte wird sprachlich und gedanklich aufgelöst und in die Reihenform gebracht [1]).

Sprache bewegt sich aber nicht bloß überhaupt in Reihenform, sondern die Glieder dieser Reihe haben auch, ein jedes für sich, einen bestimmten Ort in der Reihe. Diese ist nicht eine Kette gleichgültiger Gelenke, die überhaupt nur in einander greifen müssen, einerlei wo oder wie es geschieht; sondern jedes Glied einer Sprachreihe hat seinen eigenthümlichen Werth nur an dem

---

1) In dem oben Gesagten liegt weiter nichts als eine besondere Anwendung des allgemeinen Grundsatzes von der Enge des menschlichen Bewußtseins, auf welchen Herbart seine Psychologie baut. Ihn läugnen wird eben so unmöglich sein, als es nöthig sein wird, ihn näher zu bestimmen. Die nothwendigen Bestimmungen aber, die er noch zu erfahren haben mag, werden sich, denke ich, am leichtesten und sichersten ergeben, wenn man zunächst einmal ihn immer nur in der Beschränkung auffaßt, wie die jedesmalige besondere Aufgabe es erfordert. Dann wird sich später eine vollständige Gesammtauffassung versuchen lassen. Nur dies sei hier noch erinnert: Der Mensch denkt nicht darum discursiv, d. h. in Reihenform, weil er so spricht, sondern er spricht überhaupt nur in solcher Weise, weil er so denkt; und er denkt eben so wegen der Enge des Bewußtseins. Die Unmöglichkeit, mehrere Laute zugleich auszusprechen, und die Erscheinung, daß und in wiefern überhaupt jedes Wesen immer nur in einem Zustande sein und nur aus einem Zustande in den andern übergehen kann, dürfte vielleicht analogisch zeigen, warum und in wiefern auch die Seele nur dies vermag, wodurch denn die Enge des Bewußtseins aus einem allgemeinen Verhältnisse aller Wesen erklärt wäre.

bestimmten Orte, in der bestimmten Verbindung. Es muß also jedes Sprach-Element als besonderes Glied einer in bestimmter Ordnung ablaufenden Reihe gesprochen und gedacht werden, indem immer Glied auf Glied in einer von dem Ganzen und dem Zweck der Reihe bedingten Weise folgt.

Es ist ferner nöthig, noch eine sehr einfache Bemerkung zu machen: Zweck und Mittel sind zweierlei. Das Haus wird nicht mit einem Haus gebaut, sondern mit lauter einzelnen Steinen und Balken, die auf und an einander gefügt werden. Der Zweck des Hauses bedingt allerdings die Fügung des Materials, man kann sagen: bis in alle Einzelheiten des Baues; aber nicht weniger will auch die Natur des Materials, seine Fügsamkeit, berücksichtigt werden. Der Baustoff will auch erst am Orte seiner Bestimmung zusammengebracht sein; der Zweck, ein Haus zu bauen, als solcher, als Gedanke, führt nicht Stein und Holz herbei. Der Zweck behauet nicht Stein und Holz und legt nicht eins auf das andere, er bauet nicht. — Machen wir hiervon die Anwendung auf unseren Gegenstand. Zweck der Sprache ist Sinn und Gedanke; er bestimmt die Form des Satzes, der Rede, bis auf jede Wortform, jeden Buchstaben; aber er macht die Sprache nicht, er erzeugt nicht den Lautstoff. Wie der Zweck des Gebäudes seine Seele, so ist der Sinn die Seele der Sprache; die Seele wohnt und wirkt in ihrem Leibe, sie schafft ihn nicht.

Wie also aller Baustoff nach seiner physikalischen Natur erzeugt ist und bearbeitet werden muß; wie der Leib, obwohl im Dienste der Seele, nach seinen physiologischen Gesetzen lebt: so ist die Sprache nach ihrem Stoffe und ihrer Fügungsweise, obwohl im Dienste des Gedankens, doch bedingt durch ihre eigenen Gesetze, durch ihr eigenen Causalitätsverhältnisse. Die Sprache wird von Kräften erzeugt, über welche allerdings der Gedanke zu gebieten hat; aber er kann ihnen nichts gebieten, was gegen ihre Natur läuft, was auszuführen ihr Wesen versagt. Die Gesammtheit dieser Kräfte bilden einen Mechanismus, der nach eigenen, vom Gedanken unabhängigen Gesetzen gebaut ist und sich bewegt. Der Gedanke als Zweck dictirt diesem Mechanismus den Befehl, den derselbe auszuführen hat; ein Befehl von oben

also setzt die untergebenen mechanischen Kräfte in Bewegung (vergl. Heft I, S. 22). Er enthält und sagt aber nur, was geschehen soll: Bildung und Darstellung eines bestimmten Gedankens; das Wie haben die ausführenden Kräfte selbst ihrer Wirkungsweise gemäß zu bestimmen. Daß sie überhaupt den erhaltenen Befehl zu vollziehen im Stande sind, ist mit der allgemeinen Harmonie des menschlichen leiblich-geistigen Organismus gegeben; für das Wie der Ausführung aber sind sie für sich durch ihre mechanische Natur bestimmt, der sie sich nicht entäußern können, ohne sich selbst aufzuheben. Von dieser ganzen Bestimmtheit des seelischen Mechanismus aber weiß der Befehl und die geistige Macht, die ihn ertheilt, gar nichts, braucht sie auch nichts zu wissen; die Seele an sich kennt ihren eigenen Mechanismus eben so wenig wie den ihres Leibes. Wer sich ein Haus bauen läßt, braucht nicht zu wissen, wie es der Meister anfängt den Bau herzustellen, und der Meister selbst nimmt nicht den Hammer und die Kelle in die Hand. Daß aber die wirkenden Kräfte unabhängig sind von der befehlenden Macht, dem Zwecke, das erfährt der Mensch oft genug auch im Sprechen. Bei Lähmung der Organe, bei Trunkenheit oder Seelenkrankheiten sehen wir, wie der Mechanismus den ertheilten Befehl bald gar nicht, bald schlecht und verkehrt ausführt: bei allem Streben etwas zu sagen, wird unverständlich gestammelt, gelallt, oder es wird etwas Anderes gesprochen, als gesagt sein will. Aehnliches begegnet gelegentlich auch dem Gesunden, so oft er sich verspricht oder verschreibt.

Die Reihen der Sprach-Elemente sind der Stoff und die Kräfte — der lebendige, wirkende Stoff, welcher den Gedanken bilden, den geforderten Zweck verwirklichen soll. Man wird aber doch diesen Satz und das Vorangehende nicht so mißverstehen, als wäre es wirklich meine Meinung, daß irgend eine Kraft oder ein Vermögen der Seele einen Gedanken bildete und ihn dann dem Sprach-Vermögen übergebe, um ihn, den noch ungesprochenen, sprachlich darzustellen. Nicht so wie ein Haus, bevor es gebaut ist, vor den Augen unserer Einbildungskraft steht, nicht so steht der noch nicht in Worte gefaßte Gedanke als ein unverwirklichter Zweck vor uns. Es ist nur von außen oder von innen ein Gegenstand gegeben, d. h. es sind Empfindungen, An-

schauungen, Gefühle, Strebungen vorhanden, welche gedanklich ergriffen, in die Form des Gedankens gebracht werden sollen, was eben vermittelst der Sprache geschieht. Schließlich ist es die denken wollende Seele, welche aus gegebenen Empfindungen u. s. w., sprechend den Gedanken bildet und insofern Geist genannt wird. Wenn wir also oben zwischen dem Gedanken und der Sprache unterschieden, jenen als Zweck und Befehl dieser als ausführender Kraft entgegenstellten, so geschah dies der Deutlichkeit wegen. Es sollte daran erinnert werden, daß die Seele, wie bei allen ihren freiesten Thätigkeiten, so auch beim Sprechen, und d. h. allerdings bis auf einen Punkt zugleich beim Denken, von einem Mechanismus bedingt wird, der zu ihrem Wesen gehört.

Die sprachlichen Reihen sind also ein Organ, Werkzeug der Seele zum Denken, welches sie selbst sich geschaffen hat, das aber auch von ihr nur so angewendet werden kann, wie es seine eigene mechanische Natur im Zusammenhange mit dem Mechanismus der Seele überhaupt gestattet. Sich der sprachlichen Reihen bedienen heißt sie ins Bewußtsein erheben und hier entwickeln oder sie durch das Bewußtsein sich bewegen lassen, während sie vorher in jener Unbewußtheit lagen, in der wir alle Kenntnisse und Gedanken tragen, an die wir nur jetzt gerade nicht denken, deren wir uns aber bei gegebener Gelegenheit erinnern können. Bei dieser Bewegung und Entfaltung der Reihe (z. B. bei der Wiedererinnerung) tritt ein Glied derselben nach dem andern in das Bewußtsein, d. h. so zu sagen in den Punkt der größten seelischen Helligkeit, der wirksamsten inneren Beleuchtung; und verschwindet aus demselben wieder nach kurzem Aufenthalte, gedrängt vom folgenden Gliede. Dies kann aber nicht anders geschehen, als nach denselben Gesetzen, nach welchen überhaupt sich Reihen von Seelengebilden durch das Bewußtsein ziehen. Denn sie bewegen sich überhaupt nicht ohne Ursache; und nicht ohne Ursache tritt dieses Glied zuerst, sodann jenes und dann erst das wieder folgende aus dem dunklen Seelengrunde hervor an die Helle des Bewußtseins. Es kommt dabei z. B. an auf die Art des Zusammenhanges der Glieder und auf die Verbindung der Reihe mit anderen Reihen. Nur unter günstigen Bedingungen

hebt sie sich; nur ohne störende Eingriffe, die entweder gar nicht vorhanden oder überwunden sein müssen, entfaltet sie sich regelmäßig und sicher, ohne sich in sich selbst zu verwickeln oder mit anderen Reihen zu verwirren.

So ist die Sprache anzusehen als ein psychischer Mechanismus; dieser aber ist in seiner Wirkungsform durch Gesetze bestimmt, die aus seiner eigenen inneren Einrichtung und der Natur der psychischen Mechanik überhaupt erfolgen; nur so wie, und nur in so weit diese Gesetze es möglich machen, kann das vom Geiste geforderte Wort, oder der erstrebte Satz gesprochen werden.

Dieser Mechanismus ferner ist nicht rein psychisch; sondern, da Sprechen mit einer leiblichen Thätigkeit verbunden ist, ist er von einer Seite her in seiner Wirksamkeit durch physiologische Verhältnisse bestimmt. Die Ausführung des Zweckes also, welche der Sprache aufgetragen ist, steht in einer doppelten Abhängigkeit, einerseits von einer psychischen Mechanik und andererseits von gewissen leiblichen Organen, die in ihren Bewegungen ihrer physiologischen Mechanik unterworfen sind. Wie leicht ist also ein Widerstreit zwischen Forderung und Ausführung möglich! Und wie beweglich und regsam muß der Mechanismus sein, wenn dennoch der Streit und Widerspruch zwischen dem Gedanken als dem Zweck und dem nach mechanischem Gesetz gesprochenen Wort oder Satz nur die Ausnahme ist [1]).

Wir haben jetzt die Natur der Sprachreihen näher zu betrachten. In ihnen (z. B. im Satze) hat nicht nur jedes Glied seine bestimmte Verbindungsform mit dem andern und seinen bestimmten Platz in der Reihe; sondern es kommt noch ein Umstand hinzu, der dem Grundsatze von der Enge des Bewußtseins zu widersprechen scheint. Wer nämlich eine gesprochene Rede, eine längere Reihe von Worten hört und verstehen soll, der muß nicht bloß jedes Glied derselben an seiner rechten Stelle und in seiner rechten Verbindungsform wahrnehmen, sondern er muß

1) Was ich oben als Zweck und Reihen-Mechanismus unterschieden habe, entspricht einem Unterschiede, welchen Herbart macht (Abh. über Kategorien und Conjunctionen §. 15.), zwischen Hauptreproduction und partialen oder inneren Reproductionen.

auch die ganze Reihe als ein in sich geschlossenes einheitliches Ganze auffassen und darf nicht bloß jedes Glied für sich einzeln denken. Der Satz ist nicht bloß eine Reihe so und so geformter Wörter, welche eins nach dem andern aufgezählt werden, wie man eine aufgestellte Reihe verschiedener Gegenstände herzählt; sondern, soll der Sinn des Satzes erfaßt werden, so müssen alle Glieder desselben, das erste mit dem letzten und jedes mit allen zusammengehalten werden im Bewußtsein. Mir scheint, es sei leicht, wenn es sich auch nur um einen drei Zeilen langen Satz handelt, noch mehr aber, je länger die Periode ist, in uns die doppelte, in sich entgegengesetzte Beobachtung zu machen, erstlich: daß wir einen verstandenen Satz vollständig zugleich im Bewußtsein haben, und zweitens: daß wir schon beim Lesen oder Hören der zweiten und dritten Zeile die erste nicht mehr im Bewußtsein haben. Aber wozu bei Sätzen stehen bleiben? Die Sache wird klarer, wenn wir größere Beispiele wählen. Um eine Seite eines Buches zu verstehen, oder ein Kapitel, oder das ganze Buch, muß uns der Anfang bekannt sein und muß uns im Geiste beim Lesen bis zum Schlusse begleiten. Wer den ersten Satz einer zusammenhängenden Darlegung am Schlusse derselben vergessen hätte, würde den Schluß und den Zusammenhang des Ganzen nicht erfassen können. Denn lesend wandelt unser Geist nicht von Punkt zu Punkt, den einen verlassend, wenn er zum andern geht, wie unser leibliches Auge; sondern was er durchläuft, das nimmt er mit sich und zum Schlusse der Reihe gelangt, muß er sie ganz und simultan in sich tragen — denn Zusammenhang bedingt Simultaneität —: sonst hat er sie nicht verstanden. Allein so gewiß dies ist, ist nicht auch das Entgegengesetzte eben so gewiß, daß wir beim Lesen der letzten Zeile eines Kapitels, einer Seite, die erste nicht mehr im Bewußtsein haben?

Man könnte diese widerspruchsvolle, aber unleugbare Thatsache dazu benutzen wollen, die Herbartische Annahme zu begründen von verschiedenen Graden der Bewußtheit einer Vorstellung, oder Graden der Helligkeit, mit der sich eine Vorstellung im Bewußtsein befindet. Man könnte sagen, beim Schlusse eines gelesenen Kapitels sei der letzte Satz im höchsten Grade der Hel-

ligkeit in uns, während alles Vorangehende sich je nach den Umständen in abgestuften Graden der Bewußtheit befindet. Dann müßte aber, da sich diese Abstufung auch auf jeden Buchstaben erstrecken würde, eine so große Anzahl von Graden, eine solche Feinheit der Stufenfolge anzunehmen sein, wie wir sie uns weder denken, noch durch die Erfahrung bestätigen können. Ueberhaupt aber, wenn wir uns zwar einerseits logisch gezwungen sehen zu behaupten, wo ein Zusammenhang von Gliedern erkannt werde, da müssen diese zusammenhängenden Glieder simultan im Bewußtsein sich finden: so lehrt dagegen andererseits die Erfahrung ganz entschieden, daß wir am Schlusse einer durchlesenen und wohl verstandenen Abhandlung bei aller Gewißheit, sie verstanden zu haben und ihren Inhalt in uns zu tragen, dennoch nur den allergeringsten Theil dieses Inhaltes im Bewußtsein gegenwärtig haben, und daß, wenn wir uns auf denselben besinnen, wir immer wieder nur, wie beim Lesen selbst, ein kleines Stück nach dem andern uns vergegenwärtigen, nie aber das Ganze mit einem Male, wiewohl alles gerade auf die Erfassung des Ganzen als eines solchen, und nicht als eines bloßen Haufens von Theilen, ankommt.

Wenn uns nun überhaupt die Erfahrung nichts von einer abgestuften Bewußtheit zeigt, und wenn Lotze, wie mir scheint, durchaus Recht hat, es sei immer nur eins von beiden möglich, entweder nämlich ist etwas im Bewußtsein oder es ist nicht im Bewußtsein; es kann aber nicht zwar im Bewußtsein, aber schwach erhellt oder nur halb und theilweise sein: so wird der oben dargelegte Widerspruch um so schwieriger aufzulösen; aber der Psycholog darf sein Auge nicht vor ihm verschließen.

Es ist aber nicht bloß dieser Widerspruch, sondern es sind viele, viele Thatsachen, besonders das ganze Wesen der Sprache, welche uns nöthigen außer dem Bewußtsein ein unbewußtes Reich seelischen Lebens anzuerkennen, wo nicht nur aller Reichthum der Seele ruht, sondern wo auch die bedeutungsvollsten schöpferischen Processe vollzogen werden, wo der Quell aller Dichtung, Religion und Philosophie entspringt. In diesen dunkelen Schacht vorsichtig zu steigen, darf sich der Psycholog nicht untersagen. Er kann es darum, weil jene Tiefe der Seele in unun-

terbrochenem Verkehr mit dem Bewußtsein steht; und ich habe anderwärts (Zeitschr. für Philos., Halle 32. Bd. S. 216. 218.) gezeigt, daß das Wesen und die Bedeutung der Sprache gerade darin liegt, die Vermittlung zwischen den beiden Seelen-Reichen zu bilden, die lebendigen Adern, welche fortwährend das geistige Blut in das Bewußtsein führen wie in eine Lunge, um es hier zu erfrischen, und dann wieder in den geistigen Organismus zurücktreiben, um ihm Wachsthum zu geben. — Für den besondern hier vorliegenden Fall sei es gestattet eine unedlere Analogie herbeizubringen. Wir essen und trinken schluck- und bissenweise: so lesen wir auch wort- und satzweise; am Schlusse des Mahls haben wir das Gefühl der Sättigung, die Folge des Zusammenfassens aller einzelnen Bissen und Schlucke: so haben wir beim Ende der Abhandlung das Gefühl des Verständnisses als Folge des Zusammenhanges alles Einzelnen. Das Bewußtsein ist der Mund der Seele; sie hat auch einen Magen und Lymphgefäße, wo sie verdaut und den nährenden Stoff in succum et sanguinem überführt.

Wir müssen also eine Bewegung und Erregtheit der Vorstellungen auch in dem Zustande, in welchem wir uns ihrer nicht bewußt sind, anerkennen, und auch für sie die bestimmenden Gesetze suchen; denn gesetzlos geschieht so wenig etwas in der inneren, wie in der äußeren Welt. Hier bemerke ich für die vorliegende Aufgabe nur eins [1]). Es giebt eine Erregtheit der nicht im Bewußtsein sich befindenden Vorstellungen, welche dadurch veranlaßt wird, daß eine lange Reihe oder Kette von Vorstellungen durch irgend eine Ursache in das Bewußtsein gehoben ist, ohne daß sie sich hier, wegen der Enge des Bewußtseins, vollständig entwickeln könnte. Dann werden einzelne wenige Glieder jener Kette bewußt sein, während andere, besonders vorangehende, aber auch folgende, unter dem Bewußtsein bleiben werden, aber natürlich nicht ruhig. Die Erregung der bewußten Glieder pflanzt sich fort auf alle übrigen, mit denen sie zusam-

1) In einem Aufsatze über „Verdichtung und Vertretung in den Vorstellungsmassen“, wird mein Freund Lazarus auch die Verhältnisse der Vorstellungen im unbewußten Zustande ausführlich und zusammenfassend erörtern.

menhängen. Der eigentlich bewegende Stoß, der vom Bewußtsein ausgeht, mag unmittelbar nur ein Glied treffen; nichts desto weniger wird die ganze Kette, vermöge ihres inneren Zusammenhangs, in Schwingung versetzt. Besonders werden diejenigen Glieder schwingen, welche theils mit dem bewußtvoll berührten Gliede in engerer Verbindung stehen, theils auch selbst erst kurz zuvor noch durch das Bewußtsein gezogen waren. Solche Vorstellungen wollen wir *schwingende* nennen [1]).

Für solche liefern die eben berührten Thatsachen klare Beispiele. Wenn wir eine längere Periode, eine Abhandlung lesen, so sinken die gelesenen Worte oder Gedanken allerdings sehr bald vor den gerade im Augenblick ins Auge fallenden Sätzen und Satztheilen aus dem Bewußtsein zurück; aber sie fallen sicherlich nicht in jene Ruhe, in der sich sämmtliche jene Abhandlung nicht betreffende Vorstellungskreise befinden, und geben sich vielmehr durch eine ganz entschiedene Erregtheit kund, durch welche das Verständniß des Ganzen möglich wird; ja, auf dieser Erregtheit beruht das Wesen und Leben, die Energie des Ganzen als eines solchen, als einer systematischen Einheit, weil in ihr der Zusammenhang des Einzelnen sich kundgiebt. Daher ist auch das Bewußtsein unruhig und unbefriedigt, so lange nicht das dem ersten Worte der Periode entsprechende letzte Wort erklungen ist; denn das erste Wort, wiewohl es vor den folgenden aus dem Bewußtsein tritt, ihnen Raum macht, schwingt dennoch so lange nach, bis die mit ihm angeregte Erwartung durch Anschluß des

---

1) Ich muß es Psychologen von Fach überlassen, das oben Vorgetragene zu prüfen und das Verhältniß desselben zu Herbarts „mechanischer Schwelle“ zu bestimmen. Nur daß, wie mir scheint, viele Anhänger Herbarts zwischen dieser mechanischen und der „statischen Schwelle“ nicht unterscheiden zu müssen meinen, kann ich nicht billigen. Wenn jene bisher noch nicht genügend bestimmt ist, so muß man hier zu ergänzen suchen, um nicht wesentlich Verschiedenes zu vermischen. — Ferner bemerke ich, daß der Satz im ersten Hefte (S. 62.), die Enge des Geistes werde aufgehoben durch die Beweglichkeit desselben, erst durch Hinzunahme zunächst der schwingenden Vorstellungen, sodann aber auch aller anderen Verhältnisse, in welche die unbewußten Vorstellungen gerathen können, seinen wahren Sinn erhält. Denn überall wo ein Zusammenfassen nöthig ist, könnte ein bloßes sich Hin- und Her-Bewegen von einem Gliede zum andern nicht genügen.

letzten Wortes befriedigt ist. Und wie mit den Worten der Periode ist es mit der langen Schlußkette einer wissenschaftlichen Deduction, oder mit der Reihe von zusammenhängenden Phantasie-Gebilden eines Kunstwerkes. Es begreift sich aber auch leicht, daß solche schwingende, nachtönende Vorstellungen sehr leicht wieder in das Bewußtsein zurücktreten, da sie ja, so zu sagen, an dessen Schwelle stehen. — Dies mag vorläufig genügen.

Zum Schlusse dieser Vorbemerkungen sei noch daran erinnert, daß es doch noch etwas anderes ist eine Rede machen, also produciren, oder eine auswendig gelernte Rede hersagen, reproduciren. Im letzteren Falle wird bloß eine schon fertig in der Seele liegende Reihe gliedweise in das Bewußtsein gehoben, im ersteren wird aus zerstreuten Stücken eine zusammenhängende Reihe erst gebildet: dies ist schwieriger und verwickelter.

Wir wollen nun zuerst die Assimilation und ähnliche Lautverhältnisse im Worte betrachten, denen die Attraction im Satze parallel läuft, theils weil jene Verhältnisse einfacher sind, theils weil hier mehr nur der Mechanismus der Reproduction zu Tage kommt, da wir die Wörter nach ihrer lautlichen Form vorräthig finden und gebrauchen, die Sätze aber mit Selbstthätigkeit bilden.

Wir haben aber hier erst noch einiges rücksichtlich der Thatsachen anzuführen. Im Neudeutschen ist die Rücksicht auf die Bedeutung der Sprach-Elemente so vorherrschend, daß wir von jenen lautlichen Processen, durch welche der Grieche, auch der Römer, den Uebelklang vermeiden und dafür Wohllaut eintreten lassen konnte, Assimilation, Zusammenziehung, nur noch schwache Spuren besitzen; und dennoch mehr als man wohl zuerst meint. Wie der Römer seine Präposition in bei Zusammensetzungen je nach dem folgenden Consonanten, dem sie sich assimiliren muß, in il, im, ir verwandelt, so lassen auch wir das n von „in" nicht unversehrt in den Worten „Imbiß, immitten"; oft genug hört man wohl ein Kind als „umbändig" gescholten; die Präposition „ent" (entkommen, entledigen, entsinnen) wird zu „emp" vor f: „empfinden, empfehlen, empfangen". Im Lateinischen

geht das d der Präposition ad in Zusammensetzungen fast in jeden andern Consonanten über, wie in accedo, affero, aggredi u. s. w. — Solche Assimilation findet aber im Deutschen in der lebendigen Rede viel häufiger statt, als die Schrift sie uns zeigt. So schreiben wir zwar „bist du, hast du, kannst du"; aber sprechen wir nicht alle „bisttu, hasttu, kannsttu"? Früher schrieb man auch „bistu, kannstu". Wir schreiben, wie wir sprechen: „Haupt"; aber lautet denn nicht das Ende von „glaubt, raubt" ganz ebenso wie pt? Sprechen wir nicht „giebt, liebt" mit pt? d. h. das b des Stammes „rauben" hat sich dem t der Endung assimilirt, und so wurde es p.

Wenn bei den Consonanten Assimilation durch unmittelbaren Zusammenstoß bewirkt wird, so findet sie bei Vocalen selbst dann statt, wenn ein Consonant dazwischen steht, wovon es im Altdeutschen viele Beispiele giebt, im Neudeutschen nur Spuren. Wir sagen: „ich falle, du fällst, er fällt", mit der Verwandlung des a in ä, weil man ursprünglich zwischen dem l und der Endung ein i sprach, welchem sich das a anähnlichte, indem es ä ward: „fällit", dann „fället". Und so ist regelmäßig unser ä, ö, ü aus a, o, u dadurch entstanden, daß in der folgenden Sylbe ein i stand, das später e ward und endlich ganz ausfiel. Aus dem Lateinischen ist ein Beispiel von Assimilation eines Vocals tibi statt tubi.

Schon aus den gegebenen Beispielen geht hervor, daß bei der Assimilation sich theils der erste Laut dem folgenden fügt (rückwirkende Assimilation), theils dieser sich nach jenem richtet (vorschreitende Assimilation), wie wir oben auch die Attraction nach doppelter Richtung stattfinden sahen. — Ferner entsteht bald eine völlige Angleichung, wie wenn n vor r zu r, vor l zu l wird in „corrigiren, illegitim" u. s. w., bald bloß Anähnlichung, wie wenn n vor p zu m wird, in comprehendo.

Suchen wir jetzt für diese grammatischen Thatsachen die psychologischen Verhältnisse und Gesetze.

Die Vorstellungen, welche die Seele im Bewußtsein bildet, bleiben nicht vereinzelt, sondern werden mit einander zu einer Reihe verbunden, werden associirt, in Folge dessen eine Vorstellung, die aus dem Bewußtsein geschwunden war, wenn sie wie-

der erinnert wird, auch die Erinnerung der andern zunächst mit ihr associirten bewirkt, welche wiederum die mit ihr auf der andern Seite verbundene Vorstellung in das Bewußtsein hebt, d. h. reproducirt. Die Veranlassungen zu solcher Association sind mannigfach. Sie ist aber wirksam, wenn wir ungesucht Bilder vor unserer Phantasie vorüberziehen lassen, uns der Vergangenheit erinnern, uns absichtlich auf etwas besinnen u. s. w. Oft wirkt auch nicht bloß einer, sondern mehrere der möglichen Anlässe. Psychologische Thatsachen lassen sich nicht anders aufweisen, als indem man den Leser bittet, er möge zusehen, ob er sie in sich bestätigt finde. So hoffe ich, mein Leser werde folgendes, was mir begegnete, in ähnlicher Weise auch in sich beobachten können. Ich suchte Sprichwörter auf das Gerathewohl und gerieth von: „Wo Tauben sind, fliegen welche zu" auf: „Eine Krähe hackt der andern nicht die Augen aus". Hier war einerseits ein Drang von Vogel zu Vogel; denn alle untergeordneten Arten einer Classe stehen im Zusammenhange der Reihenverbindung, und es ist die Neigung da, von einer Art zur andern zu gehen. Andererseits aber war mein Geist auf Sprichwörter gerichtet, d. h. es entwickelte sich die Reihe der Sprichwörter, welche zusammengehalten und umfaßt werden von der allgemeinen Vorstellung „Sprichwort". Darum kam ich nicht von Taube als Vogel überhaupt, zur Krähe als Vogel überhaupt, sondern nur im Sprichworte. Es wirkten also hier gewissermaßen zwei Kräfte in einem Winkel auf einen Punkt: wie wir etwa das Feld eines Schachbrettes dadurch bestimmen, daß wir die Reihen angeben, in denen sich das Feld befindet, indem wir die Reihen sowohl von einer Seite zur andern, als von oben nach unten zählen.

Hiervon die Anwendung auf unseren zunächst vorliegenden Fall gemacht, müssen wir sagen: Das einfache Wort ist eine Reihe, deren Glieder, die einzelnen Laute, nur dadurch associirt sind und gerade in dieser Ordnung folgen, weil unser Bewußtsein die Reihe fertig und so wie sie vorlag aufnahm und vielfach wiederholte. Was in unserer Seele die Buchstaben und Sylben eines Wortes an einander bindet, ist Gewöhnung.

Ferner lehren unbestrittene Erfahrungen, daß oft zwei Vorstellungen so mit einander associirt sind, daß zwar die eine der

anderen schnell zur Reproduction hilft, aber nicht auch umgekehrt diese in gleicher Weise jener dient. Jeder meiner Leser wird an sich und andern erfahren haben, daß es leichter ist, für eine vorgelegte Vocabel der fremden Sprache das übersetzende Wort der Muttersprache anzugeben, als umgekehrt für ein Wort der Muttersprache das entsprechende fremde zu finden; d. h. allgemein psychologisch ausgedrückt: obwohl die beiden Wörter in uns mit einander associirt sind, so reproducirt dennoch das fremde Wort leichter das einheimische, als es durch dieses reproducirt wird. Woher dies komme, ist schon vor etwa 70 Jahren von Maimon erklärt. Dieser vortreffliche Denker, Freund von Moritz und mit ihm Vorläufer von Herbart, erinnert daran, daß wir das fremde Wort einerseits wohl immer nur mit dem einheimischen zugleich gedacht haben, weswegen die Neigung, von ihm zu diesem überzugehen stark befestigt ist; das einheimische Wort dagegen haben wir von frühester Kindheit an und aufs häufigste nur mit seiner Bedeutung gedacht, daher die Neigung von ihm zum fremden Worte zu gelangen ungleich schwächer ist. Es ist, um ein Gleichniß zu geben, nur ein und derselbe Weg, der Berg und Thal mit einander verbindet; dennoch geht es schneller abwärts als aufwärts. Eben so kann das Band, welches zwei Vorstellungen an einander bindet, die eine fester an die andere knüpfen, als diese an jene.

Das war Verbindung, Association, zweier Vorstellungen, in welchem Verhältniß die eine neben der anderen steht, wie z. B. ein Consonant neben dem andern, so daß jede in ihrem Wesen von der andern unberührt bleibt. Sie bilden trotz ihres Zusammenhanges zwei besondere Acte der Seele und zwei verschiedene Wesen des Bewußtseins. Blau und gelb, diese beiden Vorstellungen, mögen noch so fest associirt sein, sie fließen nicht zusammen zu grün. Es ist eben das Wesen des Bewußtseins, in aller Beziehung der Dinge auf einander doch das Bezogene von einander zu sondern, und Beziehung setzt eben Gesondertheit voraus. Es giebt aber allerdings auch noch einen anderen Proceß zwischen Vorstellungen, nämlich Verschmelzung im eigentlichen Sinne des Wortes, so daß zwei Vorstellungen wirklich in eine zusammenfallen, und nur eine Vorstellung durch einen

Seelenact im Bewußtsein ist. Dann findet eben Mangel an Unterscheidung statt; für das Bewußtsein der betreffenden Person sind dann von zwei verschiedenen Gegenständen nicht, wie gefordert würde, zwei Vorstellungen da, sondern es ist in ihr nur eine Vorstellung vorhanden, als wäre nur ein Gegenstand aufzufassen. Diese Person weiß natürlich nicht, daß sie sich irrt; nur der beurtheilende Zuschauer bemerkt, daß sie zwei Vorstellungen haben sollte von zwei Gegenständen, in der That aber nur eine von ihnen hat. Ich habe hierfür ein Beispiel an mir selbst erlebt, das belehrend sein mag. Ich sah häufig bei einem Freunde einen Aschbecher, dessen Form mir sehr gefiel. Während einer mehr als dreijährigen Trennung, durch eine Reise ins Ausland verursacht, mußte wohl die Vorstellung von diesem Becher, an den sich sonst eben kein Interesse weiter knüpfte, sehr verdunkelt werden. Bei meiner Rückkehr zum Freunde fand ich auch den Becher wieder, aber zugleich auch noch einen anderen gleichgeformten und nur in der Färbung der Streifen wenig verschiedenen bei einem anderen Freunde, bei dem ich wohnte. Wochenlang sah ich den einen Becher bei mir, den anderen beim älteren Freunde, beide gleich oft benutzend, mit Behagen seine Form betrachtend, immer in dem Wahne, es nur mit einem Becher zu thun zu haben; und obwohl er mich anmuthete wie ein alter Bekannter, fiel mir doch nicht ein, welche und wie alt diese Bekanntschaft sei, bis ich plötzlich einmal mich auf das wirkliche Sachverhältniß besann. So lagen nicht nur zwei, sondern drei Vorstellungen, die zu scheiden gewesen wären, in einer verschmolzen. So sehr war also die ältere Vorstellung von dem Becher verdunkelt, daß sie selbst durch die erneute Wahrnehmung desselben kaum gehoben wurde; nur im Gefühl gab sich die Vertrautheit mit ihm kund. Die doppelte Wahrnehmung aber am doppelten Orte ergab deswegen nur eine Vorstellung, weil ich die unwesentlichen Unterschiede zwischen den beiden Bechern völlig übersah, was auch leicht geschehen konnte. Denn die Unterschiede, die sie an sich trugen, waren gering; die verschiedene örtliche Umgebung aber kam darum nicht in Betracht, weil sie für den Becher völlig gleichgültig ist, und er sich mit vieler Selbständigkeit und durch seinen eigenthümlichen Zweck von seiner Umge-

bung stark abhob. Der Aschbecher gehört nicht auf diesen Tisch, nicht auf jenen Schrank, nicht in diese oder jene Stube; sondern er ist er, ein Ding für sich, und gehört zur Cigarre. So lag er in meinem Bewußtsein, abgesehen von allem, worauf die Verschiedenheit beruhte, als einer. Auch das stärkte die Verschmelzung, daß sich an beide das unklare Gefühl alter Vertrautheit in gleicher Weise knüpfte. Weil schon jede der beiden Vorstellungen mit einer dritten verschmolzen waren, so verschmolzen sie nun um so leichter auch noch mit einander.

Sollen wir nun für diese Verschmelzung die sprachlichen Beispiele in der Assimilation erkennen? Das würde wohl nicht ganz zutreffend geschehen. Aber in der Zusammenziehung und Verschleifung der Laute liegen allerdings Verschmelzungen vor. Wenn aus zusammentreffendem a und u ein o oder au wird, so ist dies eine Verschmelzung jener zwei Vocale. Wenn wir a und i zum Diphthongen ai machen, der Franzose aber ai wie unser ä spricht, so liegt in beiden Fällen Verschmelzung vor. Die Contraction der Vocale ist freilich bei uns kein regelmäßiger grammatischer Proceß mehr, wie sie es bei den Griechen war. Doch an Ueberresten fehlt es uns auch hier nicht.

Nicht nur Vocale, auch Consonanten verschmelzen. Denn wie es Doppelvocale giebt, so giebt es ja auch consonantische Doppellaute, wie das italienische ci, gi. Es findet sich aber eine noch auffallendere, innigere Verschmelzung, nämlich die zweier Consonanten zu einem durchaus einfachen Laute. Hierher gehört vor allem unser sch. Dieser ganz einfache Laut ist, wie unsere Schrift richtig ausdrückt, wirklich die Verschmelzung von s und ch.

Man glaube aber nicht, die obige Erklärung der genannten Laute sei bloß eine „zufällige Ansicht". Vielmehr läßt sich nachweisen, daß auch historisch wie physiologisch jene Laute eben durch Verschmelzung auf die angegebene Weise entstanden sind. Man spricht den Diphthong ai, indem man den Mund aus der Stellung, die er bei a hat, überführt in die, welche er bei der Aussprache des i einnimmt. Die Stimme ertönt nicht in a und nicht in i, sondern im Uebergange von a zu i. Es entsteht aber ä, wenn der Mund vorn die Form von a, hinten die von i annimmt.

Der Laut sch wird gebildet, indem die Zunge vorn in die Lage wie bei s und zugleich am Gaumen in die bei ch gebracht wird [1]. — Es giebt noch auffallendere Fälle. Das Wort bellum ist entstanden aus dwellum, wie es altrömisch lautete, d. h. durch Verschmelzung der dentalen Media d mit dem labialen Halbvocal w zur labialen Media b. — In der durchaus unbewußten gemeinen Volkssprache lassen sich mehr und gewaltsamere Verschmelzungen entdecken, als die Grammatiker darbieten. Ein Dienstmädchen, welche über Ausgaben für die Küche Buch zu führen hatte, schrieb — und zwar ganz nach dem Grundsatze: Schreibe, wie du sprichst — „Morim" für Mohrrüben. In Schrift und Aussprache war ihr bn zu m verschmolzen, welcher Buchstabe als nasaler Labial die Nasalirung des n mit der Labialität von b in sich vereinigt und, da er intonirt (mit Stimme gesprochen) ward, auch den zwischen b und n lautenden dumpfen Vocal nicht vermissen läßt.

Jedoch beruht, wie schon bemerkt, die Assimilation, deren Erklärung wir hier suchen, nicht auf einer Verschmelzung. Vielmehr scheint es mir nöthig, noch ein anderes Verhältniß zwischen Vorstellungen anzunehmen, das wir Einfluß nennen wollen. So wie das Auge, nachdem es lange auf einer Farbe geruht und sich an ihr, so zu sagen, voll gesogen hat, wenn es nun auf eine andere Farbe gerichtet wird, diese nicht rein so sieht, wie sie wirklich ist, sondern etwas von der ersten Farbe in die zweite einfließen läßt: so ist auch zuweilen die Seele so voll von einer Vorstellung, daß sie etwas von ihr auf eine andere, die sie ganz getrennt von jener bilden sollte, überträgt. Ja, wie das Auge so voll sein kann von einer Farbe, daß es dieselbe sieht, obwohl sie entfernt ist; wie uns Musik, obwohl sie vorüber ist, noch vor den Ohren rauscht: so kommt es auch vor, daß die Seele von einer Vorstellung so eingenommen ist, daß sie, statt eine andere, die gefordert ist, zu bilden, nur die erstere wiederholt. Es dehnt also eine Vorstellung ihre Macht über andere aus, übt Einfluß

---

1) In Dialekten spricht man selbst in den Fällen, wo s und ch zu zweien verschiedenen Sylben gehören, dennoch verschmelzend sch, z. B. wird „Bißchen" zu „Bischen".

auf sie: wie ein heller Fleck auf dunklem Grunde dem Auge größer erscheint, als er ist. Und auf diesem Proceß beruht die Assimilation. Wenn bei der Verschmelzung zwei Vorstellungen zu einer werden (bei der Contraction zwei Laute zu einem): so bleiben beim bloßen Einfluß immer zwei Vorstellungen (in der Assimilation zwei Laute). Durch Verschmelzung wird im Französischen ai zu ä, im Deutschen wurde a durch Einfluß eines folgenden i, welches für sich blieb, in ä verwandelt, und also dem i assimilirt. In den Fällen der bloßen Anähnlichung, wie „impello, Imbiß" hat der Lippenlaut von seiner Natur dem n mitgetheilt, ihn beeinflußt; bei der Angleichung, wie in „appellare, Hoffahrt" hat die mächtige Vorstellung die schwächere verdrängt und sich statt ihrer gesetzt. Hier liegt Unterjochung einer Vorstellung durch die andere vor; dort, indem bloß die eine der andern ein wenig nachgibt, ihr zu Gefallen etwas opfert und sich ihr fügt, herrscht Ausgleichung und Vertrag unter den Vorstellungen.

„Unter den Vorstellungen"? unter den Lauten! sollte es wohl heißen. — wenn man sich so ausdrücken will, immerhin! Was ich aber meine, ist dies. Es ist oben schon zugestanden, daß die Sprech-Organe einen leiblichen Mechanismus bilden, der sich nach eigenen, durch seinen anatomischen Bau und die Physiologie bestimmten Gesetzen bewegt. Gewisse, logisch wohl denkbare Lautverbindungen, wie adpbka, kann kein menschlicher Mund hervorbringen; andere sind wenigstens sehr unbequem und schwierig auszusprechen. Ja, manche Lautverbindung, die der Natur der Organe an sich gar nicht widerspricht, wird einem Volke aus mangelnder Gewohnheit schwer oder erscheint ihm übellautend. Wie wir in den Volksmelodien bemerken, daß sich ein Volk bald dieser, bald jener, durchaus harmonischen Accorde enthält, so versagt es sich auch in seiner Sprache manche Lautfolge aus einer gewissen Idiosynkrasie. Dies vollständig zugestanden, bin ich dennoch der Ansicht, daß die Lautprocesse, selbst der Lautwandel unter dem gegenseitigen Einflusse der Laute, in geringerem Maße von bloß leiblichen, organisch-mechanischen Bedingungen abhängen und weniger, als man gewöhnlich annimmt, durch die Wirkungsform und die gegenseitige Stellung der Sprach-

Organe herbeigeführt werden. Diese leiblichen Verhältnisse scheinen mir nur secundär wirksam, während ich die primäre Ursache des Lautwandels in einem psychischen Processe erkenne. Denn erstlich hängt die Beurtheilung des Wohl- oder Uebellauts von der ästhetischen Beurtheilung des Gehör-Eindruckes ab, also von psychischen Verhältnissen; und selbst was bequem oder unbequem ist, wird in den meisten vorliegenden Thatsachen von der Energie oder Schlaffheit des Volksgeistes bestimmt. Der schlaffe Bewohner des paradisischen Tahiti hätte sich gern seine Sprache aus lauter Vocalen zusammenfügen mögen. Ihm ist Solander ein unaussprechbarer Name, den er in Tolano erweicht (G. Forster, Sämmtl. Schr. I, S. 249), und Banks wird ihm zu Tabane. Wenn der Römer und Grieche das n vor den Lippenlauten in m, vor r in r verwandelte, so finden wir es doch nicht so hart, zu sprechen: „unbillig, Conrector". — Ferner aber, wenn der Lautwandel nur aus Bequemlichkeit und Wohllautstrieb einträte: so begriffe man wohl die vorschreitende Einwirkung der Laute, d. h. die Wirkung des vorangehenden auf den folgenden, aber nicht die umgekehrte, die rückwirkende; und doch ist gerade diese die häufigste, die regelmäßige. Wenn man statt „Concordia (wo n wie ng gesprochen wird), Symphonia" sagte Contordia, Syntonie: so ließe sich dies als leiblich-mechanische Wirkung begreifen; man könnte bemerken, daß der Mund aus der Stellung, die er bei der Aussprache des n hat, gemäß seiner mechanischen Einrichtung leichter zu der Stellung übergehe, welche t erfordert, als zu der, welche für c und ph nöthig ist. Dieses aus dem anatomischen Bau der Organe abgeleitete Verhältniß ist aber eben nicht maßgebend; sondern wir bemerken beim Sprechenden die Vorsicht, den Mund darum in die für ng, m geeignete Stellung zu bringen, weil er zu k (c), ph muß, wohin er leicht von ng, m, aber schwerer von n gelangt. Wer lehrte die Maschine des Mundes solche Vorsicht? Auch Grimm sagt gerade bei dieser Gelegenheit: „Wer zwar Vorgriffe natürlich, Rückgriffe aber unnatürlich finden wollte, weil das schon Vorhergegangene nicht noch durch das Folgende bestimmt werden möge, hat zu erwägen, daß der Gedanke des Sprechenden

und Redenden blitzschnell alle Theile des Worts und der Worte überschaut, also auf das zuerst Verlautende bereits das Nachschallende einwirken läßt". Hiermit ist anerkannt, daß der Lautwandel eine psychologische Ursache hat, von psychologischen Gesetzen abzuleiten ist.

Ueberhaupt hat man sich von der falschen Meinung zu befreien, zu der jene schielende, halbwahre Ansicht „die Sprache sei ein Organismus und organisch", gelegentlich verführt hat, als wäre die Sprache eine leibliche Bewegung wie Athmen, Zittern und Zucken und Zähneklappern. Die Sprache ist im Gegentheil eine geistige Thätigkeit, eine psychische Bewegung, und nur darin hat jene Ansicht Recht, daß jede Absichtlichkeit bei Erklärung ihrer Erscheinungsformen fern zu halten ist. Darum dürfen wir allerdings auch bei der Betrachtung der Assimilation und Attraction nicht von einem bewußten „Streben" nach Harmonie der Aussprache und fester Satzfügung ausgehen. Ja aus solchem Streben würden sich jene Erscheinungen nicht einmal vollständig erklären lassen. Wenn dem römischen Munde und Ohre agtus (von ago) nicht zusagte, so konnte die Harmonie des Lautes ebensowohl durch Wandel in agdus als durch den in actus erreicht werden; warum also unterließ man jenen und zog letzteren vor? Man sieht zwar bald, daß die vorschreitende Assimilation, wie bei agdus, gar zu häufig den Anlaut des Wortes oder der Endung ergreifen und dadurch das Wort oder die Endung entstellen und unkenntlich machen würde; ja, es würden dadurch Verwechslungen entstehen und ganz verschiedene Wörter gleichlautend werden, wie wenn conlectio und conrectio durch vorschreitende Assimilation beide zu connectio würden. Da aber in der Sprache ursprünglich alles ohne Nachdenken und überlegte Vorsicht geschieht: so dürfen wir doch auch hier nicht etwa eine bewußte Hut vor dem Zusammenfallen verschiedener Wörter und vor Mißverständnissen, die dadurch veranlaßt werden könnten, als Erklärungsgrund gelten lassen.

Unsere Betrachtung muß also, bei gerechter Bewunderung vor der Weisheit des sprachlichen Instincts, dennoch, zunächst wenigstens, rein causal bleiben und sich an jenen unbewußt wirk-

samen psychischen Mechanismus wenden, der dem Bewußtsein zu Grunde liegt. Wir werden hierauf am Schlusse unserer Erklärung zurückkommen.

Wir betrachten nach allem Vorangegangenen jeden Laut als ein seelisches Erzeugniß. Beim Reden wird die Maschine unserer Sprach-Organe nicht durch bloß körperliche Hebel in Thätigkeit gesetzt; vielmehr beruht die Hervorbringung jedes gesprochenen Lautes auf einem seelischen Antriebe, den das Organ erhielt. Jeder Laut ist Folge einer Regung der Seele: dies steht fest, wenn wir auch von der Form dieser Regung und von ihrem Zusammenhange mit dem leiblichen Organ gar nichts wissen. So geht es uns aber mit allen Bewegungen des Leibes, welche die Seele absichtlich veranlaßt, mit allen Empfindungen, welche sie, vom Leibe erregt, bildet, mit dem Wesen und Wirken der Seele überhaupt. Genug, daß der Laut der Rede nicht Reflex einer rein leiblichen Ursache ist, sondern einer seelischen. Diese seelischen Regungen, welche den Organen den Anstoß geben, sie sind es, welche sich miteinander zu bestimmten längeren und kürzeren Reihen verbinden; diese Reihen innerer Regungen sind es, in deren Reflex auf den Leib die Reihen der gesprochenen Laute sinnlich vorliegen; und alles was wir unter den Lauten vorgehen sehen, ist nur das sinnliche Spiegelbild dessen, was unter den bezüglichen Seelen-Regungen sich ereignet hat. Im Innern liegen die Gründe für das Aeußere; seelische Finger entlocken dem Sprach-Instrument die Töne, und die Folge, in der jene innern Finger sich setzen, bestimmt die Folge der hörbaren Laute. Jene psychischen Laut-Triebe sind es auch, welche zunächst und unmittelbar mit der Bedeutung der Laute verbunden sind, nicht die sinnlichen Laute, welche es erst mittelbar durch jene sind.

Nachdem wir so auch für die bloße Laut-Erzeugung und die rein lautlichen Processe dem psychischen Mechanismus sein Recht gewahrt haben, ist es nöthig, das schon erwähnte Verhältniß zwischen dem Mechanismus der Sprache und dem Zwecke derselben (S. 104 ff.) in Bezug auf unsern Gegenstand näher zu erörtern.

Wir haben zum Behufe unserer Betrachtung den Gedanken streng von dem doppelten Mechanismus, der seinen lautlichen

Ausdruck bewirkt, dem seelischen und leiblichen, zu unterscheiden[1]). Daß in der That sowohl jener sein vom Mechanismus freies Leben führt, wie auch dieser seine vom Gedanken unabhängige Wirksamkeit übt, mag durch einige Thatsachen, die der Leser bestätigt finden wird, festgestellt werden. Wir haben die Absicht, irgend wohin zu gehen: in Folge dieses bewußten Actes unserer Seele bewegen sich unsere Beine und tragen uns an den gewollten Ort; aber wir denken nicht daran, so oft wir ein Bein heben, eben dies thun zu wollen. Dennoch wird Niemand das Gehen eine rein leiblich mechanische Bewegung nennen und das Schwingen unserer Beine — nicht bloß der bewirkten Erscheinung nach, sondern auch der Ursache nach — dem Schwingen eines Uhr-Pendels ganz gleichstellen wollen. Unser Gehen ist also von dem leiblichen und dem psychischen Mechanismus abhängig; die Absicht des Gehens aber, welche beide Mechanismen in Bewegung setzt, ist dennoch von beiden ganz verschieden und getrennt, und während die aufeinander folgenden psychisch mechanischen Impulse die leiblich mechanischen Bewegungen der Beine bewirken, braucht die Absicht des Gehens, nachdem sie selbst zuerst den psychischen Mechanismus angestoßen hat, nicht immerfort im Bewußtsein zu bleiben: wir können uns vielmehr während des Gehens ganz anderen Gedanken hingeben; der einmal angestoßene Mechanismus wirkt nichts desto weniger fort gemäß jener längst aus dem Bewußtsein getretenen Absicht. Dabei aber handelt es sich meist nicht bloß um Gehen überhaupt, als diese bestimmte Körperbewegung; sondern wir haben, um zum bestimmten Orte zu gelangen, bald an Kreuzwegen eine Wahl zu treffen, bald von der geraden Richtung abzubiegen, einen Seitenweg

---

1) Die oben zu besprechende Dreiheit der in der Sprache wirksamen Factoren ist nicht dieselbe, wie die anderwärts immer von mir hervorgehobene, nämlich die von Gedanke, innerer Sprachform und äußerer Sprachform oder Laut. Man wird auch wohl leicht sehen, daß die hier zu speciellerem Zwecke gemachte Sonderung sich zu jener wesentlichen Dreiheit so verhält, daß hier Gedanke und innere Sprachform zusammengefaßt werden als das Auszudrükkende, also als Zweck, und dagegen der Laut als äußerndes Mittel gespalten wird nach den innern und den äußern mechanischen Kräften, die ihn wirklich ertönen lassen.

einzuschlagen: alles dies doch sicherlich nicht bloß leiblich mechanisch, ja sogar nicht ohne eine gewisse Ueberlegung mit Rücksicht auf die Haupt-Absicht, ohne daß jedoch diese uns im Bewußtsein gegenwärtig zu sein brauchte, das vielleicht schon voll ist von dem, was am erstrebten Orte geschehen wird.

Ganz analoge Verhältnisse zeigen sich beim Sprechen. Wohl nur selten bleibt uns während des ganzen Satzes, den wir sprechen, der Gedanke, der eben durch diesen Satz ausgedrückt werden soll, im Bewußtsein; vielmehr wird meist der folgende Gedanke schon herbeigeholt, während der Sprach-Mechanismus noch bei der Ausführung des vorangehenden ist. Je weniger der Mechanismus der beaufsichtigenden Gegenwart des Gedankens bedarf, um so freier und lebendiger die Rede. Wie überall — beim Schreiben, beim Spielen eines Instruments u. s. w. — wenn die Thätigkeit rasch, leicht und zweckgemäß von Statten gehen soll, der Geist nicht mit dem Mechanischen belästigt werden darf und sich ausschließlich muß dem Gedanken hingeben können: so muß auch beim Sprechen das mechanische Wort nicht dem Geiste, dem Bewußtsein zur Last fallen, damit dieses des sachlichen Inhaltes voll sein kann. In je höherem Grade dies erreicht wird, um so besser der Redner; und überhaupt: je vollendeter der Mechanismus, desto freier schaltet die Zweckmäßigkeit. Mein Freund, der die Fähigkeit des freien Vortrags in hohem Grade besitzt, versichert, daß er lange Perioden spricht, ohne das Gesprochene bewußt zu denken: indem sich nur die Organe bewegen, während sein Geist vielmehr den weitern Gang des Vortrages überlegt. Daher ihm denn zuweilen der Zweifel aufsteigt, ob er das, was er hat sagen wollen, auch wirklich gesagt habe, und ob die Perioden richtig gebaut und zu Ende geführt waren, worüber ihm erst die Zuhörer Beruhigung geben können.

Mag eine so große Trennung von Gedanke und Mechanismus immerhin selten sein: die Seltenheit liegt doch nur in dem großen Maße der Trennung, während diese in geringerem Grade in jeder Rede jedes Menschen vorkommt. Immer fliegt der Gedanke voraus, und die mechanische Thätigkeit folgt nach, beim Sprechen, wie bei jedem Thun. Der Mechanismus führt den Auftrag pünktlich aus, obwohl dieser selbst schon aus dem Be-

wußtsein geschwunden ist. Nach dem Obigen (S. 111) dürfen wir annehmen, daß der Gedanke der Periode, die Absicht des Ganges, als schwingende Vorstellungen auf den Mechanismus wirken.

Dieses Verhältniß wollen wir zunächst zu der Erklärung benutzen, wie gar leicht Wörter und Laute, die noch nicht gesprochen sind, doch schon auf solche, die noch erst zu sprechen sind, einwirken können. Sie werden im Voraus von dem vorangeeilten Gedanken bewußtvoll gegeben, oder dringen von den schwingenden Vorstellungen her in den Mechanismus ein; denn es ist schon bemerkt, wie leicht solche schwingende oder nachtönende Vorstellungen in das Bewußtsein zurücktreten, an dessen Grenze sie stehen. — Wir haben aber noch weitere Anwendung von dem Vorstehenden zu machen.

Steht im Allgemeinen die Thatsache fest, daß der Gedanke sich in seinem ungleich rascheren Gange vom Mechanismus trennt und denselben sich selbst überläßt, so begreift sich wohl, wie dieser, ohne jede Aufsicht und ohne rectificirende Eingriffe von Seiten des Bewußtseins, in Einzelheiten, besonders unwesentlicheren, gar oft seiner Natur mehr, als dem ihm ertheilten Auftrage gemäß wirkt, gemächlich seinen Schritt geht und den Fuß bequem setzt, zufrieden, doch immer noch ungefähr zu thun, was gewollt wird. Ja gerade da, wo die Organe in ungewohnter Form oder Combination oder Folge wirken sollen, wo also Aufsicht und Antrieb besonders nöthig wäre: da bewirkt die größere Langsamkeit, das Zaudern des Mechanismus eine noch größere Ungeduld des Gedankens, und von diesem verlassen wirkt er, was er kann und mag. Es ist aber auch noch nicht einmal nöthig, daß gerade etwas Seltenes und Schwieriges von den Organen gefordert wird; wenn sie nur in ungewöhnlicher Schnelligkeit wirken sollen, wenn sie von einem besonders lebendig erregten Gedanken zu einer gewissen Hast angetrieben werden, können die Räder des Mechanismus in Unordnung gerathen; die Maschine stockt — man stottert, oder die Laute kommen heraus, aber gequetscht und verstellt.

Da nun der Mechanismus ein doppelter ist, so können wir die Abänderungen der Lautreihen, welche möglich sind, unter drei Rubriken bringen: 1) Aenderungen in der Wirkung der bloß

leiblichen, 2) der bloß psychischen Mechanik, 3) in dem Wirken dieser auf jene, oder in ihrem Zusammenwirken.

Als einen Erfolg der bloßen Verhältnisse der Mechanik unserer Sprach-Organe könnten wir die vorschreitende Assimilation ansehen, wie wenn man in Gegenden Deutschlands sagt: „der annere" mit Angleichung des d an das vorangehende n; und eben so, wenn der Grieche statt „aljos" sagte „allos". Die Lautverbindung nd, nt ist sehr wohllautend, erfordert aber wegen der nahen Verwandtschaft der verbundenen Laute scharfe und sorgfältige Articulation. Bald Eile, bald Nachlässigkeit und Schlaffheit stumpfen dieselbe ab und bewirken nn. Noch schlimmer scheint es mir, wenn in andern Fällen nt in ng verwandelt wird: „unger" statt „unter"; denn ng ist als ein Laut anzusehen. Ueberhaupt könnte man hierher ziehen alle dialektische Laut-Abstumpfung, Ausfall von Consonanten (im Deutschen besonders g: „Getraide" von „Gitragidi" von „tragen"; provinziell: „Wa'en" statt „Wagen", „saht" statt „sagt"), Dämpfung der Vocale, wie im Deutschen die Vocale in sämmtlichen Endungen der Declination und Conjugation zu dumpfem e geworden sind. — Ferner erzeugt auch der bloße Mechanismus Laute, die er nachtönen läßt, wie das b in „nimmb" statt „nimm" und das d im hochdeutschen „jemand". Das b nach m, d nach n ist hier nur so entstanden, daß die Organe, einmal angestoßen, nicht da stillstanden, wo der Zweck befriedigt war, sondern weiter schritten, wie wir bei einem Sprunge noch einen Schritt weiter thun, gemäß der Trägheit der Körper. Es entsteht auch ein Laut rein mechanisch zwischen zwei andern, um bequemer von einem dieser beiden zum andern zu kommen. So sprach der Römer sumpsi, sumptum, statt sumsi, sumtum, weil auf dem Wege von m zu t oder s ein p liegt; nach n dagegen vor r wird oft d eingeschoben, wie im französischen viendrai. In allen diesen Fällen folgt der leibliche Mechanismus, bei mangelnder Ueberwachung von Seiten des Gedankens, seiner körperlichen Trägheit und Bequemlichkeit, selbst auf Kosten des Wohllautes.

Wie im psychischen Mechanismus, sobald er vom Gedanken sich selbst überlassen ist, Unordnung entsteht, soll bald ausführlicher gezeigt, hier eben nur angedeutet werden. Die Unord-

nung besteht aber darin, daß die vom Zwecke gesetzten Laut-Associationen, weil sie von den nur hinter dem Bewußtsein schwingenden Vorstellungen des Zweckes nur schwach geschützt werden, durch Associationen, die auf andern Gründen beruhen, und durch sonstige Processe verdrängt werden. Das wird freilich um so leichter geschehen, wenn es durch Wohllaut oder größere Bequemlichkeit der Aussprache noch begünstigt wird.

Es ist aber drittens auch das Verhältniß der beiden Mechanismen zu einander zu betrachten. Das normale Sprechen beruht auf der streng parallelen Abwickelung der Reihe der psychischen Lauttriebe oder der von der Seele ausgehenden Impulse einerseits und der Reihe der von den leiblichen Organen ausgeführten Bewegungen andererseits, so daß immer auf einen jener seelischen Anstöße eine Bewegung der Organe abwechselnd erfolgt. Man kann sich dieses parallele Wirken des psychischen und leiblichen Mechanismus vorstellen, wie ein bewegtes Rad, welches mit seinen Zähnen in die Zähne eines andern greift und dadurch auch dieses bewegt. Der psychische Mechanismus aber ist einer viel größeren Schnelligkeit fähig als der organische; wir können eben darum schneller schweigend lesen als laut vorlesen. So wie nun aber, wenn die Zähne der beiden Räder nicht genau in einander greifen, wenn sie in ihrer Stellung gegen einander verschoben werden, die Bewegung beider Räder gestört wird: eben so wird, wenn der psychische Mechanismus mit einer Schnelligkeit eilt, welcher der leibliche nicht folgen kann, zunächst zwar dieser, dann aber auch jener in seiner Arbeit gestört werden. Läuft nämlich die Reihe der psychischen Laut-Impulse schneller ab, als daß die Organe ihr nachkommen könnten, so bleiben bald einzelne Impulse unausgeführt: es werden Buchstaben und Sylben verschluckt; bald auch wirkt ein Impuls auf die Organe, während der vorangehende noch auf sie wirkt. Zwei so zusammenfallende Impulse können wohl zuweilen mit einander verschmelzen zu einer Resultante: dann entstehen statt mehrer gesonderten Laute die oben erwähnten Verschmelzungen. In andern Fällen, in denen eine solche Verschmelzung weniger möglich oder thunlich ist, wird ein Impuls auf den andern einfließen und zwar wird der letztere auch der stärkere sein und den vor-

angehenden sich selbst angleichen; so sagt man appellare statt adpellare.

Ueberall aber wo von der Laut-Erzeugung die Rede ist, darf neben den Organen das Ohr nicht übergangen werden. Die Seele, welche den Organen die Anstöße ertheilt, findet nicht eher Befriedigung, als bis sie durch das Ohr die Gewähr erhält, daß ihr Stoß die angemessene Folge gefunden hat. So viel und was die Seele den Organen gibt, will sie in anderer Form durch das Ohr zurück erhalten. Dies geschieht nun aber nicht, wenn die Organe nicht regelmäßig auf die seelischen Impulse antworten. Hierdurch wird der Ablauf der letztern selbst unterbrochen. Nun soll dem Mangelhaften nachgeholfen werden; man will, um es besser zu machen, wieder von vorn anfangen. Wenn aber auch bloß ein Zögern und Säumen in den Organen eintritt, so ist schon eine Hemmung auch in dem Ablauf der psychischen Impulse da, und nun können mancherlei Aenderungen unter diesen eintreten. Es können sich nämlich die verschiedenen Associationen, die früher anderweitig gebildet waren, geltend machen und den Lauf der Reihe ändern.

Fassen wir die vorstehenden Betrachtungen zusammen, so dürfen wir wohl hoffen, im Allgemeinen die Assimilation erklärlich zu finden. Es ist bloß noch zu beachten, daß sie nur wenige Male unter besonders günstigen Verhältnissen eingetreten zu sein braucht, um sich dann auch unter Umständen zu zeigen, unter denen sie weniger nothwendig wäre; denn sie wird eben sehr bald ein grammatischer Proceß, der nach regelmäßiger Analogie eintritt. Für den ersten Fall dagegen denken wir uns möglichst viele oder alle möglichen günstigen Umstände wirksam.

Vergegenwärtigen wir uns nun einen lebendigen Act der Rede; wählen wir aber den möglich einfachsten Fall. Es sei die sinnliche Wahrnehmung des Zusammenpressens sprachlich aufzufassen und auszudrücken (zu appercipiren). Es wird der Kraft-Aufwand, das Pressen, und sein Erfolg, das nähere Aneinander- und Zusammenrücken der Theile des Gepreßten bemerkt. Dieses Bemerken besteht eben darin, daß dem gegenwärtig gegebenen, in das Bewußtsein von außen her dringenden Eindrucke gleiche oder ähnliche Erinnerungen, aus der Tiefe der Seele in

das Bewußtsein aufsteigend, entgegenkommen. Diese Erinnerung an früher gesehene Thätigkeiten des Pressens und Zustände des dichten Zusammen sind aber schon beim Knaben so häufig und an sich interesselos, auch so stark geistig von ihm verarbeitet, daß sie selbst bei ihm nicht als ein Wiederbesinnen auf die Reihe der einzelnen vergangenen Thatsachen sich einstellt, sondern nur in der blassen allgemeinen Form eines Wortes verdichtet liegend hervortritt. Es sind also die Wörter „pressen" und „zusammen", welche aus dem in der Seele ruhenden Sprach-Schatz durch die gegenwärtige Wahrnehmung gehoben werden. Jene Wörter sind nun das Mittel, durch welches diese Wahrnehmung geistig angeeignet werden soll. Sie sollen ins Bewußtsein steigen und hier so mit einander verbunden werden, wie es dem Sachverhältniß entspricht, dessen Auffassung sie sein sollen: dies ist der Zweck (oben S. 104), d. h. die geistige Thatsache, die sprachliche Auffassung und Darstellung, wie wir sie uns als noch nicht vollzogen, als Aufgabe denken, die dem Geiste gestellt ist. Wie wird sich nun bei der Ausführung dieser Aufgabe der psychische Mechanismus bewähren, dem dieselbe aufgetragen wird?

Denken wir uns, um zur Assimilation zu kommen, den Römer. Der Zweck forderte die Präposition, die etwa unserm „zusammen", und das Verbum, das unserm „pressen" entspricht, und beide sollen mit einander eng verbunden werden. Dies gibt eine Hauptreihe von zwei Gliedern, deren jedes selbst schon eine kurze Reihe einfacher Laute ist. Bei der Reproduction, d. h. bei dem Aufsteigen dieser Reihen ins Bewußtsein, sind nun folgende Fälle möglich:

1) Zur Zeit, wo die römische Sprache schon ihre feste Gestalt hatte, und die Zusammensetzung comprimere so fest geworden war, daß die Elemente derselben kaum noch besonders gedacht wurden, wo also dieses Wort, ganz wie jedes einfache, fertig in der Seele lag: da stieg es auch auf gegebene Veranlassung als ein ungetheiltes Ganze in das Bewußtsein, und es war nicht mehr nöthig, es aus seinen Elementen zusammenzufügen. Dies ist der einfachste Fall, der aber eben auch uns hier gar nicht angeht, da unter solchen Umständen die Assimi-

lation als längst vollzogen nur im reproducirten Ergebniß erscheint.

2) Wenn wir aber der Bildung dieses Processes selbst nachspüren wollen, so müssen wir die Fälle setzen, wo die Glieder noch nicht so fest an einander gefügt sind, daß sie nicht mehr einzeln aufsteigen könnten, wo also die Fügung erst noch vorzunehmen bleibt. So sind z. B. in unserm deutschen Worte „zusammenpressen" die Elemente nicht so fest an einander gefügt; und ich denke, jeder Leser wird den Fall möglich finden, daß man während der Rede, um seinen Gedanken genau auszudrükken, zur Präposition, die man schon im Sinne hat, noch das Verbum sucht und vielleicht schnell zwischen „drücken, quetschen, pressen" wählt: während ein ander Mal zum Verbum, das schon fast dem Munde entfahren wäre, erst noch die Präposition zu größerer Lebendigkeit, Anschaulichkeit, überhaupt Bestimmtheit, hinzugefügt, d. h. schnell vorgeschoben wird.

Denken wir uns nun also den Römer zu einer Zeit, wo auch sein Wort comprimere noch loser gefügt war, die Elemente desselben noch mehr aus einander fielen, etwa wie bei uns heute bei „zusammenpressen". Eine solche Zeit muß es gegeben haben. Nur setzen wir, daß in dieser Zeit doch schon das allgemeine Gesetz der Assimilation bestanden habe und vielfach angewandt gewesen sei; so daß schon in vielen Fällen Zusammensetzungen, wenn auch zunächst nur lose, gebildet waren, in denen vor Lippenlauten com, vor Zungenlauten con u. s. w. respective cong, cor, col, co gesprochen wurde. Unter solchen Verhältnissen kann der Fall in dreifach verschiedener Form auftreten. Entweder steigen Präposition und Verbum, obwohl gesondert, gleichzeitig; oder jene steigt zuerst, oder dieses. Unter der ersten dieser drei möglichen Voraussetzungen wird schon während des Steigens der beiden Elemente sich auch die Verbindung derselben vollziehen und zwar gemäß dem längst wirksamen Gesetz der Assimilation. Dieser Fall würde von dem unter 1) erwähnten nur wenig verschieden sein. Der vom Zweck geforderte Proceß vollzieht sich hier ohne Hemmung fast augenblicklich. — Anders aber muß es sich verhalten, wenn zuerst die Präposition gehoben wird, das Verbum aber zögert, sich nicht sogleich dem Bewußtsein bietet. Dann

kann vom Zweck nur co gehoben werden, dem ein Streben nach einem folgenden Consonanten n, m, ng, r, l inwohnt, aber wiederum nur ein schwankendes, da vor Vocalen und h das einfache co genügen würde. Da nun co überhaupt nicht absolut mit einem folgenden Consonanten associirt ist, sondern nur relativ mit mehreren in gleicher Stärke, mit ihnen allen aber nur schwach, da es auch an sich schon genügen könnte: so wird es eben so wohl, ohne einen Consonanten abwarten zu wollen, zum Anschluß an das zweite Glied, das Verbum, hineilen, als es auch mit gleicher Kraft mehrere Consonanten hebt, deren jeder sich für den möglichen Fall anschließen soll. Aus diesem Widerstreit der Richtungen, nach welchen hin co wirkt, wird ein Stillstand erwachsen; co wird in seiner Hebung gehemmt, weil sich die mitgehobenen Consonanten wie im Kreise um es herumlagern. Mechanisch werden sie alle in gleicher Weise gehoben, während der Zweck nur einen von ihnen fordert und duldet, weswegen sie sich gegenseitig zu verdrängen und auch das forteilende co zu hemmen suchen. Diese gegenseitige Hemmung wird so lange dauern, bis irgend ein neu hinzutretender Umstand den Ausschlag gibt, indem er eine der sich widerstrebenden Richtungen durch Verstärkung fördert und damit die andern überwindet [1]). Einer der sich drängenden Consonanten oder das bloße co muß von irgend einer Seite her einen neuen Zug oder Schwung erhalten und dadurch den Streit durch einen entschiedenen Sieg schlichten. In unserm Falle kann diese Entscheidung nur ausgehen von dem Anlaut des Verbums. So lange dieses noch fehlt, dauert das Drängen und Hemmen; ist es aber gefunden, steigt es ebenfalls in das Bewußtsein, so wirkt es als neue mechanische Kraft in jenem Processe und vollendet denselben. Sei es nun das Wort pello, so wird jetzt das m nicht nur von co gehoben, wie auch n, l, r und bloßes co gehoben wird; sondern es erhält ganz allein einen neuen Zug von pello und steigt nun, alle Hemmungen der andern Consonanten über-

---

1) Nach Herbarts Terminologie bilden die möglichen, sich bestreitenden Vorstellungen eine Wölbung, bis durch den neuen Umstand die Zuspitzung erfolgt.

windend, diese verdrängend, und schießt an co an. — War aber, und dies ist die dritte Möglichkeit, das Verbum schon im Bewußtsein und wird zu ihm die Präposition gesucht, so kann, sobald überhaupt co gefunden ist, auch gar kein Schwanken mehr eintreten; denn dann fügt sich augenblicklich von allen jenen Consonanten nur das doppelt, von co und dem Verbum, gehobene m an co [1]).

3) In den bisher betrachteten Fällen haben wir das feste Bestehen der lateinischen Sprache in so weit vorausgesetzt, daß alle ihre Gesetze wenigstens schon aufgestellt und wirksam waren; wir haben bloß gesehen, wie das in ihr allgemein gültige Assimilations-Gesetz im Einzel-Bewußtsein und je nach dem besondern Falle wirkt. Wie ist aber überhaupt die Assimilation entstanden? was geschah, als zum ersten Male beim Ablauf einer Reihe von Lauten das eine Glied dem andern sich anähnlichte oder anglich? Da können sich doch die Grundformen in, per, cum nur ohne alles Schwanken erhoben haben, und es bedurfte keines neuen Zuges, um dieses zur Entscheidung zu bringen? — Nein; und also, da sich jene Präpositionen so widerstandslos hoben und zur Vereinigung mit dem folgenden Gliede strebten: so schoß es auch wirklich, und unverändert, an dasselbe; und dann sprach man z. B. inperitus, so gut wie wir „unpraktisch" und nicht „umpraktisch" sagen. Und so ist es denkbar, ja sogar wahrscheinlich, daß ursprünglich keine Assimilation stattgefunden habe.

Sie ist aber später eingetreten, und warum? wieso? — Diese Frage nöthigt zu einer nähern Betrachtung der Association, von der dann auch die Wiedererinnerung, Reproduction, abhängt.

---

1) Es sei noch bemerkt, daß bei allen diesen Fällen, besonders aber wenn sich co erst unter Hemmungen emporzuarbeiten hat, leicht ein Versehen eintritt, wenn z. B. kurz vor dem verlangten compello das Wort corpora gesprochen ist, welches (nach dem Obigen S. 111) nun noch nachschwingt, so kann das r, welches unter den Buchstaben ist, die sich um co drängen, gar leicht durch die Sylbe cor des Wortes corpora und durch dessen Endung ra, so schnell und stark gehoben werden, daß man corpello spricht. Dann hat man sich versprochen.

Die Gründe der Association der Vorstellungen sind theils subjective, theils objective; d. h. sie liegen theils ausschließlich oder wesentlicher in der Natur des Bewußtseins, theils aber in dieser und in dem realen Zusammenhange der wirklichen Wesen, welche den Gegenstand der Vorstellung bilden. So sind alle Empfindungen einer Classe (nicht eines Organs), wie alle Farben, Geschmäcke, Temperaturgrade, Gestalten, unter einander objectiv associirt und bilden eine objective Reihe, d. h. bald eine Scala, bald ein Dreieck, bald ein Netz. Eben so bilden auch alle Vorstellungen von Wesen, welche und in so fern sie als zu einer Classe gehörig erkannt werden, eine objective Reihe. Da der Ausdruck für solche Classe oder Reihe, wie diese selbst zum Volksbewußtsein gehört, durch ein Wort der Sprache geboten ist, so haben wir Gelegenheit durch dasselbe die Associationen, welche in einem Volke möglich und welche unmöglich, oder doch wenigstens welche gewöhnlich und allgemein oder selten und individuell sind, kennen zu lernen, und so ganz eigentlich einen Blick in den Volksgeist, auf die in ihm vorgehenden Processe, zu werfen. Es lehrt uns z. B. die Sprachwissenschaft: „Jahrtausende lang wußte der Mensch die einzelnen Thiere zu bezeichnen, ehe er einen Ausdruck fand, welcher alle Thiere insgesammt bezeichnete" (G. Curtius, Grundzüge der griech. Etym. I, S. 78). Hieraus zu schließen, die Vorstellungen von den einzelnen Thierarten wären in jenen Jahrtausenden noch nicht objectiv associirt gewesen, wäre wohl voreilig. Das aber glaube ich allerdings aus dieser sprachlichen Thatsache folgern zu dürfen, daß die Thiernamen d. h. Vorstellungen von den Thierarten, gerade so wie sie unter sich verbunden waren, auch mit den Vorstellungen von den Pflanzen und selbst mit leblosen Dingen in Association standen und nicht anders; daß sie folglich auch zweitens, wie sie keine von den Pflanzen und leblosen Dingen streng gesonderte Reihe bildeten, so auch unter sich nicht so innig unter einander associirt waren, wie bei uns heute. Wichtiger nämlich als das Zusammenfassen der Thierarten zu einem Thierreiche ist die Absonderung derselben vom Pflanzenreiche und den leblosen Dingen; und eben erst durch feste und entschiedene Abgrenzung nach außen hin entsteht innige Verbindung nach innen. Das Wort aber entstand in

dem Proceß der äußern Absonderung und innigern Verkettung selbst, ist Ausdruck desselben, d. h. sowohl Ursache als Wirkung. Darum schließe ich vom Wort auf den Proceß.

Die obige sprachliche Thatsache und unser darauf gegründeter psychologischer Schluß gilt noch für die Zeiten Homers; denn das griechische Wort ζῷον ist erst nach Homer entstanden. Nun hören wir aber weiter (das.): „Zu einem Wort von Thier im Unterschied von Mensch hat es die griechische Sprache überhaupt gar nicht gebracht, indem das Wort ζῷον, wie das lateinische animal, alle lebenden Wesen umfaßt", den Menschen mit inbegriffen. Hieraus folgere ich dreist, daß der griechische Volksgeist die Vorstellung vom Menschen viel fester und intensiver mit denen von den Thierarten associirt hatte, als der deutsche Volksgeist, da allerdings unser deutsches „Thier" sich eben so sehr vom Menschen wie von der Pflanze abscheidet. Welch ein Licht fällt nun aus dieser einen psychologisch gedeuteten Thatsache auf die Culturgeschichte und die Geschichte der griechischen Philosophie! Die Griechen und Römer als Volk — und überhaupt nur mit einzelnen Ausnahmen — haben das Wesen des Menschen und Geistes nicht erfaßt, wie die Associationsverhältnisse ihrer Vorstellungen beweisen. Und dieselben Verhältnisse machen es erklärlich, wie man das Denken als materielle Bewegung, den Menschen als mikrokosmisches Abbild des Makrokosmos, und den Kosmos aus vier Elementen, aus zweien, aus einem zu entwickeln streben konnte. Denn alles dies beruht auf einer zu gleichförmigen Association der Vorstellungen ohne die nothwendigen Abstufungen. Die Reihe der Wesen (series rerum) verläuft zu sehr linear, indem sich Reihe an Reihe knüpft, statt sich allseitig und netzförmig auszubreiten und sich nach mannigfachen Richtungen hin zu verflechten. Die Betrachtung aber ist zu wichtig, als daß sie hier an diesem gelegentlichen Orte abgethan werden könnte.

Die andere Weise der Association ist die subjective, die auf dem Zusammentreffen zweier Vorstellungen im Bewußtsein beruht. Sie betrifft Empfindungen, also Dinge und Verhältnisse, die sich mehr oder weniger feststehend zusammenfinden, ohne daß in ihnen, an sich betrachtet, eine wesentliche Hindeutung aufein-

ander läge, weil sie ganz verschiedenen Classen angehören. So ist es die Wahrnehmung des Schnees, bei welcher sich die weiße Farbe mit der kalten Temperatur, die des Himmels, bei der sich die blaue Farbe mit der Form der Höhlung associiren, ohne daß in der Farbe an sich eine Hinweisung auf die Temperatur und die Form läge. Beide treten nur zusammen ins Bewußtsein, und so verbinden sie sich. Dies kann gelegentlich auf einem rein zufälligen Zusammentreffen beruhen, wie wenn die Vorstellung einer Person sich mit der vom Orte, wo wir sie zuerst gesehen haben, associirt. Ja wir verbinden absichtlich ganz verschiedenartige Vorstellungen, wenn wir z. B. Vocabeln auswendig lernen, oder uns die Jahreszahlen der historischen Begebenheiten merken u. s. w. Denn zwischen den Lauten amare und „lieben" ist kein objectiver Zusammenhang, so wenig wie zwischen der Schlacht bei Leipzig und 1813. Hier werden subjectiv und absichtlich Verbindungen geknüpft.

Wir sehen aber zugleich, wie jede Vorstellung nicht bloß mit einer andern, sondern mit vielen andern, theils objectiv, theils subjectiv associirt ist. Also bildet auch jede Vorstellung ein Glied nicht bloß einer Reihe, sondern vieler Reihen. Also kann auch jede Vorstellung, die in das Bewußtsein tritt, nicht nur eine, sondern viele Reihen mit sich hinaufziehen; und, wenn sie, sei es unmittelbar, sei es nach einigem Schwanken, eine Vorstellung mithebt, so geschieht dies immer unter Mitwirkung anderer Umstände, welche die eine oder andere Richtung bevorzugen lassen, wovon wir schon Beispiele gehabt haben.

Die einzelnen Elementar-Laute (Buchstaben) einer Sprache bilden, wie die Empfindungen derselben Art, einen Zusammenhang, ein Continuum. Die Vocale bilden, analog den Farben, ein Dreieck; die Consonanten bilden ein Netz oder einen Rost; denn jeder Consonant steht zu andern nach zwei Seiten hin in Beziehung, erstlich durch das Organ, mit dem sie gesprochen werden (z. B. der Lippenlaut zu jedem Lippenlaut), zweitens durch seine Bildungsweise oder die Art, wie die Lauterzeugung bewirkt wird (z. B. der Hauchlaut zum Hauchlaute, die Media zur Media). Hiermit ist ein den Lauten inwohnender Zusammenhang objectiv gegeben, der nicht erst subjectiv vom Bewußtsein gestif-

tet zu werden braucht: b, p, m bilden, wie b, g, d, eine objective Reihe durch ihre Natur, von der das Bewußtsein unbewußt beherrscht wird. Ohne daß der Sprechende es zu wissen braucht, und ohne daß, wenn er es schon weiß, er daran zu denken nöthig hätte, wirken in Bezug auf diese Laute die Gesetze der Reihen-Reproduction.

Die Sprachlaute bilden aber auch noch in einer andern Weise Reihen, nämlich durch ihre Zusammenfügung zum Worte. Dies ist eine subjective Weise. Im Worte „Vater" bilden die betreffenden Laute eine feste Reihe, ohne daß in jedem einzelnen, an sich betrachtet, ein Grund zum Anschluß an den andern läge. Nur unsere Gewohnheit des Sprechens bindet dieselben in solcher Form zu einer Reihe zusammen. Selten aber, daß die subjectiven Reihen mit den objectiven zusammenfallen werden; denn jene sind nach einem Gesichtspunkte gebildet, bei denen diese gar nicht berücksichtigt werden konnten. Hier wirkt Natur nach stiller Nothwendigkeit; dort folgt der Geist den selbstgegebenen Gesetzen. Daher sind Conflicte möglich zwischen ihnen.

Es ist aber auch noch ein dritter Punkt in Betracht zu ziehen. Der Mensch ist das genußfähigste und genußsüchtigste aller fühlenden Wesen: er hat sich ein ganz eigenes Reich des Genusses geschaffen, ein Reich des Spiels und, auf der höchsten Stufe, der Schönheit. Dieses Spiel, dieser Schönheitstrieb, mischt sich auch in allen Ernst des Menschen, ganz unbewußt. Alles was nützt, soll nicht bloß durch seinen Nutzen, sondern auch an sich selbst, durch seine Form erfreuen, soll gefallen — auch die Sprache. Sie soll wohl lauten. Was aber Natur wirkt, was Geist schafft, gefällt nicht immer. Dann, soweit der Zweck es verträgt, greift der unbewußte Spieldrang ein; und, oft unbewußt, gestaltet er das Product der Natur, das Werk des Geistes, ein wenig um, oder leitet Natur und Geist ein wenig von ihrer gesetzmäßigen Bahn ab und läßt sie, ohne sie zu stören, Gefälliges hervorbringen. In der Sprache gibt sich dieser Schönheitssinn zunächst kund durch unbewußtes Streben nach Wohllaut.

Ich muß wohl hier näher erklären, was ich unter dem unbewußten Streben des Schönheitstriebes verstehe; das bloße Bei-

wort „unbewußt" genügt vielleicht nicht, um Mißverständnisse abzuhalten. Wir dürfen uns auch hier nicht von dem Boden des psychischen Mechanismus entfernen; denn wir sprechen ja hier nicht von dem Wohllaut einer gefeilten Rede, sondern von dem einer Volkssprache. Ich meine nun folgendes. In allem Gefallen oder Mißfallen liegt eine reale ästhetische Beurtheilung. Was mir gefällt, ist von meinem Gefühl stillschweigend für schön erklärt, und umgekehrt, was mißfällt, für häßlich.

Wir erinnern uns auch der Gefühle, eben so wohl wie der Empfindungen. Jedes Gefühl ist aber innig associirt mit der Vorstellung von dem Gegenstande, welcher es erregt hat. Sie rufen sich gegenseitig in die Erinnerung, und hierauf beruht das Streben, der Trieb in seiner ursprünglichsten Form. Rein mechanisch weckt die Vorstellung eines Gegenstandes das mit ihm associirte Gefühl, Gefallen oder Mißfallen, und dieses jene; und eben so mechanisch wird die Vorstellung eine bewegende Kraft, wirkend auf die Organe des Leibes und sie in Bewegung setzend, zur Herbeiholung jenes Gegenstandes, um die Erinnerung des Gefühls in wirkliches Fühlen zu verwandeln.

Es habe nun zufällig irgend eine Lautverbindung ertönt; sie habe mißfallen: dann wird, sobald dieselbe sich im Laufe der Rede wieder einzustellen veranlaßt ist, der bloße Gedanke an sie — da doch jedes Wort, bevor es gesprochen wird, um ein kleines Zeittheilchen zuvor gedacht wird — jenes Mißfallen erregen, das unmittelbar eine Bewegung der Organe erzeugt, durch welche die Ursache des Uebellautes umgangen wird; und zwar wird dies um so sicherer geschehen, wenn eine nahe verwandte Lautverbindung, welche mit der mißfallenden durch objective Verhältnisse associirt ist, schon einmal als wohllautend gefühlt worden ist: dann wird diese unmittelbar ins Bewußtsein gezogen und wird an Stelle jener ertönen. Die wohllautende Verbindung wird nicht gesucht. Sie ist zuerst einmal zufällig entstanden, hat gefallen, wird gebilligt und gern wiederholt, sobald sie durch irgend eine Association in Erinnerung gebracht wird. Und so können wir mit Cicero, dem feinfühligen Stylisten sagen: sensus invenit artem.

Uebellaut entsteht aber bald durch das Zusammenstoßen gar

zu heterogener Elemente, bald durch die Berührung gar zu homogener. Denn Schönheit verlangt Mannigfaltigkeit, aber in Harmonie. Wo diese fehlt, tritt als eins der abhelfenden Mittel Assimilation ein; der Mangel des Wechsels bewirkt den entgegengesetzten Proceß der Dissimilation, welcher im Griechischen noch regelmäßig auftritt und sich eben so wohl auf Vocale als auf Consonanten erstreckt. So wird τίθημι statt θήθημι. Doch bleiben wir bei der Assimilation.

Der Zweck der Rede fordere z. B. die Anfügung der Endung tum an ein Verbum, es sei die Wurzel ag. Diese Form wird bedingt durch ein vorangehendes Wort. So kann tum früher gedacht sein als ag. Nun ist aber t objectiv mit c, aber nicht mit g associirt; denn jene sind beide Tenues; g ist aber ebenfalls mit c verbunden, und so wird auf c von zwei Seiten her gewirkt, während g nur einfach vom allgemeinen Zweck der Rede, welcher die Wurzel ag fordert, schwach gehoben wird. Darum konnte leicht c das g überholen und verdrängen. Es ist auch zu erinnern an die oben (S. 118) erwähnte Einfließung der Vorstellungen. Selten nämlich ist unser Bewußtsein ein leerer Raum, wie etwa wenn wir aus traumlosem Schlafe eben aufwachen; sondern meist und regelmäßig findet eine Vorstellung, die in das Bewußtsein gelangt, schon eine andere in ihm vor. Mit dieser geräth sie nothwendig in Berührung, und nicht bloß in ein Associationsverhältniß, sondern schmiegt sich auch leicht der Natur derselben an, nimmt von deren Wesen in das ihrige auf, wird von ihr beeinflußt. Die der Seele innewohnende Unterscheidungskraft wirkt nicht absolut und ist nicht immer so energisch, um nahe Verwandtes streng zu sondern; sie sieht das zweite gefärbt vom ersten, das n gefärbt von p, d. h. als m. So wird dann wohl ein n, welches sich an ein im Bewußtsein vorhandenes p anschließen soll, gar leicht zu m; g, das sich an t fügen soll, zu c. — Kommt endlich noch hinzu, daß die Verbindung gt schon einmal, rein im Dienste des Zweckes, gesprochen, aber als übellautend gefühlt war, dagegen ct ebenfalls schon anderweitig vom Zwecke gefordert und als wohllautend gebilligt war, so muß die Verbindung gt unmittelbar durch das ihr eigene Unbehagen das ihr so nahe stehende ct mit dem die-

sem anhaftenden Behagen reproduciren und damit schnell die Aussprache ct erzeugen. So war die Assimilation bewirkt, ohne daß man sich derselben hätte bewußt zu werden brauchen.

Durch die vorstehenden Betrachtungen werden wir auch in den Stand gesetzt sein, die Attraction zu erklären; denn es sind bei ihr wesentlich nur die Punkte in Betracht zu ziehen, die bei Gelegenheit der Assimilation schon erwogen sind, und hier wie dort kommen dieselben Grundsätze in Anwendung. Wenn wir aber höchstens die vorschreitende Assimilation, die immer nur vereinzelt vorkommt und wohl in keiner Sprache ein regelmäßig eintretender grammatischer Proceß geworden ist [1]), aus dem bloßen Mechanismus der Organe erklären konnten, die rückwirkende dagegen vorzüglich vom psychischen Mechanismus ableiten mußten: so haben wir uns jetzt zur Erklärung der Attraction noch entschiedener an die Mechanik der Seele zu wenden.

Zunächst aber ist der Kreis der thatsächlichen Erscheinungen weiter zu ziehen, als oben geschehen ist. Es seien unter Attraction alle die Fälle begriffen, wo ein prädicatives oder attributives Wort eine Verbindung eingeht und demgemäß eine Form erhält, welche mit der gewöhnlichen grammatischen Fügung nicht übereinstimmt.

Nach dieser Bestimmung erhalten wir einfachere Fälle der Attraction, welche uns ihr Wesen klarer zeigen. So ist es Gesetz, daß das Prädicat im Numerus mit dem Subject congruire; aber wir sagen dennoch z. B. „dies sind seine Worte", obwohl das Subject „dies" im Singular steht. Herodot sagt wiederholt: die Länge, der Umfang sind sechs, sieben Stadien. Umgekehrt steht auch der Singular des Verbums beim Subject im Plural: amantium rixae amoris integratio est. Wenn in Wendungen wie „dies ist . . ." der Grieche und besonders der

---

1) Im Hebräischen findet bei Vorsetzung der Bildungs-Sylbe hit vor Verben, die mit Zischlauten beginnen, zuerst rückwirkende Assimilation statt; also: hitsch, aber hids. Hierauf erfolgt die Umstellung: hischt, hisd, wodurch der Schein der vorschreitenden Assimilation entsteht.

Römer das Demonstrativum nicht als Neutrum setzen, sondern es mit dem folgenden Substantivum congruiren lassen, so ist auch dies Attraction: *πάντες οὗτοι νόμοι εἰσὶν οὓς τὸ πλῆθος . . . ἔγραψε* „alles das sind Gesetze, was das Volk . . . verordnete". — Im Hebräischen findet sich eine eigenthümliche Verschiebung der Congruenz. Wenn nämlich auf das Subject ein Genitiv d. h. ein attributives Substantivum folgt, so tritt wohl das Prädicat in den Numerus und das Genus des attributiven Substantivs. In dem Liede 1. Sam. 2, 4 heißt es: „der Bogen der Helden sind gebrochen". Das Wort „gebrochen" hat auch im Hebräischen den übertragenen Sinn von „bestürzt". Eben so ist in den Sätzen 1. Moses 4, 10 „die Stimme des Blutes deines Bruders schreit" und 1. Kön. 1, 41 „die Stimme der Stadt tost" das Prädicat mit „Blut" und „Stadt" in Congruenz gesetzt; und dem entsprechend sagt Sophokles (Antig. 988.); *ἀγνῶτ' ἀκούω φθόγγον ὀρνίθων κακῷ κλάζοντας οἴστρῳ*, wo *κλάζοντας* rücksichtlich des Numerus nicht mit *φθόγγον*, wie die Regel fordert, sondern mit *ὀρνίθων* congruirt. — Wenn nun auch der Grammatiker seine Aufgabe erfüllt glauben darf, sobald er für eine Thatsache Analogien in der Sprache und eine den Sinn wiedergebende Umschreibung gefunden hat: so beginnt doch für uns hier erst die Aufgabe, nämlich zu zeigen, wie der Dichter so hat schreiben können? Mag doch immerhin in den Worten: „Der Bogen der Helden sind gebrochen" wirklich der Sinn liegen: „Mit Bogen bewaffnete Helden sind bestürzt"; der Dichter hat doch eben nicht so gesprochen. Es ist zu zeigen, wie er zu seiner Wendung gekommen ist.

Wir können ohne Schaden unsern Kreis noch weiter ausdehnen, wenn wir Attraction überhaupt da sehen, wo ein Wort die Form eines anderen, ihm dem Sinne und Raume nach nahestehenden Wortes annimmt gegen die Gesetze der Wortverbindung. Dann finden wir im Deutschen zwei ihm ganz eigenthümliche, regelmäßig wiederkehrende Fälle der Attraction. Wir sagen nämlich: „Ich habe zeigen wollen" statt „gewollt"; und so setzen wir überhaupt von den Verben „wollen, müssen, sollen, können, heißen" nach einem Infinitiv statt des geforderten Participiums wiederum den Infinitiv. Hierin sieht Hr. Dr. Mahn

eine Attraction. — Ferner findet sich bei guten Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts, auch bei Göthe, eine eigenthümliche Behandlung von Relativ-Sätzen. So erzählt G. Forster (Sämmtl. Schriften I, S. 213.) von einem Seefahrer: „Er blieb zehn Tage lang auf der Insel Tahiti, genoß in dieser Zeit von den Einwohnern viel Achtung und Freundschaft, die er treulich erwiederte, und dem liebenswürdigen Charakter dieses Volkes überhaupt Gerechtigkeit widerfahren ließ". Solch eine Satz-Verbindung gilt uns heute für fehlerhaft. Heyse z. B. (Lehrb. d. deutsch. Spr. II. S. 756.) warnt davor als vor einer falschen Zusammenziehung der Sätze. Ich sehe aber darin vielmehr die Anziehung eines Satzes „und ließ Gerechtigkeit widerfahren" durch den vorangehenden Relativ-Satz. Daß dieser Satzbau nicht etwa Folge bloßer Nachlässigkeit ist, beweist schon die Häufigkeit, in der sich diese Attraction findet (das. S. 213. 229. 245. 260. 286., also etwa auf 100 Seiten fünfmal). Eine solche Construction dürfen wir von unserem psychologischen Standpunkt aus nicht unbeachtet lassen [1]).

Man hat auch schon längst bemerkt, daß eine im Griechischen und Lateinischen vorkommende Verschränkung des Relativ-Satzes und überhaupt des untergeordneten Satzes mit dem Hauptsatze eine der Attraction verwandte Erscheinung sei, und es wird uns in der Erklärung der Attraction fördern, wenn wir auch sie mit in unsere Betrachtung ziehen. Ich meine nämlich die Erscheinung, daß das Substantivum, auf welches sich das Relativum bezieht, in den Relativ-Satz selbst aufgenommen wird, und daß umgekehrt von Substantiv-Sätzen das Subject in den Hauptsatz gezogen wird; wobei übrigens die gewöhnlichen Rectionsverhältnisse beobachtet werden. Während wir uns z. B. etwa so ausdrücken würden: „Die Natur hat den Thieren, denen sie Thiere einer anderen Gattung als Nahrung angewiesen hat, entweder Stärke oder Schnelligkeit verliehen", sagt Cicero: Quibus bestiis erat is cibus, ut alius generis bestiis vesce-

1) Aehnliches findet sich allerdings auch im Griechischen (vergl. Krüger, Griech. Sprachl. 59, 2, a. 6.), wo überhaupt eine große Freiheit relativer Verbindungen herrscht.

rentur, aut vires natura dedit, aut celeritatem. Bei Aristophanes, der ein ziemlich getreues Bild der lebendigen Umgangssprache Athens giebt, heißt es statt „Die Götter, zu denen ich bete“ mit der Verschränkung: „Zu welchen Göttern ich bete, sind andere“ *ἕτεροι γάρ εἰσιν οἷσιν εὔχομαι θεοῖς*. Die Verschränkung des Substantiv-Satzes nennt man Anticipation, und sowohl für sie, als auch für die erstere finden sich Beispiele schon bei Homer. So statt „wartend, bis der Aeakide ...“ Il. 9, 191 „wartend auf den Aeakiden, wann er aufhören würde zu singen“ *δέγμενος Αἰακίδην ὁπότε λήξειεν ἀείδων*, und bei Plato unzählige Male: „untersuchen, wissen eine Sache, wie sie ist“[1]).

Nachdem wir so den weiten Kreis der zu betrachtenden Thatsachen, wenn auch nicht durchmessen, doch wenigstens angedeutet haben, besinnen wir uns auf die anzuwendenden psychologischen Grundsätze.

Der Satz ist eine Reihe von Wörtern. Diese Reihe ist aber nur für den Hörenden und Lesenden eine fertige, gegebene Reihe; für den Redenden selbst ist sie dies nicht, für ihn ist sie eine sich bildende, eine werdende; sie wird, indem sie abläuft. Denn Sätze liegen nicht fertig in unserem Gedächtnisse, wie Wörter, so daß man sich ihrer nur einfach zu erinnern hätte. Der Mechanismus der Seele hat hier nicht bloß zu reproduciren, sondern zu produciren; aus wiedererinnerten Wörtern werden neue Reihen, Sätze, gebildet. — Ueberdies sind nun noch die Wörter viel selbstständigere Elemente, als die Buchstaben oder Sylben; unser Gedächtniß hat nur Wörter einzeln für sich, die alphabetischen Laute und Sylben liegen als solche, vereinzelt, gar nicht im Gedächtnisse, sondern nur als Wörter oder zu Wörtern vereinigt. Daher sind die Laute als Glieder eines Wortes viel fester mit einander associirt, als sich jemals Wörter an einander reihen können; und also lassen sich die Wortreihen nicht so leicht reproduciren als die Lautreihen.

Ist es demnach einerseits die Freiheit der Schöpfung und

---

1) Auch in diesem Beispiele liegt ein Fall vor, wo wir verdichteter reden würden. Wir würden kurzweg sagen: „Ich kenne dich“ ohne hinzuzufügen, wie der Grieche thut, „wer du bist“.

die Sprödigkeit des zu verwendenden Stoffes, welche dem Mechanismus Schwierigkeit bereitet: so gibt es andererseits noch eine besondere, gänzlich außer ihm liegende Beschränkung, der er sich unterwerfen soll, nämlich die Gesetzlichkeit der Sprache und des Gedanken-Inhaltes. Denn es ist eine bestimmte äußere oder innere Wahrnehmung mit ihren objectiven Verhältnissen, welche im Gedanken erfaßt werden soll; es ist eine eigenthümliche Volkssprache mit ihrer festen Grammatik und ihrer Redewendung, deren sich der Geist zum Denken und Darstellen bedient. So ist jeder Satz durch das objective Sachverhältniß und die Eigenthümlichkeit der Sprache nach seinem ganzen Bau und den Formen und der Folge seiner Glieder prädisponirt. Es soll also durch den psychischen Mechanismus eine freie, aber gesetzlich bestimmte Schöpfung bewirkt werden.

Es ist aber auch, nach dem was oben (S. 108 ff.) über die Natur der zur Einheit zusammenzufassenden Reihen gesagt ist, schon klar, daß der Mechanismus die Aufgabe der Satzbildung gar nicht lösen kann ohne die Hülfe der schwingenden Vorstellungen. Wie von diesen überhaupt alle geistigen Schöpfungen ausgehen, so hoffe ich auch, wenig von den wirklichen Verhältnissen abzuirren, wenn ich annehme, daß sich der Gedanke seinem logischen Inhalte nach zunächst unter den schwingenden Vorstellungen mit einem Ruck bilde, wenn auch dieser Ruck oft genug erst nach mancherlei Hemmungen erfolgt. Wir müssen, denke ich, annehmen, daß nicht nur die Vorstellungen selbst, welche einmal im Bewußtsein gebildet sind, ihrem bloßen Stoffe nach, dem geistigen Schatze anvertraut werden, sondern daß auch die Verhältnisse, in denen sie jemals gedacht wurden, ihnen als eine gewisse Reizbarkeit innewohnend bleibt. Wenn daher eine Vorstellung auf irgend eine Veranlassung hin wiedererinnert wird, so macht sich auch sogleich ihre Reizbarkeit gegen die anderen Vorstellungen geltend, welche gleichzeitig erregt sind. Der Schatz der Vorstellungen, der hinter oder unter unserem Bewußtsein liegt, bildet nicht einen Haufen form- und beziehungsloser, vereinzelter Sandkörner, sondern einen Zusammenhang reizbarer Elemente. Wie im organischen, animalischen Leibe Nerv und Muskel und Knochen auf einander wirken, wie Gefühle und Bewegungen sich in

einem Reflex-Verhältnisse gegenseitig erzeugen, so wirken auch die Vorstellungen auf einander. Vermöge solcher Reizbarkeit geschieht es, daß die durch irgend eine äußere oder innere Wahrnehmung erregten Vorstellungen nicht in Vereinzelung hervortreten und erst vom Bewußtsein aneinander gefügt werden; sondern die gleichzeitig erregten treten sogleich in die der Sache entsprechenden Beziehungen zu einander. Weil sie eben den Verhältnissen der Wirklichkeit entsprechen sollen, können sie nur selten sich zur Reihenform verbinden; meist werden sie, wie die Dinge selbst, Complexe bilden, die wir uns stereometrisch vorstellen müssen, wenn wir ein sinnliches Bild dafür suchen. Die schwingenden Vorstellungen sind keineswegs an die Reihenform gebunden, welche nur durch die Enge des denkenden Bewußtseins bedingt wird, in welchem sie ja noch nicht sind. Der in sich mannigfach verschlungene Vorstellungs-Complex nun, welcher sich in Folge und nach Gemäßheit der erregenden Wahrnehmung vermöge der jeder Vorstellung innewohnenden Reizbarkeit schon hinter dem Bewußtsein gebildet hat, tritt dann gliedweise hervor, indem nach der Mechanik des Bewußtseins die schwingenden Vorstellungen eine nach der anderen, aber in gegenseitiger Beziehung und in bestimmter Reihenfolge, durch das Bewußtsein ziehen. So löst sich der Complex schwingender Vorstellungen auf in den Satz, d. h. in eine Reihe bewußter Vorstellungen. Denn wir müssen den Vorstellungen eine doppelte Reizbarkeit zuschreiben, eine objective, welche ihnen zukommt, insofern sie der Wirklichkeit entsprechen, der geistige Reflex der Wirklichkeit sind; und eine subjective, welche sie — da doch jede Vorstellung zuerst im Bewußtsein gebildet ist — durch die Bestimmungen des bewußten Denkens und Redens erhalten. (Vergl. oben S. 133 u. 134.) Und wie nun überhaupt die Schwingung der Vorstellungen nur der Ausdruck ist für ihren Zustand des Strebens nach dem Bewußtsein: so liegt auch in jedem Complex von schwingenden Vorstellungen der Trieb, sich in eine Reihe bewußtgedachter Vorstellungen zu zerlegen [1]). Nur

---

1) Auf dem Mangel an Unterscheidung zwischen schwingenden und bewußten Vorstellungen scheint es mir zu beruhen, wenn Herbart irrthümlich behauptet, das Denken an sich sei nicht an die Reihenform des Urtheils gebun-

der Redner wird leicht und fließend sprechen, bei dem die objective und die subjective Reizbarkeit der Vorstellungen so groß und lebhaft ist, daß sie sich noch schwingend, noch hinter dem Bewußtsein, schnell der Wirklichkeit angemessen compliciren und dann abermals von selbst, rein mechanisch, zur Satzform entfalten; wer sie erst einzeln ins Bewußtsein heben und sie hier zum Satz vereinigen will, spricht nothwendig mühselig, langsam und zögernd, sich besinnend und suchend nach Wort und Verbindungsform. So gut wie der Hörer und Leser den Satz erst erfaßt, wenn er das letzte Wort mit allen anderen in ihrem gegenseitigen Verhältnisse zusammen ergriffen hat, und sich darauf von selbst der Satz zu einem Complex schwingender Vorstellungen zusammenballt: so kann auch der Redner den Satz sicher und leicht nur aussprechen, wenn er umgekehrt den Complex beim Beginn des Sprechens schon fertig hat, und dieser Complex in seinen einzelnen Elementen derartig schwingt, daß die Schwingung von selbst die Auflösung in die vom Satze geforderte Reihe bewirkt.

Regelrechtes und leichtes Reden wird also nach seiner psychischen Seite doppelt bedingt: von der angemessenen Gruppirung der schwingenden Vorstellungen und von der Mechanik, nach welcher dieselben ins Bewußtsein gezogen werden. Jene Gruppirung hängt von der objectiven, diese Mechanik von der subjectiven Reizbarkeit der Vorstellungen ab. Die eigentliche Schöpfung des Gedankens geschieht noch gänzlich außer dem Bewußtsein. Schon dort müssen sich die zur Auffassung der gegebenen und zu erkennenden Sache geeigneten Vorstellungen — gemäß der psychologischen Mechanik — vollständig darbieten und in die entsprechenden Verbindungen fügen. Bei diesem Proceß, in welchem sich eine Erkenntniß bilden soll, können Irrthümer entstehen: in-

---

den; diese werde ihm nur von der Sprache aufgedrängt. Wir müssen, denke ich, sagen: Die Erkenntniß braucht und darf sogar meistentheils nicht in Vorstellungs-Reihen liegen; sie ist so complicirt wie das, was sie erkennt. Von ihr verschieden aber ist das Denken, jene specifisch psychologische Thätigkeit, welche Bewußtheit schafft. Die bewußte Erkenntniß ist das complicirte und ruhende Ergebniß des bewußten und bewegten Denkens, welchem, weil es bewußt und bewegt ist, die Reihenform unumgänglich nothwendig wird.

dem entweder die geeigneten Vorstellungen überhaupt fehlen; oder, wenn schon diese vorhanden sind, indem sie durch ungeeignete Associationen sich falsch fügen. Dies geht uns hier nichts an, wo es sich bloß um den sprachlichen Ausdruck der Erkenntniß handelt, mag diese richtig oder unrichtig sein. Aber auch dieser sprachliche Ausdruck ist in so fern schon außer dem Bewußtsein vorgebildet, als jedes Element der erkennenden Vorstellungs-Gruppe auch von Seiten seiner subjectiven Reizbarkeit schwingt; und in diesen Schwingungen liegt eben die gegenseitige Bestimmbarkeit eines Wortes durch das andere, wie das Wesen des Satzes und der Rede sie erfordert. Nun sind aber einestheils diese gegenseitigen Bestimmungen der Wörter im Satze so mannigfach und kunstvoll, so bestimmt und scharf gegliedert, so innig auf das Ganze, den Zweck, oder Sinn des Satzes bezogen und eben darum alles Einzelne mit ihm und untereinander so eng verflechtend; und anderentheils hat doch jede Vorstellung außer den Beziehungen, welche gerade mit dem bestimmten Zusammenhange in diesem jetzt zu sprechenden Satze gegeben sind, noch eine so weite Reizbarkeit, die jetzt freilich schweigen soll, weil ihre Befriedigung mehr oder weniger störend eingreifen würde, die aber dennoch leicht Anlaß findet hervorzubrechen: — kurz, wir haben hier ein so feines und verwickeltes Getriebe vieler kleinster Rädchen, welche sich in genau bestimmter Richtung und Folge bewegen und stehen bleiben sollen: daß man sich nicht wundern kann, wenn sich manche bloß mögliche und streng genommen verbotene Bewegung unter die zweckmäßigen und gebotenen mischt und hier bald verdrängt, bald abändert. Die Schwingung also ermöglicht neben dem richtigen, angemessenen Satzbau auch jede Abweichung und jeden Fehler.

Was nun aber so in der Seele vorgeht, das verrathen uns die gesprochenen Laute. Denn indem sie mit den Seelenregungen, den Vorstellungen an sich und ihren Bestimmungen im Satze, associirt sind, werden sie uns der treue Spiegel der Vorgänge in der Seele. Die oben dargelegten psychologischen Grundsätze aber werden für die uns hier vorliegende Aufgabe genügen.

Schon ein geringes Nachdenken wird zeigen, daß die Verschränkung der Sätze eine besondere Erscheinungsform der Verschränkung oder Kreuzung der Reihen darstellt; daß die Attraction aber theils auf dem Einfluß einer Vorstellung auf die andere und einer Reihe auf die andere, theils auf einer vollen Verschmelzung beruht. Solche Abweichungen oder Verschiebungen im Ablaufe der Reihen sind gerade um so leichter möglich, als wir es hier immer nur erst mit einer Disposition zur Reihe in einem Complex schwingender Vorstellungen zu thun haben. Da nun bei solcher Disposition die wirkliche Reihe immer erst noch zu bilden ist, so erfährt diese leichter Störungen, als eine schon gebildete Reihe, die nur wiederholt werden soll.

Bei der Verschränkung — von der wir ausgehen müssen, weil sie der einfachere, klarere Proceß ist — haben wir zwei Sätze, d. h. zwei Reihen, von denen sich die eine, die relative, an die andere, die Hauptreihe, anlehnt; z. B. Dies ist die wahre Tugend, von der du vorhin sprachst. Diese Anlehnung ist sowohl vom Inhalte des Gedankens gegeben, als auch grammatische Forderung, die eben durch das Relativum vollständig befriedigt wird. Daher kann es die gewöhnliche, regelmäßige Satzverbindung für den Ausdruck der Anlehnung eines attributiven Satzes an das betreffende Substantivum des Hauptsatzes bei dem Pronomen relativum in der gehörigen Congruenzform bewenden lassen. Bei der Verschränkung der Sätze aber kommt dies hinzu, was keineswegs gefordert wird, daß ein Glied der einen Reihe — nämlich das Substantivum des Hauptsatzes, worauf sich das Relativum bezieht — sich aus seinem dortigen Zusammenhange auslöst und in die angelehnte Reihe tritt, um hier einen neuen Platz mit der ihm nun angemessenen Formung zu finden: „Von welcher Tugend du vorhin sprachst, ist die wahre“. Ja, dies ist nicht bloß keine grammatische Forderung, sondern ist gegen dieselbe und hat nicht bloß etwa für uns, sondern auch für den Griechen und Römer und jeden überhaupt das Unangemessene, daß hierdurch in dem einen Satze eine fühlbare Lücke, im anderen eine Ueberfüllung entsteht, — eine Unangemessenheit, die nur wenig dadurch gehoben wird, daß oft das Substantivum im Hauptsatze durch ein Demonstrativum ersetzt wird: „Von wel-

cher Tugend du sprachst, diese ist die wahre". Ganz abgesehen aber hiervon — und ich gestehe ja gern zu, daß das im Allgemeinen Unangemessene für den besondern Fall das höchst Angemessene sein kann, und werde dies bald auch in unserm Falle zu zeigen suchen — also abgesehen von ihrer Regelmäßigkeit oder Unregelmäßigkeit, ist diese Verschränkung eine Eigenthümlichkeit der classischen Sprachen, die sich bei uns nicht findet. Selbst aber auch, wenn sie in unserer Sprache und in allen die allergewöhnlichste und regelrechteste Wendung wäre, hätte die Wissenschaft die Pflicht, sie aus psychologischen Gründen zu erklären.

Um nun solche Verschränkung zu begreifen, müssen wir an die Natur des relativen Pronomens überhaupt denken. Da sich dasselbe immer auf ein Substantivum (oder stellvertretendes Demonstrativum) bezieht, so sollte man meinen, dieses Substantivum müsse dem Relativum immer vorangegangen sein, wie dies auch in unseren neueren Sprachen der Fall ist. Diese Stellung jedoch des Relativ-Satzes hinter dem Substantivum, welches er attributivisch bestimmt, ist nur durch die grammatischen Verhältnisse bedingt. Der Inhalt des im Satze ausgedrückten Gedankens an sich betrachtet läßt eben so wohl die umgekehrte Stellung zu, wie auch das einfache attributive Adjectivum so wohl vor als hinter seinem Substantivum stehen kann: vir bonus, bonus vir; denn so weit die psychologische Bewegung der Vorstellungen vom Inhalte bedingt wird, kann der Sinn des Relativ-Satzes recht wohl vor dem Substantivum in das Bewußtsein kommen.

Es handele sich z. B. um jene berühmte Anklage gegen Sokrates, er bekenne sich nicht zur athenischen Staats-Religion. Wer irgend ein dunkles Gerücht oder vielmehr Geschwätz vom Daimonion des Sokrates gehört hatte, der konnte sich sicherlich wenig oder gar nichts Positives dabei denken. Dagegen brach augenblicklich das negative Urtheil hervor: Dieses Daimonion gehört nicht zu den Göttern, die der Staat verehrt; diese werden also von Sokrates nicht verehrt. Also wäre wohl die natürliche Ordnung der Wörter, in welcher sich die Anklage auszusprechen hat, d. h. diejenige Folge der Wörter, welche dem Ablauf der Vorstellungen im Bewußtsein entspricht, etwa die folgende: Die vom Staate verehrten Götter werden von ihm nicht verehrt. Denn

dem Daimonion, dem vermeintlichen individuellen Gotte des Sokrates, gegenüber sind es die Götter des Staates, welche, von jenem negirt und ihn negirend, ins Bewußtsein treten; sie werden unmittelbar von der Vorstellung des Daimonion gehoben: und der ganze Inhalt dieser Vorstellung ist wesentlich nur ein negativer, und zwar Negation der Staats-Götter [1]). Diese stehen also im Vordergrunde des Bewußtseins und finden daher auch im Worte zuerst ihren lauten Ausdruck. Aber noch schärfer und zugespitzter ist es der Gegensatz des Staates gegen das Individuum Sokrates in der Gottesverehrung. Die Vorstellung der Götter bildet also den festen Punkt, von dem aus auf der einen Seite der Staat mit seiner Verehrung, auf der anderen Sokrates mit der seinigen steht. Nun ist die Vorstellung der staatlichen Verehrung derartig auf die der Götter bezogen, daß diese Beziehung recht passend durch einen Relativ-Satz ausgedrückt wird. Sollte aber der Relativ-Satz nur hinter dem Substantivum, zu dem er gehört, stehen können: so würde hier ein offenbarer Widerstreit zwischen den Gesetzen der Sprache und der Bewegung der Vorstellungen stattfinden. Was durch die letztere vorangestellt ist, soll nach jener hinten nachfolgen. Einen solchen Widerstreit könnten wir uns recht wohl als möglich denken; denn es gibt Sprachen, welche jenes Gesetz haben, und doch könnte in dem Complex der schwingenden Vorstellungen die Disposition zum Relativ-Satze, der hier so passend ist, die ihm nöthigen Formen ins Bewußtsein treiben. Dann wird nothwendig zuerst eine Unordnung im Sprechen entstehen, ein gewisses Zögern. Nur ein, wenn auch noch so schnelles Besinnen kann den Streit zwischen sprachlicher und psychologischer Bewegung ausgleichen: entweder wird auf Kosten des natürlichen Vorstellungsverlaufes die

---

1) Der Vorwurf des Atheismus enthält ein negatives Urtheil, nämlich: „Er glaubt nicht, was wir glauben"; das negative Urtheil ist aber ein unendliches, unbestimmtes. Solche unendliche Urtheile geben dem Gedanken nichts zu denken; um so mächtiger wirken sie, wenn sie beim gedankenlosen Menschen Interesse erregen, auf Phantasie und Gemüth, welche in ein unbestimmtes und darum außerordentlich heftiges Wogen und Stürmen versetzt werden. Darum war der Vorwurf des Atheismus zu allen Zeiten eine furchtbare Waffe in der Hand der Bosheit, da es an erregbaren gedankenlosen Menschen nie fehlt.

zuerst auftretende Vorstellung, der Grammatik zu Liebe, hintergeschoben: „die Götter, welche der Staat verehrt"; oder der sprachliche Ausdruck wird abgeändert und eine steifere Form gewählt, der natürlichen Ordnung der Vorstellungen zu Liebe: „die vom Staate verehrten Götter". In beiden Formen würde der Knoten mehr zerhauen, als gelöst; denn in jeder Entscheidung wurde einer Seite eine Beeinträchtigung zugefügt. Die beiden classischen Sprachen, mehr gewöhnt als die unsrige, sich dem psychologischen Verlaufe der Vorstellungen anzuschließen, und fügsamer dazu, dies zu vollführen, haben auch die Freiheit, den Relativ-Satz voranschicken zu können, und verdanken diese Freiheit dem psychischen Mechanismus. Man hat nicht geklügelt darüber, wie es wohl anzustellen sein dürfte, daß man unbeschadet der Entschiedenheit der grammatischen Beziehung den Relativ-Satz voranschicken könne; sondern dem Zuge der Vorstellungen folgend, schickte man ihn voran. Da er aber gar nicht zu denken war, ohne zugleich das Substantivum, auf das er sich bezieht, mitzudenken; da er also unmittelbar mit sich auch dieses ins Bewußtsein hob, so wurde dasselbe von ihm in ihn hineingezogen und mit seinen eigenen Gliedern verwebt; besonders tritt es gern in die Nähe des Verbums, welches, überhaupt das mächtigste Glied, auch in nächster Beziehung zu ihm steht. So wird es nun vom Verbum des angelehnten Satzes gerade wie das Relativum regiert, welches auch immer sein Verhältniß zum Hauptsatz sein mag, von dem es abgerissen ist. Demgemäß lautete die Anklage: *ἀδικεῖ Σωκράτης, οὓς ἡ πόλις νομίζει θεοὺς, οὐ νομίζων.*

Psychologisch betrachtet liegt also hier folgendes Verhältniß vor. Es sind zwei Reihen gegeben, welche sich, so zu sagen, durchkreuzen, indem sie ein Wort — das Substantivum des Hauptsatzes, welches der Relativ-Satz bestimmt — gemeinschaftlich haben. Das Pronomen relativum ist nur Zeichen dieser Gemeinsamkeit oder Kreuzung. Es hat zwar seinen Platz im Relativ-Satze als ein bestimmtes Glied desselben, sei es als Subject oder als Object; dennoch trägt es zum Inhalte desselben so wenig bei, wie überhaupt eine Conjunction zum Inhalte des Satzes beiträgt, den es mit einem andern verbindet; nur die Beziehung dieses Inhaltes zu anderm Inhalte wird durch

die Conjunction und das Relativum bestimmt. Darum nennen wir sie Formwörter[1]). Das Relativum unterscheidet sich aber dadurch, daß es einen Satz nicht, wie jene, auf einen andern Satz bezieht, sondern zunächst nur auf ein Substantivum eines andern Satzes. Dies thut es aber, indem es auf dieses Substantivum hinweist als auf ein Wort, das im Relativ-Satze, sei es als Subject oder Object oder Genitiv, zu ergänzen ist. Denn der Relativ-Satz bezieht sich eben insofern auf ein Substantivum, als ihm dasselbe fehlt. Diese Lücke füllt das Relativum nicht aus, es deutet sie nur an. Indem es aber ganz die Form an sich trägt, welche das Substantivum im Relativ-Satze haben müßte, dasselbe Genus, denselben Numerus und Casus, so weist es auch dorthin, woher jene Lücke zu ergänzen ist, und so ist es eben Hinweisung auf die Kreuzung der Reihen. Wenn nun auch das beiden Reihen gemeinsame Substantivum regelmäßig in der Hauptreihe steht und in der relativen Reihe nur durch seine leere Form angedeutet wird, — da ja gerade die Natur der Relation und Anlehnung des Satzes darin besteht, das Substantivum nicht selbst, sondern nur vertreten in sich zu haben —: so ist doch die Herübernahme desselben in die relative Reihe um so leichter, je lebendiger und bedeutungsvoller dieselbe ist. Da ihr ganzes Sein auf dieses Substantivum gerichtet ist, so läuft sie gewissermaßen gegen dasselbe an, und, wie ein Strom, der über seine Ufer tritt, nimmt sie es auch materiell auf, gerade weil sie es formell (im Relativum) schon in sich trägt; die Form, die nur mit Bezug auf diesen Inhalt gedacht wird, will sich mit diesem ihrem Inhalte füllen. So heißt es z. B. bei Cicero: Haec est enim, quam Scipio laudat in libris et quam maxime probat temperationem rei publicae. Der Hauptsatz haec est enim ist nur ein verstärktes Demonstrativum, und der ganze Inhalt des Gedankens liegt im Relativ-Satze; es wird weiter nichts gesagt als: Hanc enim Scipio laudat et probat temperationem. Statt also temperatio zum schwachen und

---

1) Das Pronomen relativum ist nach meiner Ansicht das einzige formale Pronomen. Die übrigen Pronomina sind mir Stoffwörter so gut wie alle andern Substantiva und Adjectiva.

längst aus dem Bewußtsein geschwundenen haec, das nur zur Anknüpfung dient, in Beziehung zu setzen, wird es von dem mächtig herrauschenden Strome des Relativ-Satzes mit fortgerissen. Zwei transitive Zeitwörter mit zwei Objecten haben wohl die mechanische Kraft sich ein mit ihnen eng verbundenes Substantivum als drittes Object zu unterwerfen.

Wenn sich nun noch die Kunst dieser natürlichen Unregelmäßigkeit bemächtigt, so kann eine sehr schöne Wirkung erreicht werden, die durch die regelrechte Construction wohl schwerlich zu erlangen sein dürfte; wie in dem Ciceronischen: Quae prima innocentis mihi defensio est oblata, suscepi (pro Sulla c. 33). Das gemeinsame Wort, der Kreuzungspunkt der beiden Reihen, defensio steht in der Mitte; die beiden Wörter, in denen sich die gegensätzliche Beziehung der beiden Reihen am meisten zuspitzt, welche also den Hauptton tragen, prima und suscepi, schließen die übrigen Glieder ein, wodurch zugleich der höchste Nachdruck und die vollste Abrundung erreicht wird, indem prima vom höchsten, suscepi vom tiefsten Ton getroffen wird. Nicht dieses aber, suscepi, durfte voranstehen, sondern jenes mußte es; denn prima etc. enthält die Aufgabe, die Schwierigkeit, welche die Erwartung, wie sich der von ihr betroffene Redner bewähren wird, anspannt und sich mit gespannten Stimmbändern, im höchsten Ton, ausspricht. Solche Erwartung muß nun befriedigt werden; in ruhigem Tone, mit abgespannten Stimmbändern, wird es gesagt: suscepi. Erst die Ruhe, dann die Spannung hätte ja keinen Sinn gehabt. Aber nicht bloß diese Berechnung auf den Hörer verlangte diese Stellung; der psychische Mechanismus des Redners selbst erzeugte sie nicht minder. Er weiß ja: suscepi, und darum interessirt es ihn weniger; aber ergriffen wird auch er selbst von den Umständen, unter welchen er es gethan hat; diese drängen sich mächtig hervor und besonders ist es prima, welches das Wichtigste aussagt und sich auch im Bewußtsein vor allen andern Vorstellungen vordrängt. Das nächst Bedeutungsvolle ist innocentis. Die Vorstellungen prima und innocentis aber gehören zu oblata; denn sie enthalten die Umstände, unter denen der Antrag geschehen ist. Sie mit suscepi zu verbinden: primam innocentis defensionem, quae mihi est oblata,

suscepi, wäre wenig sachgemäß gewesen. Mußte es also schon lauten: Quae prima innocentis mihi est oblata, defensionem suscepi, wie natürlich war es da, daß die mächtigen Vorstellungen prima und innocentis, die sich so eng auf defensio beziehen, dasselbe unmittelbar nach sich ins Bewußtsein zogen — das mihi ist mit Ciceronischer, ich meine künstlicher Bescheidenheit dazwischen gesteckt — worauf dann erst est oblata folgte. Nun war suscepi isolirt. Indem es aber so wie ein einsamer Fels steht, an dem sich die Woge des heranrauschenden Relativ-Satzes bricht, wird es machtvoll gehoben und gewährt den Charakter fester Ruhe und unerschütterlicher Sicherheit, wie der Inhalt selbst die andrängende Zumuthung im Relativ-Satz, die sichere Gewähr in suscepi enthält. — So wird in diesem Satze eine Wortstellung gewählt, welche dem Sachverhältniß und Gedanken-Inhalt am angemessensten ist, dem mechanischen Vorstellungslaufe des Redenden getreulich nachgeht, die Gemüthsbewegung der Hörer günstig leitet — und welche auch durch den Tonfall malt und noch dem Ohre durch seinen Rhythmus am meisten gefällt. Sehen wir ab von dem vorschlagenden quae und den eingeschobenen tonlosen Wörtchen mihi und est, so haben wir von prima bis oblata eine vierfache Senkung des Tones, welche durch eine Pause und das gewichtige suscepi gedämmt wird.

Die Verschränkung beruht aber keineswegs immer auf einer größern Macht des relativen Satzes. Nämlich noch ganz abgesehen davon, daß die Reflexion sich solcher Wendungen bemächtigt und sie gelegentlich aus sonstigen Rücksichten auch da anwendet, wo der Mechanismus der Seele selbst sie nicht erzeugt haben würde; kann auch, ganz im Gegentheil zu den vorstehenden Fällen, nicht die höhere Macht, sondern die geringe Bedeutsamkeit des Relativ-Satzes denselben Erfolg haben, wenn er sich nur seinem Inhalte nach vorzüglich innig dem Substantivum anschließt. So sagt ja in dem oben angeführten Beispiele: Quibus bestiis erat is cibus, ut alius generis bestiis vescerentur nicht mehr, als unsere Zusammensetzung: „den Raubthieren" [1]). Dies beweist allerdings zunächst den geringen Gehalt

1) Abermals ein Beispiel unserer verdichteten Vorstellungen im Vergleiche zum Denken der Alten.

des relativen Satzes, an den sich sogar noch ein anderer lehnt, aber auch zugleich, wie eng er dem Gedanken nach sich an das Substantivum anschließt, da diese Enge dem Zusammenhange zweier Glieder eines zusammengesetzten Wortes gleichkommt. Diese Innigkeit der Verbindung bewirkt auch ein Anschmiegen nach Stellung und Form.

Ganz ähnlich wie bei der Verschränkung der Relativ-Sätze verhält es sich mit der der Substantiv-Sätze, welche durch „wie, daß" eingeleitet werden, nur mit umgekehrt vertheilten Rollen: der Hauptsatz reißt das Subject des angelehnten Satzes an sich und macht es zum Object. Diese bei den Griechen so gewöhnliche Construction (vergl. Kühner, Ausf. gr. Gramm. §. 857. Krüger §. 61, 6) findet sich zwar im Lateinischen selten, hier aber gerade bei den beiden volksmäßigsten Schriftstellern Plautus und Terentius; z. B. Nosti Marcellum, quam tardus sit, statt: Nosti, quam tardus sit Marcellus. Die Hauptreihe geht hier allemal voran, und die in ihr liegende Vorstellung eines transitiven Verbums, nosti, hebt unmittelbar das Object des Verbums mit ins Bewußtsein. Dieses Object wird nun zwar der grammatischen Form nach durch die ganze folgende Reihe quam tardus sit M. gebildet. Diese Vorstellungsweise aber hat etwas Abstractes. Denn da der Inhalt des Satzes eigentlich im Prädicate liegt, so ist hier auch das Verbum der angelehnten Reihe, tardus est, Object des Verbums der Hauptreihe, nosti: das ist sicherlich nicht die lebendige sinnliche Anschauungsweise. Diese kennt nur Thätigkeiten, welche von Person auf Person (oder personificirte Dinge) gehen: nosti Marcellum; dies gesagt, wird näher angegeben, in welcher besonderen Beziehung hier Marcellus in Betracht kommt: quam tardus sit.

Es sind auch hier zwei Vorstellungsreihen: nosti M. und quam tardus est M., welche sich kreuzen in dem gemeinsamen Punkte M. Dieser wird nun, nachdem die erste Reihe abgelaufen ist, dreifach gehoben: erstlich unmittelbar von der Hauptreihe, in der er ja als Object ein nothwendiges Glied bildet; zweitens nochmals vom Hauptsatze, aber nur mittelbar, insofern dieser die angelehnte Reihe hebt, in welcher der Punkt M. nicht minder wesentlich inbegriffen ist; und drittens von den Gliedern der an-

gelehnten Reihe selbst, mit denen M. in engem Zusammenhange steht, und die, in Schwingung gesetzt, sich im Bewußtsein zu entwickeln streben. Dieser so stark begünstigte Punkt M. wird sich also schneller heben als die übrigen Glieder der zweiten Reihe, wird sich vordrängen und an die Spitze des Satzes stellen. Er verdankt aber die Macht, mit der er sich hebt, in viel höherem Grade dem Gesammtstreben der Hauptreihe, als dem partiellen Streben der einzelnen Glieder der angelehnten: so wird er leicht von jener verschlungen, er stürzt sich in sie hinein, und es heißt: Nosti Marcellum, quam etc.[1]).

So ähnlich auch der psychologische Proceß bei dieser, wir wollen sagen: substantivischen und bei der obigen relativen Verschränkung ist: so ist dennoch der grammatische Erfolg entgegengesetzt, die rhetorisch-ästhetische Wirkung dagegen doch wieder sehr ähnlich. Es scheint mir nämlich gerade das Gegentheil wahr von dem, was Kühner bemerkt (S. 611), daß durch diese Verschränkung der Substantiv-Sätze „der Nebensatz mit dem Hauptsatze inniger verbunden und gewissermaßen mit demselben zu einer Einheit verschmolzen“ würde. Oder ist etwa nicht, wenn wir die regelmäßige Construction: Nosti, quam tardus sit Marcellus, mit der verschränkten: Nosti Marcellum, quam tardus sit vergleichen, ist nicht die Verbindung der beiden Sätze in jener Construction inniger, als in dieser? ja, ist sie nicht ausschließlich in jener innig, und fast so groß, wie die Verbindung eines Verbums mit seinem durch eine Präposition vermittelten Objecte („ich denke an dich“), während in der andern diese Verbindung geradezu aufgelöst wird? Dort strebt nosti zu seinem Objecte, d. h. zum folgenden Satze; hier dagegen bildet nosti M. einen in sich befriedigten und befriedigenden Wortverein, hier ist kein Streben zum Folgenden. „Du kennst ihn“, das genügt; wir brauchen nicht mehr zu hören; quam tardus sit schleppt fast ganz für sich gehend nach, nur schwach durch eine Conjunction und den Conjunctiv an die Hauptreihe gelehnt. — Ganz anders verhielt

---

1) Die Fälle, wo das Substantivum an der Spitze des Satzes dennoch nicht in den Hauptsatz gezogen wird, sind verhältnißmäßig selten: *ἀνάγκη εἰδέναι, ψυχὴ ὅσα εἴδη ἔχει.*

es sich bei der relativen Verschränkung. Indem hier das Substantivum aus dem Hauptsatze, wo es unentbehrlich war, in den Relativ-Satz gebracht wurde, wo es überflüssig war: so mußte es im Hauptsatze dennoch gedacht, und zwar aus dem Relativ-Satze her ergänzt werden, wodurch jener mit diesem, trotz größerer Absonderung von ihm, eng verbunden wurde.

Auch das ist nicht wahr, was Kühner (das.) anmerkt, daß durch die Verschränkung „das Subject des Nebensatzes, welches den Hauptgegenstand der Betrachtung ausmacht, gleichsam mehr vor die Augen gestellt wird". Auch hier ist gerade das Umgekehrte wahr. Denn das Subject des Nebensatzes, Marcellus, ist zwar Gegenstand der Betrachtung; doch nicht auf ihn überhaupt, auf seine ganze Persönlichkeit, sondern auf das Besondere kommt es an, was das Prädicat von ihm heraushebt. Und es ist auch wirklich das Prädicat, welches durch die Verschränkung hervortritt, während das Subject in der Hauptreihe eine unbedeutende Rolle übernimmt. Wenn wir sagen: „Du kennst ihn, wie träge er ist", so fühlt wohl Jeder, daß „ihn" ganz tonlos zurücktritt; es könnte ja auch geradezu fehlen, sobald man nur ein intransitives Zeitwort in den Hauptsatz bringt: „Du weißt, wie träge er ist". Dagegen wird „träge" hervorgehoben, das hier ganz ähnlich von der Isolirung betroffen wird, wie suscepi in dem obigen Beispiele relativer Verschränkung. Eigentlich nämlich erhält der Nebensatz: „wie träge er ist", weil er nur so lose angelehnt wird, etwas Schleppendes, Nachhinkendes, da der Hauptsatz „Du kennst ihn" abgeschlossen ist und auf nichts Folgendes hinweist. Das Schleppende nun soll und muß durch eine stärkere Betonung, durch einen neuen kräftigen Ansatz weggeschafft werden; aber dadurch gerade wird der Nebensatz ausgezeichnet.

Indem wir jetzt endlich zur eigentlichen Attraction des Relativums übergehen, knüpfen wir wieder an die relative Verschränkung an. Wenn man sagt: *ὃν ζητεῖς ἄνδρα, οὗτός ἐστιν ἐνθάδε*, so ist das Verschränkung; man sage: *τὸν ἄνδρα, ὃν ζητεῖς, οὗτός ἐστιν ἐνθάδε*, so haben wir die regressive At-

traction, die des Substantivs durch das Relativum; man sage: ἥκω σὺν ᾧ ζητεῖς ἀνδρί, so ist dies progressive Attraction, d. h. das Relativum nimmt den Casus des Substantivums an. Welche psychologischen Verhältnisse werden nun die eine oder die andere Form bedingen?

Verschränkung, sahen wir, wird bewirkt theils durch den innigeren Anschluß des im Relativ-Satz ausgedrückten Gedankens an das bezogene Substantivum, theils durch den bedeutungsvolleren Inhalt des Relativ-Satzes, indem er innerlich und äußerlich schwerer ins Gewicht fällt, als der Hauptsatz. Wenn nun im erstern Falle das bezogene Substantivum der Hauptreihe in einem energischen Rectionsverhältnisse steht, wie z. B. in Abhängigkeit von einer Präposition, so theilt das Relativum wegen seines engen Anschmiegens an dieses Substantivum den Casus desselben: — progressive Attraction statt bloßer Verschränkung. Wenn ferner im andern Falle das Substantivum zwar kräftiger vom relativen Satze angezogen wird, als vom Hauptsatze, dennoch aber in sich selbst zu gewichtig ist, zu nachdrucksvoll gedacht wird, um sich ganz von der relativen Reihe ins Schlepptau nehmen zu lassen: so assimilirt es sich ihm bloß, d. h. nimmt den Casus des Relativums an: — regressive Attraction. Beides ist mit den Nebenumständen näher zu entwickeln. Beginnen wir mit dem Letzteren.

Die Ilias erzählt uns (10, 416), wie Dolon, der troische Späher, von Odysseus aufgegriffen und über die Verhältnisse im Lager der Troer ausgefragt wird. Dolon muß die vorgelegten Punkte einen nach dem andern beantworten. So kommt er auch auf die Bewachung des troischen Lagers. Der natürliche Gang der Vorstellungen ist hier offenbar der: „Nach den Wachen ferner fragst du; (Antwort:) es sind keine da". Diesem Laufe der Vorstellungen folgt auch Homer, und so läßt er den Dolon sagen: φυλακὰς δ' ἃς εἴρεαι, ἥρως, οὔτις κεκριμένη ῥύεται στρατὸν οὐδὲ φυλάσσει. Die Wachen stehen voran, und zwar als Gegenstand, der von der Frage getroffen wird; daher stellt er sich sogleich mit dem Accusativ im Bewußtsein ein, als sollte es lauten: φυλακὰς δ' εἴρεαι. Doch die Frage braucht Dolon als solche dem Frager nicht zu wiederholen.

Sie kann in der Antwort nicht einen Hauptsatz bilden, als wäre sie ein bedeutsamer Inhalt; nur in einen Nebensatz kann sie treten, als leise Erinnerung, worum des Punktes gedacht wird: daher ἃς εἴρεαι. So ist also wohl φυλακὰς von εἴρεαι bestimmt, attrahirt, aber doch keineswegs von ihm unterworfen, nicht in seinen Bezirk gezogen und verschränkt worden. — Ganz ähnlich verhält es sich mit dem 66. Verse in dem Hymnus an die Ceres: κούρην, τὴν ἔτεκον, γλυκερὸν θάλος, εἴδεϊ κυδρήν, τῆς ἀδινὴν ὄπ' ἄκουσα. Die trauernde Mutter erzählt. Die geraubte Tochter steht ihr aber durchweg im Vordergrunde des Bewußtseins. Der Gedanke ihres Verlustes nun erzeugt die Sehnsucht nach dem Verlorenen, und diese weckt fortwährend von neuem die Vorstellungen all der liebenswürdigen Eigenschaften, welche die Tochter besaß, all der Freuden, welche nun dahin sind. Die Mutter kann von der verlorenen Tochter nicht wohl etwas erzählen, ohne sich im Ausmalen des geschwundenen Glückes zu ergehen. Voran aber steht ihr das Eine, was für alles gilt: sie hat das Mädchen geboren: κούρην τὴν ἔτεκον; so war der Accusativ da. Noch aber kann sie sich vom Bilde der Tochter nicht trennen, sie schwelgt erst noch im Anblick und vergißt, was sie sagen will: „den süßen Sproß, die herrliche an Gestalt", natürlich im Accusativ; solches Mädchen hatte sie geboren! Nun aber besinnt sie sich auf das, was sie sagen will: „dieses Mädchens laute Stimme hörte ich". In τῆς faßt sie die vorstehenden drei Beiwörter zusammen, concentrirt sie noch einmal das ganze Bild und ihr ganzes Weh. Was sie so nach einem zwischengetretenen Gefühlserguß sagt, das hatte sie ursprünglich in der Absicht zu sagen: κούρης ἀδινὴν ὄπ' ἄκουσα. Das „Hören der schreienden Stimme" hob erst die Vorstellung κούρη und war also früher als diese, wie ja auch bei dem Ereignisse selbst in der Mutter das vernommene Schreien den Gedanken an die Tochter hervorrief. So wie sich aber κούρη hob, ward sogleich ἀδινὴν ὄπ' ἄκουσα verdrängt, das nun keinen Einfluß auf die Form von κούρη mehr üben kann; das Bild der Tochter, welches erst gezeichnet sein will, hebt sich so mächtig und so schnell, daß es die Fügung des κούρη im Entstehen abändert; das Wort selbst freilich kann es nicht mehr ganz in sich hinein-

ziehen; aber es zieht dasselbe an sich und verleiht ihm die Form; so entsteht κούρην τὴν ἔτεκον.

Die Assimilation des bezogenen Substantivums an das Relativum beruht also darauf, daß das Verbum des Nebensatzes zwar lebendig genug ist, um auf jenes Substantivum einzufließen, es zu formen, aber nicht früh genug in dem Bewußtsein ist, um dasselbe ganz zu unterwerfen. Der Relativ-Satz kommt später als das bezogene Substantivum, welches zuerst von dem Hauptgedanken, dem Ganzen, gehoben ward. Diese Hauptreproduction wird durch eine Association, in der das Substantivum steht, abgelenkt. Statt unmittelbar von der Vorstellung des Mädchens zu der ihres Schreiens überzugehen, weicht der Lauf der Vorstellungen ab zum Relativ-Satz. Dieser findet also die Stellung des Substantivums schon vor, und kann an ihr nichts ändern. Was er noch vermag, ist bloß, den Einfluß des Hauptsatzes auf den Casus abzuschneiden, und den seinigen dafür geltend zu machen. — Ganz so ist es in einem deutschen Volksliede auf den Tod der Königin Louise von Preußen:

> Meinen Tod, den sie beklagen,
> Ist für sie gerechter Schmerz (bei Grimm).

Von dem Gedanken des Ganzen geht der erste und mächtigste Stoß auf den Mechanismus aus. Durch ihn tritt das Substantivum „mein Tod“, wie dort φυλακαί, κούρη, an die Spitze. Es wird aber unmittelbar auch abgelenkt; denn der Zug, von welchem die Vorstellung „mein Tod“ gehoben wird, hebt auch die eng mit ihr associirte des Beklagens, welche demgemäß sogleich folgt. Letztere tritt nun wohl, vom Zwecke des Ganzen getrieben, in einen Nebensatz; aber, unmittelbar mit dem Substantivum gehoben, macht sie die Kraft der engen Association mit ihm doch insoweit geltend, selbst gegen die Hauptreproduction, daß sie dasselbe von dem Hauptsatze ganz abschneidet und ihm nach sich den Casus bestimmt.

Es liegt also hier ein Kampf einer Vorstellung gegen die Construction des Ganzen vor, oder einer partiellen Reproduction gegen die Hauptreproduction. Gemäß der letzteren ist jene Vorstellung zum Nebensatz herabgedrückt; nach ihrem eigenen Werthe aber und durch ihre Verbindung ist sie zu mächtig, um sich dies

ruhig gefallen zu lassen; sie strebt an gegen den Druck, den sie vom Zwecke und Hauptgedanken erleidet, und hat Kraft genug, die Richtung, nach welcher der Mechanismus, vom Zwecke bewegt, getrieben wird, zu durchkreuzen. Es ist in den obigen Beispielen wirklich ein Ansatz, der nur nicht zur Ausführung kommt, zu sagen: „Ich gebar das Mädchen" — denn obwohl es hier dem Zwecke gemäß nicht daran lag, dies auszusprechen; so stürmte eben der Schmerz an gegen die vom Zweck dictirte Construction und will nicht ihn, sondern sich ausgesprochen haben —; es ist ein Ansatz, der nur unterdrückt wird, wirklich zu sagen: „Sie beklagen meinen Tod, und der Schmerz, der in dieser Klage liegt, ist gerecht"; denn neben dem Tode, ist es die Klage über denselben, welche als bewegende Thatsache dem Sänger vorschwebt.

Wir kommen zur progressiven Attraction. Man vergleiche: Quam quisque norit artem, in hac se exerceat, mit *οἱ τεχνῖται ἀποκρύπτονταί πως τὰ ἐπικαιριώτατα ἧς ἕκαστος ἔχει τέχνης*, in wörtlicher Uebersetzung etwa: „Die Künstler verbergen doch immer den besten Griff welcher Kunst (statt „der Kunst, welche") ein jeder hat". Die ersten Worte des lateinischen und die letzten des griechischen Satzes haben denselben Sinn; beide Relativ-Sätze sagen nicht mehr als „seine Kunst", umschreiben also bloß ein Pronomen possessivum; sein = welche er hat. Darum sind sie auch sehr eng verbunden mit dem bezogenen Substantivum *τέχνη*, ars. Neben dieser Aehnlichkeit der beiden Sätze liegt aber auch ihr Unterschied auf der Hand. Im Griechischen ist es ein blasses, abstractes *ἔχει*, im Lateinischen ein lebendiges, concretes norit. Aber noch mehr. Auf dem norit ruht der Nachdruck; es bildet den doppelten Gegensatz, zu exerceat und zu einem bloß gedachten non norit — non exerceat. So hat es denn auch artem an sich gezogen und ganz unterworfen, was um so eher gelingen mußte, da arte im Hauptsatze nur wenig gehalten war; denn hier liegt so sehr aller Nachdruck auf hac, das den ganzen Relativ-Satz, also artem eingeschlossen, verdichtet in sich trägt, daß ein hinzugefügtes arte nur nachgeschleppt und den Ton geschwächt haben würde; ja dieses hac

stößt beinahe arte von sich, weil es mehr enthält, als bloß dieses Wort. Im griechischen Satze hat ἔχει nichts von solcher Kraft, es ist durchaus schwach. Es hat sich an τέχνη angeschmiegt, aber hat es nicht an sich gezogen; es kann also auch nicht über τέχνη bestimmen, sondern läßt sich von ihm bestimmen und kann nur mit ihm leiden. Es wirkt nicht mit zur Hebung von τέχνη und wirkt nicht gegen es; es wird eben nur von τέχνη gehoben und gehalten. Wird nun dieses kräftig vom betonten ἐπικαιριώτατα ins Bewußtsein gezogen und festgehalten, wird ihm hiermit der Genitiv gebieterisch aufgedrängt, so geht dieser Einfluß eben so sehr wie auf τέχνη auch auf das ihm noch unmittelbarer ausgesetzte Relativum. Dieses zwischen τέχνης, dem es so innig angehört, und dem regierenden Worte selbst, nimmt rein mechanisch, ohne Rücksicht auf das schwache ἔχει, ebenfalls den Genitiv an, als wäre es ein Artikel oder possessives Pronomen zu τέχνης. Denn so wie das den Genitiv fordernde Wort in das Bewußtsein tritt, hebt es τέχνης mit sich, der Gedanke eilt über den zwischengeschobenen Relativ-Satz, um den geforderten Casus verwirklicht zu haben, und dieser dehnt sich bei solchem Laufe der Vorstellungen auch über diejenigen Wörter aus, die ihm nicht genügenden Widerstand leisten.

Wenn nun aber der Relativ-Satz dem Substantivum folgt, so hat er eben schon diese Stellung nur deswegen, weil er selbstständiger, bedeutungsvoller ist. Dann ist aber ferner auch das Relativum nicht nur von dem Worte, welches dem Substantivum den Casus bestimmt, weiter entfernt und unabhängiger, sondern es wird auch andererseits noch von dem gewichtigen Verbum des Relativ-Satzes in fester Construction gehalten und gegen den ungehörigen Einfluß des anderen Wortes geschützt. So ist ganz unläugbar diese ganz eigentliche progressive Assimilation der Casus schwieriger zu erklären, als die vorher betrachteten Wendungen. Auch ist dieselbe bei Homer noch nicht mit Sicherheit nachweisbar, obwohl sich doch bei ihm die Assimilation des Substantivums an das Relativum, also die rückwirkende, wohl findet, wie wir gesehen haben. Auch lehrt die Analogie zwischen der Assimilation der Laute und der der Casusformen, daß hier wohl nicht minder als dort die Rückwirkung regelmä-

ßiger sei als das Vorschreiten, gerade weil in der Rückwirkung das Vorausgreifen des eilenden Gedankens sich bethätigt. Es ist darum die rückwirkende Assimilation des Substantivs an das Relativ sehr unpassend attractio inversa, „umgekehrte Assimilation" genannt worden. Sie ist nicht das Umgewandte; wir wären vielmehr versucht, sie als den normalen Proceß anzusehen, den wir oben aus durchaus natürlichen Verhältnissen erklären konnten. Dafür scheint auch das geschichtliche Verhältniß zu sprechen; denn wie sie schon bei Homer sich fand, so findet sie sich heute noch im deutschen Volksliede und im flüchtig lebendigen Gespräche selbst der Gebildeten. Sie gerade dürfte uns das Prototyp für die hier betrachteten Verhältnisse der Satzconstruction in dem so gewöhnlichen Falle darbieten: *οὐδενὸς ὅτου οὐ, οὐδενὶ ὅτῳ οὐ, οὐδένα ὅντινα οὐ* für: „Keiner ist, dessen, dem, den nicht" = „jedes, jedem, jeden". Wenn wir oben bei der Verschränkung bemerkten, daß haec est, quam ... temperationem nur so viel bedeute, wie das einfache hanc temperationem: so sehen wir in dem gegenwärtigen Falle, wie wirklich der vorwärts drängende Gedanke, der bedeutungslose Einschiebsel als unnütze Hemmungen nicht mag und überspringt, das Verbum *ἐστί* nach *οὐδεὶς* hat ausfallen lassen. Ferner hat er dann die klaffenden Wörter *οὐδεὶς ὅτου, οὐδεὶς ὅτῳ, οὐδεὶς ὅντινα*, die doch nur einen Begriff „jeder" bezeichnen, einander assimilirt, und zwar in rückwirkender Assimilation, d. h. aber eigentlich vorausgreifend. Weil der Geist bei *οὐδεὶς* schon im Voraus *ὅτου* u. s. w. dachte, darum wandelte sich rückwärts *οὐδεὶς* in *οὐδενός* u. s. w.

Indessen sind wir keineswegs gesonnen, nun etwa umgekehrt die Assimilation des Relativums an das voranstehende Substantivum als ein umgekehrtes und vielleicht antinormales Verhältniß anzusehen. Die Analogie mit der Assimilation der Laute kann uns hierzu nicht berechtigen. Denn da hier der progressive Proceß auch thatsächlich nur selten vorlag, konnten wir es wagen, ihn als bloßen ungesetzmäßigen Erfolg der Trägheit der Sprach-Organe anzusehen. Die Assimilation des Relativums aber an das Substantivum ist eine so häufig und bei den besten Schriftstellern vorkommende Thatsache, daß wir sie doch nicht als ungesetzlich, auch nicht als bloße Verdrehung der entgegengesetz-

ten Attraction ansehen dürfen. Der Einfall aber, sie durch bloßes Verirren der Organe zu erklären, wird wohl Niemandem kommen. Wir haben also zu versuchen, auch sie aus denselben Gesetzen zu entwickeln, die wir in den anderen Processen wirksam gesehen haben, und den verschiedenen, ja entgegengesetzten Erfolg aus der Verschiedenheit der Combination der bedingenden Verhältnisse abzuleiten. Wir haben in den so verschiedenen Erscheinungen der Verschränkung, der relativen, wie der substantivischen, dann in der Assimilation nicht nur des Substantivums an das Relativum, sondern auch schon des Relativums, wenn es vor dem Substantivum stand, an dieses — wir haben überall den Grund in dem Eilen und Vorausgreifen des Gedankens und in dessen Verhältnisse zum psychischen Mechanismus gesehen; und so dürfen wir hoffen, denselben Grund auch jetzt wiederzufinden, aber unter anderen Bedingungen.

Beginnen wir nun mit Fällen, welche einerseits zu den einfachsten gehören, und in denen sich andererseits die beiden Formen der Attraction begegnen, nämlich mit den correlativen Adverbien. Der Grieche sagte: „gehen dorther (κεῖθεν statt κεῖσε dorthin), woher er kommt". Dies ist die sogenannte regressive Attraction: die Partikel des relativen Adverbiums überträgt sich rückwärts auf das Demonstrativum. Der Regreß der Partikel „her" ist aber nur scheinbar, der Name „regressiv" ist schlecht gewählt und stammt aus jener Zeit, wo der Grammatiker nicht den lebendigen redenden Geist, sondern das todte Schriftzeichen vor Augen hatte; da schien ihm das „her" zurückgetreten zu sein. Nun sehen wir ja aber jetzt, wie vielmehr der vorwärts eilende Geist es ist, welcher den trägeren Mechanismus der Seele dadurch in Verwirrung bringt, daß er schon zum „her" eilt, während der Mechanismus noch beim „dort" weilt, wodurch dieser das „her" an das „dort" fügt, also vorausgreift. Eben so sagt man: „Auch anderswohin (ἄλλοσε statt ἀλλαχοῦ anderswo, an anderen Orten) wohin du kommst, wird man dich gern aufnehmen". Ferner: „Der von dort Krieg wird sich hierher ziehen" ὁ ἐκεῖθεν πόλεμος δεῦρο ἥξει statt: „Der dortige Krieg wird sich von dort hierher ziehen" — ein offenbarer Vorgriff. — Dagegen sagt man aber eben so häufig ὅθεν „woher" statt

ἐκεῖθεν ὅπου oder ὅποι „von dorther, wo oder wohin"; man sagt ὅπῃ oder ὅποι „wohin" für ἐκεῖσε ὅπου „dorthin, wo"; d. h. die Partikeln „her, hin" schieben sich nicht rückwärts, sondern nach vorn vom demonstrativen Adverbium auf das relative — also progressive Attraction, gerade wie der Casus des Substantivs vorwärts auf das folgende Relativum geschoben wurde. Was kann also der Grund sein, daß bei diesen correlativen Partikeln bald regressive, bald progressive Assimilation stattfindet? Ich wüßte keinen andern als den, daß allemal die Anschauung der Bewegung, also „woher" und„ wohin", die Anschauung der Ruhe „wo" verdrängt, weil sie die lebendigere ist; und daß abermals die annähernde Bewegung „von — her" sich an Stelle der entfernenden „hin" setzt.

Diese Fälle scheinen zunächst zu individuell, um über die Attraction überhaupt ein allgemeines Licht verbreiten zu können. Indessen müssen wir doch noch folgende Erscheinung in ihnen betrachten. Bei der regressiven Attraction findet nur Assimilation der Endungen statt; bei der progressiven ist der Proceß gewaltsamer, insofern hierbei das demonstrative Element ganz ausfällt; aus ἐκεῖ-θεν ὅ-που wird ὅ-θεν. Hieraus folgt, daß bei jenem Processe die beiden correlativen Elemente im Gleichgewicht stehen, da sie beide bleiben: während bei diesem das relative Glied über das demonstrative ein entschiedenes Uebergewicht haben muß, da letzteres schwindet. Hiervon aber ist zu unterscheiden das Verhältniß der Verba in den correlativen Sätzen. In der regressiven Attraction hat das Verbum des relativen Satzes, weil es die Bewegung und Annäherung ausdrückt, das Uebergewicht über das Verbum des demonstrativen Satzes, welches Ruhe und Entfernung bezeichnet. Und dies entspricht dem, was wir schon bei der regressiven Attraction kennen gelernt haben, daß sie nämlich auf einem Hervordrängen des Verbums im Relativ-Satze beruht. In der progressiven Attraction hat das Verbum des demonstrativen Satzes das Uebergewicht, eben weil in diesem Falle das Verbum der Bewegung und Annäherung zum demonstrativen Gliede gehört. Sehen wir nun, ob wir allgemeiner die progressive Assimilation von dem Uebergewichte des Verbums im demonstrativen Satze, d. h. aber im Hauptsatze, ableiten können. Dies haben

wir aber schon in den Fällen bestätigt gefunden, wo der Relativ-Satz vor seinem Substantivum stand. Denn daß in den oben betrachteten Beispielen das bestimmende und regierende Wort des Hauptsatzes nicht das Verbum war, sondern eine Präposition oder ein den Genitiv forderndes Substantivum, thut nichts zur Sache. Sehen wir nun, ob wir dasselbe Verhältniß auch in anderen Fällen nachweisen können.

Vom Einfacheren zum Verwickelteren aufsteigend, kommen wir zu Sätzen, welche den obigen Correlativen noch sehr nahe stehen; ich meine solche, in denen sich das Relativum auf ein ganz allgemeines Substantivum, wie *πράγματα* oder ein bloßes absolutes Demonstrativum im Neutrum *ταῦτα* bezieht. Dann fällt, gerade wie in den correlativen Sätzen das demonstrative Glied, jenes Substantivum oder Demonstrativum, ganz weg und das Relativum nimmt den Casus an (wie dort die Partikel), den jenes haben sollte, zumal wenn das Verbum des Relativ-Satzes wiederum von so allgemeiner abstracter Bedeutung ist, wie *ἔχειν*, *πράσσειν*, *εἶναι*, z. B. *πολλοὶ, ἐπιθυμήσαντες κύριοι εἶναι πάντων, διὰ ταῦτα καὶ ὧν εἶχον ἀπέτυχον* wörtlich: „Viele sich aller (Güter) bemächtigen wollend, gingen auch wes sie hatten (statt: dessen, was *τούτων ἅ*) verlustig“. Hier ist das Demonstrativum, welches man hinter *καὶ* ergänzen könnte, *τούτων*, ohne allen Nachdruck, weniger determinirend, als bloß eine Stütze für das Relativum (eine Krücke, die den fliegenden Geist nur hemmen würde, die er also wegwirft). Es hat an sich weiter gar keinen Inhalt, als eben den, welchen es erst im Relativ-Satz erhält. Es schließt sich also nicht bloß auf's engste an diesen an, sondern geht eigentlich in ihm auf und kann nur unmittelbar mit dem Relativum zugleich in's Bewußtsein steigen. Nicht nur also, daß der Gedanke solch gehaltloses Wort überfliegt: es selbst verschwindet im Relativum; so daß es gar nicht lautbar wird. Es war aber gehoben von dem inhaltsvollen Verbum des Hauptsatzes *ἀπέτυχον*. Dieses folgt zwar erst; aber es beweist die Kraft, mit der es schwingt und dem Bewußtsein zustrebt, dadurch, daß es das Demonstrativum mit dem Relativ-Satz zum Steigen brachte. Es fordert aber an dem Worte, welches von ihm gehoben ist, an seinem Objecte, den Genitiv. Dieser Casus fällt nun,

da das Demonstrativum gänzlich aus der Reihe geschwunden ist, auf das unmittelbar mit dem Demonstrativum gehobene Relativum, welches gegen solche Stellvertretung von seinem schwachen Verbum *ἔχει* nicht geschützt werden kann. Wie man, nach Jemanden werfend, der sich im Augenblicke des Wurfes fortbewegt, den trifft, der hinter ihm stand: so wirft das regierende Wort den Casus auf das Demonstrativum und trifft, weil dies geschwunden ist, das hinter ihm stehende Relativum. — Wir sehen auch hier jenes uns nun schon bekannte Vorauseilen und Vorgreifen des Gedankens hin nach dem schließenden *ἀπέτυχον*. Dieses, schon an der Schwelle des Bewußtseins harrend und nach Verlautung strebend, treibt den Mechanismus, die vorangehende Reihe schnell abzurollen, worüber das Demonstrativum ganz ausfällt und das Relativum aus seinem Zusammenhange mit *ἔχει* gerissen und in einen anderen, ihm dem Zwecke nach fremden, mit *ἀπέτυχον* versetzt wird. Hierdurch wird also eine Verschmelzung des Demonstrativum und Relativum mit einander bewirkt, wobei dieses den Stoff, jenes die Form liefert. Das eine verliert seinen Stoff, weil derselbe zu unbedeutend ist; das andere wird mit der leer gewordenen Form bekleidet, weil seine eigene Form von seinem Verbum nicht kräftig vertheidigt werden kann. — Oft geht das Wort, welches das Demonstrativum hebt und regiert, voran; es sei nun eine Präposition, wie *σὺν ῇ ἔχεις δυνάμει* „mit der du hast Macht" (statt: der, welche) oder ein Verbum wie *μεμνημένος ὧν ἔπραξε* „gedenkend des er gethan hatte", oder auch ein Substantivum oder substantivisches Wort, wie bei Sophokles: *οὐδὲν γὰρ ἂν πράξαιμ' ἂν ὧν οὔ σοι φίλον* „ich möchte nichts thun des dir nicht lieb" (nichts von dem was). Hier wirkt nicht bloß eine schwingende, sondern eine bewußte und noch stark nachtönende Vorstellung aus unmittelbarer Nähe.

Noch ein interessantes Beispiel. Häufig finden sich bei Demosthenes Sätze wie folgende: *οἷς οὖσιν ὑμετέροις ἔχει* (sc. *ὁ Φίλιππος*), *τούτοις πάντα τἄλλα ἀσφαλῶς κέκτηται*. Die ersten drei Dative sollten Accusative sein von *ἔχει* abhängig: „Was er, obwohl es unser ist, innehat, mit dem hält er alles andere in sicherem Besitz". Alle Wörter dieses Satzes vom ersten an strö-

men dem letzten zu: κέκτηται. Der Gegensatz zwischen der Hauptreproduction, die vom Zwecke oder Ganzen ausgeht, und der partiellen oder rein mechanischen, mit welcher die Theile des Satzes auf einander wirken, kann nicht größer, entschiedener sein, als hier. Der erste Stoß geht vom Zwecke aus auf κέκτηται, und dieses zieht mit großer Macht den ganzen Satz herauf, muß aber an der Schwelle des Bewußtseins warten und was es mit sich gezogen hat, vor sich in das Bewußtsein gehen lassen, weil ein Wort dicht dem andern folgt und ihm gewissermaßen den Eingang versperrt. Es hätte zuerst eintreten sollen; da es das nicht that, mußte es warten bis zuletzt. Es konnte aber nicht sogleich eintreten. Es drückt den Sachverhalt aus, welchen der Redner und das zuhörende Athen vor Augen hatten. Nicht darauf hat Demosthenes die Athener zu verweisen, was Philipp besitzt. Aber der tiefer blickende Staatsmann will dem leichtsinnigen Volke zeigen, wie Philipp seinen Besitz erworben hat. Dieses Mittel des Erwerbs ist aber nicht bloß für die Zuhörer das Wichtigere, es ist auch für den patriotischen Redner das Schmerzhafte: „Durch unser Eigenthum wird der Feind reich"! Dieses doppelten Interesses wegen verdrängt die Vorstellung des Mittels, welche sich unmittelbar mit der des Erwerbens hob, diese selbst, der sie ihr Steigen verdankt. „Der Feind benutzt unsere Waffen, um uns zu vernichten und sich zu bereichern", dieser Gedanke übereilt den des Erwerbens, weil er den Redner schmerzt und die Zuhörer aufrütteln soll. Bleibt nun also κέκτηται einstweilen harrend an der Thür, so ist doch der von ihm geforderte Dativ lebendig, und dieser wirft sich auf das Relativ und die mit ihm congruirenden Wörter. Das ἔχει verschwindet fast; wie könnte es vor dem mächtig erregten Dativ, fortwährend von dem treibenden κέκτηται gefordert, seinen Accusativ zur Geltung bringen!

Solche Verschmelzungen kommen in unserem heutigen Deutsch nicht mehr vor. Freier bewegt sich die formlosere französische Sprache, indem sie dem qui ein Casus-Zeichen vorsetzen darf, das eigentlich dem Demonstrativum gehört, welches letztere jedoch ausgelassen ist: Malheur à qui le voudra. Genauer genommen aber ist dies doch vielleicht bloße Auslassung des De-

monstrativums oder Behandlung eines Satzes (qui voudra) gleich einem Worte; denn es ist nicht sowohl qui, als der ganze Satz, zu dem à als Dativ-Zeichen gehört. Etwas der Attraction Aehnliches liegt auch vor in der Construction: c'est à vous, à qui je veux parler. Geht man aus von dem regelmäßigen c'est vous, à qui je etc., so möchte man hier eine regressive Attraction sehen. Man kann aber mit gleichem Rechte ausgehen von c'est à vous, que je etc.: dann läge ein progressiver Wandel vor; und diese Ansicht scheint mir die richtigere. Demnach möchte ich in jenem Satze eine Vermischung zweier Constructionen erkennen, dadurch bewirkt, daß im Geiste des Dichters die so mächtig hervortretende Vorstellung von der angeredeten Person zuerst das c'est à vous hervortrieb und dann auch noch das unpersönliche que umwandelte in à qui. Denn ein unbetontes à qui kann nicht wohl einem betonten vous sein à verleihen; aber recht wohl mochte ein mächtiges à vous sich noch einmal in einem à qui (statt des erforderlichen que) geltend machen. — Eine schöne, wirkliche und klare Verschmelzung aber zeigt uns das Mittelhochdeutsche, welches das Demonstrativum so mit dem Relativum wer verschmilzt zu swer = der welcher. Declinirt wird natürlich nur das zweite Glied der Zusammensetzung, das relative; und zwar nimmt es den Casus, den das Demonstrativum haben müßte. So liegt denn in Fällen wie: Seid willkommen swem (= dem, der) euch gerne sieht" der Proceß der progressiven Attraction klar vor Augen.

Schrittweise vorschreitend, bemerken wir, daß auch in Fällen, wo das Demonstrativum nicht absolut steht, als das allgemeine das, sondern wo es sich auf einen bestimmten vorher genannten Gegenstand bezieht, im Griechischen Assimilation des Casus und Ausfall des Demonstrativs eintritt: *μέλλουσιν ἑτέραν μεταλήψεσθαι δόξαν ἀνθ' ἧς νῦν ἔχουσιν* „Sie werden wohl eine andere Meinung bekommen statt welcher sie jetzt haben".

Wenn nun ferner auch zum Demonstrativum der Begriff einer unbestimmten Quantität, „alles, viel", hinzutritt, so wird dennoch der Proceß noch nicht geändert. Mittelhochdeutsch sagte man: und hat mich âne getân (beraubt)
alles des (alles dessen, was) ich solde hân.

Im Griechischen verschmelzen bekanntlich Demonstrativum und Relativum mit dem quantitativen oder qualitativen Begriffe, und es bilden sich Correlativa, und gelegentlich Assimilationen in derselben Weise, wie wir sie schon kennen gelernt haben. Ich würde hierüber kein Wort weiter verlieren, wenn nicht in diesen Fällen die progressive Assimilation des Casus selbst bei Homer sich fände. So erzählt uns die Odyssee, wie die Genossen des Odysseus in das Haus des Königs der Lästrygonen eintreten und daselbst dessen Weib finden: *τὴν δὲ γυναῖκα εὗρον ὅσην τ' ὄρεος κορυφήν* „so groß wie das Haupt eines Berges = *τοσαύτην ὅση ὄρεος κορυφή ἐστιν*. Es ist aber begreiflich, wie das transitive Verbum *εὗρον*, welches eben eine Begebenheit erzählt, sich mächtiger im Bewußtsein bewegt, als das abstracte *ἐστιν*, und den Nominativ, der zu diesem gehörte, als Accusativ an sich riß. Davor konnte *ἐστιν* so wenig schützen, daß es vielmehr selbst ausfiel, gerade wie jenes *ἐστι* (S. 162) hinter *οὐδείς*. Das Uebergewicht aber des Verbums des Hauptsatzes über das des Nebensatzes, worauf überhaupt die progressive Assimilation des Casus beruht, kann sich nicht klarer darstellen, als in diesem Beispiele. Ebenso *χαρίζομαι οἵῳ σοὶ ἀνδρί* statt *χαρίζομαι ἀνδρὶ τοιούτῳ, οἷος σὺ εἶ*, wo auch wir mit Attraction sagen: „Einem Manne, wie dir, willfahre ich gern“, statt: „wie du bist“.

Ferner kommen Fälle vor, wo neben dem Demonstrativum ein Adjectivum mit substantivischer Bedeutung steht; dann erfolgt bloße Assimilation des Casus am Relativum ohne Wegfall des Demonstrativums: *τῶν τοιούτων κακῶν οἵων* (statt *οἷα*) *νῦν δὴ εἴπομεν* oder *τούτων τῶν κακῶν, ὧν σὺ νῦν δὴ διῆλθες* [1]).

---

1) Solche Verbindungen, wie die obigen, müssen freilich Kühner als wahre Ungeheuerlichkeiten erscheinen. Er meint nämlich (a. a. O. S. 508): „Da die Attraction des Relativums aus dem Streben hervorgegangen ist, den Adjectivsatz mit seinem Substantiv dadurch zu verschmelzen, daß das Relativ, welches eigentlich dem Nebensatze angehört, durch die Congruenz der Form als ein attributives Adjectiv in den Hauptsatz aufgenommen wurde: so liegt am Tage, daß nur nach Auslassung des dem Relativ entsprechenden Demonstrativs die Verschmelzung eintreten kann“. Die Thatsachen zeigen aber, daß das Demonstrativum durchaus nicht immer ausfällt. Wie könnte es überhaupt wohl einer Betrachtungsweise, wie der Kühner'schen, die nur auf das Streben nach

Hier sind erstlich die Verba der Relativ-Sätze nur schwach. Bei solchen Verben des Sagens, Meinens findet sich auch im Lateinischen Attraction: hac quidem causa, qua dixi tibi. Zweitens aber wirkte hier neben dem Verbum des Hauptsatzes gewiß auch noch rein mechanisch der doppelt und dreifach vorangehende Genitiv (resp. Ablativ) auf das eng verbundene Relativum, indem er noch im Bewußtsein nachtönte und den schwachen Accusativ umstimmte. Denn in solchen Fällen, wo das Substantivum, auf das sich das Relativum bezieht, noch ein Demonstrativum bei sich hat, ist das Relativum nicht weniger eng mit ihm verbunden, als wo das Demonstrativum ausfällt. Dieses Schwinden des letztern ist für die Attraction nicht wesentlich und be-

---

einem vorausgesetzten und der Sprache untergeschobenen Zwecke sieht und aus dem Zwecke die Thatsachen erklären will, gelingen, die Thatsachen richtig und vollständig zu erklären, ja nur sie richtig aufzufassen. Kühner kommt in einen noch größeren Widerspruch, den er sogar selbst bemerkt. Er geht davon aus (S. 506), in der Attraction „strebe die Sprache danach, dem Adjectivsatze den Charakter eines einfachen mit seinem Substantiv zur Einheit eines Begriffes verschmelzenden Adjectivs zu geben". Nun aber findet Attraction statt auch da, „wo nicht nur das Demonstrativ im ersten Satze ausdrücklich gesetzt ist", sondern „selbst wenn der relative Satz substantivische Bedeutung hat", wie in dem oben besprochenen Satze des Demosthenes. Kühner hätte sich aber auch die Schwierigkeit vorhalten sollen, wie es nach seiner Auffassung nur möglich sei, die Attraction mit der Verschränkung zu vereinen. Er meint, durch diese Vereinigung „stelle sich die Verschmelzung des Adjectivsatzes mit seinem Substantiv noch deutlicher und schöner dar" (S. 507). Wie wäre das aber möglich? Denn während die Attraction darauf ausgeht, aus dem Adjectivsatze ein einfaches Adjectivum zu machen, will die Verschränkung „dem Adjectivsatze einen substantivischen Charakter verleihen". Letztere macht vielleicht die Sache dadurch wieder gut, daß sie „dem Substantiv dagegen einen attributiven Charakter verleiht". — Endlich aber wozu nach Kühner Attraction! Würde denn der Adjectivsatz mit regelmäßiger Construction des Relativums weniger „mit seinem Substantivum zur Einheit des Begriffs verschmelzen"? — Meine mehrfachen kritischen Bemerkungen über Kühner sollen den Verdiensten des Mannes, welche abzumessen ich mich gar nicht für berechtigt halte, keinen Abbruch thun. Ich möchte nur gezeigt haben, wie aus dem unbestimmten, gehaltlosen Princip des „Organismus", dem auch Kühner huldigt, sich nur mangelhafte Auffassung der Thatsachen, und Phrase statt der Erklärung ergeben kann, selbst wenn dasselbe von einem so gelehrten und sonst so tüchtigen Manne befolgt wird, wie von Kühner.

weist nur die geringe Wichtigkeit desselben. Wo es nun bleibt, da fördert es selbst die Assimilation des Relativs durch sein Uebergewicht über dasselbe.

Fassen wir nun unsere Untersuchung über die Attraction und die ihr ähnlichen oder verwandten Fälle zusammen, so sehen wir, daß sie alle im Allgemeinen darin bestehen, daß sich ein Streit erhebt zwischen zwei Verhältnissen, in denen dasselbe Wort steht, von denen das eine in das andere eingreift und es stört; oder, anders ausgedrückt, ein Streit zwischen zwei regierenden Wörtern, von denen sich das eine ein Glied aus dem Bezirke des andern unrechtmäßig unterwirft. Das eine dieser Verhältnisse, z. B. das des Relativums zum Verbum des Hauptsatzes, ist nur ein vermitteltes, vermittelt durch das Substantivum, auf welches sich das Relativum bezieht, und welches von jenem Verbum abhängig ist: während das andere Verhältniß, das des Relativums zum Verbum des Nebensatzes ein unmittelbares ist. Dennoch siegt in der Attraction das vermittelte Verhältniß. Dieser Streit konnte entstehen und konnte so regelwidrig entschieden werden, indem der eilende Gedanke sich damit begnügt, die Complexe der erkennenden Vorstellungen in den Zustand der Schwingung zu setzen, ohne die Entwickelung der schwingenden Elemente dieser Complexe zu Reihen bewußter Vorstellungen — welche Entwickelung er nothwendig dem psychischen Mechanismus überlassen muß — zu überwachen. Daher besteht, psychologisch betrachtet, das Wesen aller hierher gehörigen Fälle darin, daß im Streite der Hauptreproduction, die vom Gedanken des Ganzen ausgeht und gewissermaßen wie ein Befehl an den Mechanismus der Seele wirkt, und einer partiellen Reproduction, die auf den Verhältnissen der Mechanik der einzelnen Glieder beruht, bald die eine, bald die andere den Sieg davon trägt.

Dies ist bei der pro- und regressiven Attraction des Relativums ausführlich nachgewiesen. Es ist aber nicht minder klar auch in den einfacheren Fällen. Die substantivische Verschränkung (S. 154) z. B. findet auch statt, wenn der Substantiv-

Satz in der verkürzten Form des Infinitivs erscheint (Krüger S. 236. §. 61, 6 A. 8, Kühner §. 856): Ὁμήρῳ οὐ πιστεύεις καλῶς λέγειν; oder τὰ σκάφη μὲν οὐχ εἷλκον, πρὸς δὲ τοὺς ἀνθρώπους ἐτράποντο φονεύειν „die Fahrzeuge nahmen sie nicht, zu den Menschen aber wandten sie sich zu morden = aber die Menschen zu morden, wandte man sich. Hier stehen die sich bekämpfenden Wörter, das Verbum finitum und infinitum neben einander und bestreiten sich das Object. Wenn nun zwar dieses streng genommen zum Infinitiv gehört, so hat doch erstlich das persönlich bestimmte Verbum größere Lebendigkeit und es steht vor dem Infinitiv. Das Object zweitens tritt geradezu an die Spitze des Satzes, durch den Gegensatz oder den Nachdruck des Tones besonders hervorgehoben. Dadurch kommt es dem persönlich bestimmten Verbum näher zu stehen und ordnet sich ihm unter, wegen der größeren Nähe und der größeren Lebendigkeit desselben.

Auch bei den ganz einfachen Fällen zeigen sich dieselben Bedingungen. Wider Erwarten gewinnt das vermittelte Verhältniß das Uebergewicht über das unmittelbare durch eine besondere Hülfe. In dem oben angeführten hebräischen Beispiele, das gerade nur aus drei Wörtern besteht: „Der Bogen der Helden brechen", bezieht sich „brechen" auf „Bogen" unmittelbar und dadurch, mittelbar, auf „Helden". Die Hülfe kommt hier theils von der äußerlichen Berührung mit „Helden", theils von einer Art Sinnes-Construction: es sind die Helden selbst, welche in ihrem Bogen brechen. Man könnte daran denken, daß „der Bogen der Helden" doch in sich schon eine Mehrheit enthält. Daß aber wirklich mehr an die Helden selbst gedacht wird, beweist wohl das darauf folgende parallele Glied: „und die Schwachen gürten Kraft um".

Einen griechischen Fall, der nicht minder nur in drei Wörtern liegt, bietet uns Theokrit (17, 66): ὄλβιε κῶρε γένοιο statt ὄλβιος „möchtest du glücklich werden, Knabe". Das Wort ὄλβιος, das sich auf γένοιο unmittelbar, auf κῶρε mittelbar bezieht, wird dennoch von diesem an sich gerissen. Nur ist dies doch nicht in der Weise geschehen, daß wir sagen dürften, jene Wörter bedeuteten eigentlich „glücklicher Knabe, möchtest du das

werden". Denn das würde weniger ein kühnes Vorausgreifen, als ein muthloses sich Besinnen mit eingestandener Voreiligkeit verrathen. — ὄλβιος tritt naturgemäß voran; denn es enthält den Inhalt des Wunsches, der zum Ausbruch drängt. Ohne sich als eigentliches Attribut mit κῶρε zu verbinden, kann es erstens rein mechanisch den Vocativ von ihm erhalten; es kann zweitens, abermals rein mechanisch, durch die Gewohnheit, daktylisch zu sprechen, ὄλβιε sich den Lippen des Sängers dargeboten haben, womit sicherlich Theokrits dichterischer Würde kein Abbruch geschieht. Drittens aber kann die Verwandtschaft zwischen dem Vocativ — dem optativen Casus — und dem Optativ — dem vocativen Modus — an ὄλβιε den Vocativ bewirkt haben. Insofern wäre sogar regelmäßige Congruenz da. Nun meine ich aber nicht, daß der eine oder der andere dieser Gründe wirksam gewesen sei; sondern sie sind es alle drei gewesen, einer wie der andere dem Dichter unbewußt.

Ich erinnere schließlich noch ausdrücklich daran, daß alle hier besprochenen Processe nicht absolut nothwendig sind, sondern nur relativ, und zwar in doppelter Weise. Erstlich sind sie bloß national, und wir bewegen uns hier in der Völker-Psychologie. Was im griechischen und auch noch im altdeutschen Geiste vorging, kann sehr leicht in unserm Geiste unmöglich sein. Aber auch wo jene Processe national möglich waren, hatten sie doch keine beständig gleichmäßige Nothwendigkeit für das Individuum; dieses konnte häufig auch streng regelmäßig reden. Wo es aber in der besprochenen Weise von der Regel abwich, da können außer den allgemeinen Gründen in jedem Falle noch ganz besondere obwalten. Diese darf die Wissenschaft unbeachtet lassen. Aber wenn sich Nebengründe zeigten, welche bei einem Volke mit einer gewissen Beständigkeit aufträten, wenn sich hierdurch die Constructionen der einen Sprache von denen der andern durch einen bleibenden Zug unterschieden, so müßte die Völker-Psychologie wohl dergleichen beachten. Und so scheint mir in der That die deutsche Attraction sich von der griechischen in der Veranlassung zu unterscheiden.

Wenn wir heute einen Satz hören oder lesen, wie er im Mittelhochdeutschen möglich war: „Er hat mich beraubt alles

des ich hatte", so haben wir mehr das Gefühl, als wäre „des" nicht Relativum, sondern Demonstrativum, und als wäre das Relativum „was" ausgefallen. Für die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts schon möchte ich der deutschen Sprache die Fähigkeit der Attraction entschieden absprechen; was einer solchen aus jener Zeit ähnlich sieht, ist wirklich nur Auslassung des Relativs, die wir heute noch im Englischen finden, die sich aber unter uns nicht bestimmter entwickelte und nicht erhielt. Bis ins 13. Jahrhundert aber hatten wir allerdings die Freiheit der Attraction: das hat Grimm unerschütterlich bewiesen. Indessen gesteht Grimm selbst, daß im 13. Jahrhundert und in der folgenden Zeit „sich allmählich auch in einzelnen Beispielen der Attraction ein Gefühl solcher Auslassung festgesetzt haben mag". Wir haben also hier nicht bloß eine allgemeine Erscheinung des deutschen Nationalgeistes, sondern auch einen historischen Wandel zu beobachten. Da nun aber diese Umwandlung der Attraction in Auslassung des Relativs sich im Griechischen nicht findet, so dürfen wir hoffen, in dem Grunde dieser Aenderung des Sprachgefühls zugleich die Verschiedenheit zwischen der griechischen und deutschen Attraction zu entdecken.

Der Gang, den die deutsche Redeweise nahm, scheint der gewesen zu sein, daß man zuerst völlig aufhörte neben dem attrahirten Relativum noch das Demonstrativum zu gebrauchen. Da diese beiden Pronomina im Deutschen gleichlautend sind, oder genauer gesprochen, da das deutsche Relativum nur das Demonstrativum ist, welches durch die Weise der Verwendung und Betonung relativen Sinn erhält, so mußte bei der Attraction eine Verbindung entstehen wie „alles des, des". Das Schleppende solcher Wiederholung mußte gerade um so fühlbarer und störender werden, als die Attraction ja das Erzeugniß der Voreiligkeit war, mit der das Demonstrativum das Relativum hob und formte, also an sich zog, ohne abzuwarten, zu welcher Form dasselbe durch sein regierendes Verbum bestimmt würde. Zu diesem negativen Grunde kommt ein positiver. Weil Demonstrativum und Relativum gleichlautend waren, konnte leicht eines ausfallen: wie wir uns auch z. B. häufig so verschreiben, daß wir von zwei ganz gleichen, auf einander folgenden oder nur wenig

getrennten Sylben oder Wörtern das eine auslassen. Das schneller vorgehende Denken meint schon beim zweiten Gliede zu sein, wenn die Feder oder die Zunge noch beim ersten ist. Aus dieser Analogie schon geht hervor, daß eigentlich nicht das erste „des“, sondern das zweite, d. h. das relative, wegfällt. Daß aber gerade nach dieser Analogie der Ausfall des einen Gliedes vor sich ging, und nicht nach der Weise der griechischen Sprache, wo das Demonstrativum übersprungen ward, bedarf noch eines besonderen Grundes. Dieser scheint mir gegeben in dem trochäischen Gange der deutschen Rede im Gegensatze zu dem iambischen der griechischen Sprache, welchem gemäß der Deutsche das Demonstrativum stärker betonte, als der Grieche. Die Verbindung „derjenige, welcher“, welche diese Hervorhebung des Demonstrativums ausdrückt, fehlt der griechischen Sprache nicht; aber sie wird ungleich weniger gebraucht, als bei uns. Beim Griechen ist das Uebereilen des Demonstrativums zu dem Relativum hin, d. h. Auslassung des ersteren, die Regel — Verbindungen wie *τούτων τῶν κακῶν ὧν* sind eben Ausnahmen —: im Deutschen ist gerade im Gegentheil das Anziehen des Relativums durch das überwiegend betonte Demonstrativum die Regel, daher fiel das Relativum aus. Das zeigt sich klar in den Conjunctionen. Wir sagen: „Seitdem er todt ist“ statt „seitdem daß er“, d. h. wir lassen das Relativum aus und halten das Demonstrativum fest; der Grieche sagte ἐξ *οὗ*, *ἀφ' οὗ*, „seit welchem“, *ἄχρι οὗ*, *εἰς ὅ*, bis (daß).

Es ist ferner nicht zu vergessen, daß in der Sprache jedes einmal im schöpferischen Augenblicke neugebildete Wort und jede glücklich versuchte Wortverbindung, wie alle Vorstellungen des Geistes, im Redner wie im Hörer ein ideal dauerndes Dasein gewinnen und sich bei günstiger Gelegenheit reproduciren. Sobald daher einmal jene lautlichen und syntaktischen Assimilationen in einem besonders dazu geeigneten Worte oder Satze gebildet waren, konnten sie sich in Fällen reproduciren, wo sie wohl nicht ursprünglich entstanden wären; ja sie konnten sogar im Dienste stylistischer Kunst absichtlich gesucht oder vermieden werden.

Dies erinnert endlich an die Frage nach der Berechtigung jener Processe, nach ihrem Werthe, kurz an ihre ästhetische Beurtheilung. — Für die Assimilation erstlich ist zu bemerken, daß alle mühevoll hervorgebrachten Laute dem Ohre mißfallen, wie ihm leichter Fluß und harmonische Mischung der Laute gefallen. Die Nähe zweier Laute, die entweder zu fern von einander liegen, oder die umgekehrt ihrer Natur nach zu ähnlich sind, hat etwas Disharmonisches; der Uebergang von einem zum andern ist im ersten Falle ohne Brücke, im andern Falle ein zwar nur kurzer, aber schmaler Steig über eine Kluft. Der psychische und der organische Mechanismus erleichtern die Arbeit, indem sie die Laute einander theils anähnlichen, theils angleichen. Hier ist jedoch Maß zu halten, und zwar in doppelter Rücksicht. Die Assimilation ist ein Proceß des blinden Mechanismus, dem der Zweck des Gedankens gegenübersteht. Dieser darf jenem gegenüber niemals zu kurz kommen. Das Wesen der Rede ist freie geistige Thätigkeit; die Wirkung des Mechanismus aber beruht auf einer gewissen physischen und psychischen Trägheit, und sein Eingreifen in die Rede stammt aus einem Mangel an Aufmerksamkeit oder an Energie. Ist auch dem Geiste ein leichtes Sich-Gehen-Lassen, ein Sich-Wiegen in schönen Formen gestattet, so darf er doch nie der Trägheit und Schlaffheit verfallen, daß nicht, so zu sagen, die chemischen Affinitäten der Laute über ihren geistigen Gehalt das Uebergewicht erlangen, daß der Mechanismus nicht den Organismus zerstöre. Es gilt also erstens den Zweck mit dem Mechanismus auszusöhnen, diesem nachzugeben, ohne jenen zu opfern. Zweitens aber: die Sprache ist nicht bloß nicht Gesang, nicht angenehmes und gefälliges Tönen; sondern auch, wenn man dem Mechanismus zu viel Bequemlichkeit gestattet und die Arbeit härterer Articulation scheut: so wird die Sprache nicht wohllautend, sondern weichlich. Die Kraft-Anstrengung wird zur Erzeugung des Schönen durchaus erfordert; nur darf sie nicht sichtbar werden; wo sie aber fehlt, wird es übel empfunden. Um hier die glückliche Mitte zu halten, ist die ursprüngliche Sinnlichkeit, verbunden mit Anlage zu Geistigem, eine gewisse kindliche Natürlichkeit des Nationalgeistes erforderlich, wie der alte sanskritische Inder, der Grieche und

der Römer sie hatten. Die reinste Mitte stellt der Grieche dar; denn während der Römer schon an Kindlichkeit verloren hatte, ist im Sanskrit die ursprüngliche Natürlichkeit noch zu groß. Die Laute leben hier noch in einer zu großen Selbständigkeit; ihre mechanischen Processe haben noch eine zu weite Ausdehnung. Die beiden Extreme dieser beiden Richtungen liegen in den neueren Sprachen vor. Die Töchtersprachen des Sanskrit einerseits haben die geistige Energie immer mehr verloren: darum ist ihre Natürlichkeit immer mehr geistlose Sinnlichkeit, schlaffes Nachgeben gegen die unorganischen Affinitäten der Laute geworden. Unter theilweise ähnlichen, aber theilweise auch wesentlich verschiedenen Verhältnissen ist aus dem Lateinischen die Versinnlichung und Verweichlichung der romanischen Sprachen, besonders des Italiänischen hervorgegangen. Der Römer bildete von ag, mit Anfügung einer Bildungs-Sylbe actum; so war dem Mechanismus nachgegeben, der Leichtigkeit der Aussprache und dem Wohllaut gehuldigt, ohne daß dem Gedanken Abbruch geschehen wäre; die Bestandtheile des Stammes werden nicht wesentlich geändert. Wenn aber der Italiäner atto, fatto, petto sagt, so ist einerseits der Gedanke verkürzt; denn der Zusammenhang mit dem Stamme ist verwischt. Es wird weniger dem Gesetze des Mechanismus als seiner Tyrannei gehorcht; der Mechanismus dient nicht, wie er sollte, dem Organismus, er löst ihn auf und läßt ihn zerfallen. Man war der Sinnlichkeit und Trägheit ergeben, und der Gedanke hatte nicht mehr Energie genug, sich innerhalb der mechanischen Kräfte durchzusetzen. Dies bestraft sich aber auch andererseits dadurch, daß der Laut selbst an natürlicher Kraft verloren hat. Er ist nicht weich, sondern schlaff und weichlich; es wird gelallt. — Die deutsche Sprache hat im Gegentheil sich der Tyrannei des Gedankens unterworfen, welche dem Laute keine Rücksicht schenkt. Das Volk, dem Bach und Händel, Gluck, Haydn und Mozart, und Bethoven angehören, hat die Sprache ganz den Forderungen des Wohllautes entzogen. Und daß dies dem tieferen und wesentlichen Wohllaute der Sprache nicht geschadet hat, beweisen alle unsere guten Dichter. Diese Andeutungen mögen für dies Mal genügen.

Was nun die Attraction betrifft, so ist sie ein logischer Feh-

ler — wenn man den Fehler begeht, die sprachlichen Erscheinungen an der Logik zu messen. Ich habe schon an den einzelnen Fällen neben den Ursachen auch die ästhetische Wirkung der obwaltenden Processe dargelegt. Wir haben gesehen, wie die sprachliche Form der lebendige Abdruck der psychologischen Bewegungen der Vorstellungen ist. Mit solchen Vor- und Rückgriffen, wie sie in den von uns betrachteten Processen obwalten, entwickeln sich im lebendigen Denken die Reihen unserer Vorstellungen. Darum wirken auch jene Assimilationen der Casus, die sprachlichen Abbilder dieser Entwickelungen, so belebend auf den Gedankenlauf des Hörenden. Sie vermeiden nicht nur das Lose, Schlaffe und Schleppende, sondern auch die Einförmigkeit. Sie sind ein Mittel, die Einseitigkeit der Sprache, die sich nur in der Reihenform entwickeln kann — gegenüber der vielfältigen Verschlingung und, so zu sagen, stereometrischen Gruppirung der Gedanken — zu durchbrechen. Hierzu dient freilich schon die grammatische Form überhaupt, und so muß der Hörende allemal die Wörter des Satzes unter einander in eine vielfältigere Verbindung bringen, als in die der Reihenfolge. Durch die Attraction aber wird er in viel kräftigerer Weise zu solcher Zusammenfassung veranlaßt, weil sich hier nicht in gewohnter Weise ein sprachliches Glied an das andere bindet, sondern mitten aus dieser sich auf- und abrollenden Gliederkette ein Glied mehrere zugleich mit sich hebt und mit sich verschlingt. Das Folgende kündigt sich schon an durch seine Wirkung auf das Vorangegangene; das Vorangegangene hält sich fester im Bewußtsein oder tritt in dasselbe zurück durch eingreifendes Nachwirken auf das Folgende. Kurz das Leben und Gegeneinander-Wirken der schwingenden Vorstellungen wird uns durch jene grammatischen Erscheinungen lebendiger vorgeführt. Diese sind also wohl als unregelmäßig anzusehen, aber nicht als Zerstörungen des sprachlichen Organismus, sondern nur als heilsame Störungen, welche den ruhigen Lauf des Lebensprocesses durch einen ungewöhnlichen Reiz beschleunigen, den Herzschlag und das Athmen verstärken. Attractionen wirken wie spirituose Genüsse.

Eine so lebendige Gedankenbewegung, wie sie in den syntaktischen Assimilationen vorliegt, setzt Reichthum und Bestimmt-

heit der grammatischen Formen und einen lebhaften Volksgeist voraus, in einem Grade, wie beides nur bei den Griechen sich fand. Wo der Zweck vorherrschend wird, wie bei dem Römer; wo das Denken immer abstracter und schärfer wird und sich immer mehr in die wissenschaftlich strenge, d. h. logische, Form begiebt, wie bei uns und noch mehr bei dem Franzosen; wo die Bestimmtheit der Wortformen verloren gegangen ist, wie bei allen neueren Völkern: da schwinden auch jene syntaktischen Processe immer mehr, und die Rede fließt ruhig im eisernen Geleise mehr oder weniger unausweichlicher Formen, ja im Französischen, und theilweise auch bei uns, sogar am Gängelbande einer conventionellen Wortstellung. — Hierzu kommt noch etwas. Die klassischen Schriftsteller der Griechen sind zwar ferner davon, als wir, so zu schreiben, wie sie sprachen. Aber wenn sie auch kunstmäßig arbeiteten, so war es doch mehr ein natürlicher Drang, dem sie folgten, ein ästhetisches Gefühl, nach dem sie maßen, ohne grammatische Analyse; denn Grammatik gab es bekanntlich selbst zur Zeit des Demosthenes noch nicht. Für die Richtigkeit der Sprache hatten sie also noch keinen anderen Maßstab, als das schöpferische Sprachgefühl selbst. Unsere neueren Schriftsprachen dagegen sind von Männern gebildet, welche Alle grammatische Gelehrsamkeit besaßen. Was sie niederschrieben, maßen sie sogleich an ihrem abstract grammatischen Maßstabe, und schreibend hatten sie auch Muße, zu messen und zu ändern, gerade zu biegen und abzuschneiden, wie ihre Vorstellungen von Richtigkeit es mit sich brachten.

Eine richtige Auffassung und Würdigung solcher Erscheinungen, wie wir sie eben besprochen haben, kann vielleicht dazu beitragen, uns wenigstens die Freiheit der Sprache zu bewahren, die heute noch im Volksmunde lebt, und diese sogar nach Analogie zu erweitern.

H. Steinthal, Dr.

Ueber die Wichtigkeit und Bedeutung der Sprache

für das tiefere Verständniß des Volkscharakters, mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Sprache, ein Beitrag zur Völkerpsychologie. Von Prof. H. Wedewer. Frankfurt a. M. 1859.

Ich gestehe gern, daß ich die vorliegende Schrift schon wegen ihrer Ankündigung als „ein Beitrag zur Völkerpsychologie" mit einer gewissen Genugthuung begrüßte. Als ich im Jahre 1851 zuerst über Völkerpsychologie sprach, glaubte ich kaum hoffen zu dürfen, der Gedanke werde vor dem Schluß dieses Jahrzehndes auch außer meinem nächsten Kreise so ernst und scharf aufgefaßt werden, daß von fern her Beiträge zu seiner Verwirklichung erscheinen würden.

Wie schwer es manchen gebildeten und vielleicht auch gelehrten Kreisen noch werden mag, Sinn und Ziel dieses neuen Zweiges der Wissenschaft zu erfassen, hat u. a. die Anzeige des ersten Heftes d. Z. in der Wiener Zeitung Nr. 86 ausgesprochen; der Verfasser derselben beweist, daß er in den Gedankengang vollständig eingedrungen; die einleitenden Worte aber lauten also: „Völkerpsychologie ist ohne Zweifel ein kühnes Wort, wenn man sich darunter nicht ein bloß zufälliges Paradoxon denken soll, eine bloß witzige Aneinanderreihung von Begriffen, die eigentlich einander ausschließen. Ist die Psyche nicht einzig und allein in den Individuen als solchen vorhanden? Allein" u. s. w. Offenbar also hat er entweder Aehnliches darüber gehört, oder seine Phantasie giebt ihm eine Vorstellung von dem, was sich gewisse Kreise bei Nennung ihres Namens unter Völkerpsychologie denken möchten. Um so erfreulicher ist es, daß gleich nach dem Erscheinen des ersten Heftes unserer Zeitschrift, welche der neuen Wissenschaft Eingang und Vorarbeiten schaffen sollte, auch schon selbstständige Arbeiten aus ihrem Gebiete zu Tage kommen.

Der Verfasser der vorliegenden Abhandlung entwickelt mit vorwiegender Rücksicht auf Humboldt und Heyse zunächst das Verhältniß der Sprache zum menschlichen Geist überhaupt. Sehr eingehend zeigt der Verfasser dann, wie man schon aus den bloßen Lautsystemen, noch klarer aus dem größeren oder geringeren Wortvorrath für Dinge und Begriffe aus gewissen Kreisen, am tiefsten aber aus der Bezeichnungsweise selbst und aus der Syntax den Charakter, die Neigungen und Fähigkeiten eines Volkes ermessen könne; endlich wie die großen Umgestaltungen des Volksgeistes bei den Wendepunkten seiner Geschichte auch auf das äußere und innere Wesen der Sprache sich erstrecken. M. L.
